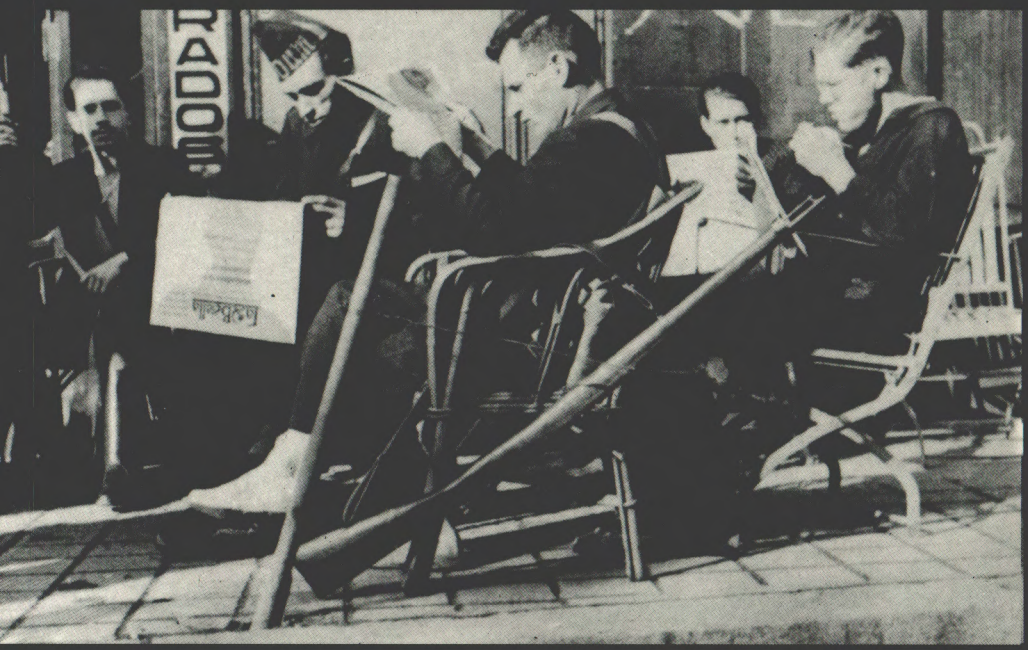
Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit



No. 11

Germinal

Aus dem Inhalt:

Binnendifferenzierung und Konfliktrationalität in der Bochumer und Langendreerer Bergarbeiterschaft 1860 bis 1914

Der erste Prozeß des Volksgerichtshofs gegen die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) im Sommer 1936

Das Leben des Emilio Lopez Arango

Trotzki und die nationale Frage auf der Balkanhalbinsel

Die Geburt der Einheitsfronttaktik: Die russische Dimension

Gewalt und Revolution

Sozialismus als Realfiktion. Eine Dokumentation

Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Jörg Hausmann, Johannes Materna

Anschrift der Redaktion: Wolfgang Braunschädel
Oskar-Hoffmann-Str. 121
D-4630 Bochum 1
Tel.: 0234/330756

Das ARCHIV kann abonniert werden; da die Herausgeber sich weder hinsichtlich des Umfangs noch der Erscheinungsweise bestimmten Regeln unterwerfen, werden die Hefte mit einer Preisermäßigung von 20 % einzeln berechnet.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit. -
Fernwald (Annerod): Germinal-Verl.
Erscheint unregelmäßig. - Nr. 6 (1984) - Nr. 8 (1987) u.d.T.:
Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit. - Früher im Verl. Kramer, Berlin. - Aufnahme nach Nr. 9 (1989)
ISSN 0936-1014
NE: Bochumer Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit
Nr. 6 (1984) -
Verl.-Wechsel

© Germinal Verlag, Siemensstr. 16, 6301 Fernwald (Annerod)
1. Auflage 1991
Layout: Jörg Hausmann
Druck: Montania-Druck, Dortmund
ISBN 3-88663-411-6
ISSN 0936-1014

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Inhalt:

Zu diesem Heft 6

Robert Laube
"...der Zeitpunkt, wo die Ehre es nicht mehr zuläßt, das Bremsen weiter zu betreiben!" - Binnendifferenzierung und Konfliktrationalität in der Bochumer und Langendreerer Bergarbeiterschaft 1860 bis 1914 9

Siegbert Wolf
"...bis die Bestie Kapitalismus niedergerungen und der Moloch Staat zertrümmert ist." Der erste Prozeß des Volksgerichtshofs gegen die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) im Sommer 1936 71

Willy Buschak
Das Leben des Emilio Lopez Arango 101

Rolf Wörsdörfer
Trotzki und die nationale Frage auf der Balkanhalbinsel (1908 - 1914) 125

Aleksandr. J. Watlin
Die Geburt der Einheitsfronttaktik: Die russische Dimension 141

Jacques Wajnsztejn
Gewalt und Revolution 167

Sozialismus als Realfiktion.
Frühe linkskommunistische Kritik am sowjetischen Staatskapitalismus. Eine Dokumentation 189

Rezensionen und Hinweise

Hans-Arthur Marsiske, Eine Republik der Arbeiter ist möglich. Der Beitrag Wilhelm Weitlings zur Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika 1846 - 1856, Hamburg 1990, (= Forschungsberichte des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Bd. 5);
Wilhelm Weitling. Ein deutscher Arbeiterkommunist: Materialien der internationalen Arbeitstagung Wilhelm Weitling, Geschichte - Theorie - Perspektive vom 27. bis 29. September 1988 in Hamburg, Hrsg. v. Lothar Knatz und Hans-Arthur Marsiske, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 1989 *(Alexander Brandenburg)* 213
Erik Gamby, Edgar Bauer. Junghegelianer, Publizist und Polizeiagent. Mit Bibliographie der E. Bauer-Texte und Dokumentenanhang, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus 32, Trier 1985;
Edgar Bauer, Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852-1861. Herausgegeben von Erik Gamby, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus 38, Trier 1989 *(Wolfgang Braunschädel)* 217
Reinhart Kößler, Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 1990 *(Rolf Wörsdörfer)* 220
Bärbel Meurer, Bürgerliche Kultur und Sozialdemokratie. Eine politische Ideengeschichte der deutschen Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1875, Berlin: Duncker & Humblot, 1988 *(Karl Andres)* 222
Dokumente aus geheimen Archiven, Band 4: 1914 - 1918. Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung in Berlin 1914 - 1918. Bearbeitet von Ingo Materna und Hans-Joachim Schreckenbach unter Mitarbeit von Bärbel Holtz, Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger, 1987 *(Karl Andres)* 224
A.G. Löwy, Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Leben und Werk Nikolai Bucharins. Anhang: Interview mit Swetlana Gurwitsch-Bucharina, Wien: Promedia-Verlag, 1990 *(Rolf Wörsdörfer)* 227
Wladislaw Hedeler/Horst Helas/Dietmar Wulff, Stalins Erbe. Der Stalinismus und die deutsche Arbeiterbewegung, Berlin-DDR: Brandenburgisches Verlagshaus, 1990 *(Reiner Tosstorff)* 229
Leo Trotzki, Schriften 1. Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur. Band 1.1 (1929-1936), Band 1.2 (1936-1940), Herausgegeben von Helmut Dahmer, Rudolf Segall und Reiner Tosstorff, Hamburg: Rasch und Röhring Verlag, 1988 *(Wolfgang Braunschädel)* 229
Louis Sinclair, Trotsky: A Bibliography, 2 Bde., Aldershot: Scolar Presss, 1989 *(Reiner Tosstorff)* 232
Ruth Fischer/Arkadij Maslow, Abtrünnig wider Willen. Aus Briefen und Manuskripten des Exils, hrsg. v. Peter Lübbe, mit einem Vorwort v. Hermann Weber, München: Oldenbourg, 1990 *(Reiner Tosstorff)* 233
Hans Schafranek, Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland 1937-1941, Frankfurt am Main: ISP-Verlag, 1990;
In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR, Berlin: Dietz Verlag, 1991 *(Wolfgang Braunschädel)* 236
Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1989;

Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz, 1990 *(Sabine Behn)* 239
Hans Mommsen, Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933, Berlin: Propyläen Verlag, 1989 *(Wolfgang Braunschädel)* 243
Norbert J. Schürges, Politische Philosophie in der Weimarer Republik. Staatsverständnis zwischen Führerdemokratie und bürokratischem Sozialismus, Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1989 *(Johannes Materna)* 246
Arbeiterbewegung und Faschismus. Faschismus-Interpretationen in der europäischen Arbeiterbewegung, herausgegeben von Helga Grebing und Klaus Kinner, Essen: Klartext-Verlag, 1990 *(Jörg Hausmann)* 247
Herrschaftsalltag im Dritten Reich. Studien und Texte, herausgegeben von Hans Mommsen und Susanne Willems, Düsseldorf: Schwann im Patmos Verlag, 1988 *(Johannes Materna)* 250
Rolf Wörsdörfer, Klientel oder Klasse? Arbeiterbewegung und Sozialisten in einer städtischen Gesellschaft Süditaliens (Der Fall Messina 1900-1914), Frankfurt: ISP-Verlag, 1988 *(Wolfgang Braunschädel)* 252
Wayne Thorpe, "The Workers Themselves". Revolutionary Syndicalism and International Labour, 1913 - 1923, Dordrecht/Boston/London: Kluwer Academic Publishers - International Institute of Social History: Amsterdam, 1989 *(Reiner Tosstorff)* 254
Dominique Noguez, Lenin dada, Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft, 1990 *(Hugo Nada)* 257
Roberto Ohrt, Phantom Avantgarde. Eine Geschichte der Situationistischen Internationale und der modernen Kunst, Hamburg: Edition Nautilus, 1990 *(Wolf Raul)* 260
Johannes Agnoli, Die Transformation der Demokratie und andere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg: Ca ira-Verlag, 1990 *(Wolfgang Braunschädel)* 263
Geronimo, Feuer und Flamme. Zur Geschichte und Gegenwart der Autonomen. Ein Abriß, Amsterdam: Edition ID Archiv im IISG, 1990 *(Wolf Raul)* 266
Heinz Wilhelm Hoffacker, Entstehung der Raumplanung, konservative Gesellschaftsreform und das Ruhrgebiet 1918 - 1933, Essen: Reimar Hobbing GmbH Verlag, 1989 *(Anton Panner)* 268
Philipp Sommerlad, Vom "Hessebub" zum "Bochumer Jungen": 70 Jahre sozialistische Bewegung in Bochum (1878-1948), hrsg. für den Bochumer Kulturrat e.V. von Peter Friedemann, Jörg Hausmann und Edgar Heinevetter, Essen: Klartext Verlag, 1990;
Philipp Sommerlad und die Bochumer Sozialdemokratie. Dokumente und Materialien, hrsg. v. der Geschichtswerkstatt im Bochumer Kulturrat e.V., Bochum 1991 *(Doris Lindemann)* 270
Deutschlandwahn und Wirtschaftskrise. Gelsenkirchen auf dem Weg in den Nationalsozialismus, Teil 1: Die antidemokratische Allianz formiert sich, hrsg. von Heinz-Jürgen Priamus, Essen: Klartext Verlag, 1991 *(Frank Gentges)* 273
Hinweise 275
"Nichts ist einfach hier..." - Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim ist eröffnet *(Robert Laube)* 295

Zu diesem Heft

Im Frühjahr 1919 gehörte Langendreer, seinerzeit noch ein selbständiger Ort, heute ein Stadtteil Bochums, zu den Zentren einer das gesamte Ruhrgebiet erfassenden Streikbewegung, die sich u.a. für die Einführung der Sechsstundenschicht und die Anerkennung der Arbeiter- und Soldatenräte aussprach. Ausgehend von diesen Ereignissen versucht **Robert Laube** in seinem Beitrag, den sozialgeschichtlichen Hintergründen und Ursachen dieser für deutsche Verhältnisse ungewöhnlichen Aktivitäten an einem konkreten Beispiel auf die Spur zu kommen. Wie das Ruhrgebiet insgesamt, erlebte auch Langendreer in den Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende eine rasante industrielle Entwicklung, die eine grundlegende Umwälzung tradierter sozialer Strukturen mit sich brachte. Indem die überkommene ständische Rechtsstellung des Bergmanns durch die rasche Kapitalisierung des Bergbaus in Frage gestellt wurde und althergebrachte Verhaltensweisen und Mentalitäten sich urplötzlich mit den zahlreichen neu angeworbenen Arbeitskräften, insbesondere aus dem Osten, konfrontiert sahen, geriet das gesamte soziale Gefüge in eine Phase der Verunsicherung, die zugleich einherging mit der Suche nach neuen Bindungen. Die so entstandene neue Bergarbeiterklasse war zum einen durch eine komplexe, u.a. von der sozialen Herkunft sowie religiösen und politischen Überzeugungen geprägten Binnendifferenzierung gekennzeichnet, entwickelte aber zum anderen auch gegenüber den neuen Kapitalgesellschaften eine die unterschiedlichen mentalen Milieus überbrückende Solidargemeinschaft, der die soziale und politische Ausgrenzung aus der autoritären wilhelminischen Gesellschaft zunehmend fragwürdig wurde. Der Versuch, diesem Ansinnen während des Ersten Weltkrieges mit der Beschwörung einer partei- und klassenlosen Gesellschaft entgegenzuarbeiten, schien zumindest für einen kurzen historischen Augenblick - die Revolutionsphase der Jahre 1918 bis 1920 - gründlich zu mißlingen, ehe, unter tätiger Mithilfe von Sozialdemokratie und Gewerkschaften, die soziale und politische Integration der Arbeiterschaft doch noch gelingen sollte.

Siegbert Wolf widmet sich in seinem Beitrag einem Kapitel aus der letzten Phase der Geschichte der "Freien Arbeiter-Union Deutschlands" (FAUD). Bereits vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten war aus der ehemals mitgliederstarken FAUD eine eher marginale, im politischen Alltagskampf nahezu bedeutungslose Organisation geworden; in den ersten Jahren des nationalsozialistischen Regimes wurden auch die letzten Widerstandsaktivitäten anarchosyndikalistischer Kreise zerschlagen. Ende August 1936 fand vor dem Oberlandesgericht Darmstadt ein Prozeß gegen sieben Anarchosydikalisten statt, der sich nicht nur dadurch auszeichnete, daß mit der Festnahme der sieben Angeklagten ein gutes anderthalbes Jahr zuvor die illegale Organisationsstruktur der FAUD im südwestdeutschen Raum zerschlagen worden war, sondern insbesondere auch dadurch, daß dies der erste Prozeß des berüchtigten Volksgerichtshofs gegen Mitglieder der FAUD war. Wolf zeichnet in seinem Beitrag nicht nur den Verlauf des Prozesses, sondern auch die den Angeklagten zur Last gelegten Aktivitäten in allen Einzelheiten nach, so daß der Leser ganz nebenbei auch einen recht detaillierten Einblick in die illegalen Organisationsstrukturen sowie die seinerzeit inhaltlich vertretenen Positionen erhält.

Im Anschluß an seinen in Heft 10 dieser Zeitschrift veröffentlichten Beitrag über die Geschichte anarchistischer Bäckereiarbeiter in Argentinien in den ersten Jahrzehnten

dieses Jahrhunderts widmet sich **Willy Buschak** erneut einem Thema aus der großen Zeit des argentinischen Anarchismus, der zugleich deutlich werden läßt, daß auch ehemals bekannte und angesehene Persönlichkeiten der anarchistischen Bewegung nicht vor dem Vergessen gefeit sind. Emilio Lopez Arango, in Spanien geboren und im Jahre 1909 nach Argentinien ausgewandert, gehört heute zu jenen Aktivisten der anarchistischen Bewegung, an die sich auch in Argentinien kaum noch jemand erinnert. Dabei stand er seinerzeit ein gutes Jahrzehnt lang im Zentrum des argentinischen Anarchismus, ehe er im Oktober 1929 einem Mordanschlag zum Opfer fiel. Als Redakteur der anarchistischen Tageszeitung "La Protesta" war er an allen wichtigen Auseinandersetzungen jener Jahre an führender Stelle beteiligt; angesichts der Faszination, die die russische Revolution zumindest zeitweise auch auf anarchistische Kreise ausstrahlte, entwickelte Arango eine grundlegende Kritik nicht nur am Bolschewismus, sondern auch am Marxismus im allgemeinen. Gegenüber dem marxistischen Fortschrittsdenken, das in den Augen Arangos viel zu sehr ökonomischen Kategorien verhaftet ist, beharrte er auf einem Verständnis von Emanzipation, in dessen Mittelpunkt das jeweils konkrete Individuum mit seiner moralischen und ideologischen Komplexität steht.

Das Thema, dem sich **Rolf Wörsdörfer** in seinem Beitrag widmet, erscheint auf den ersten Blick von bloß historiographischem Interesse zu sein; tatsächlich aber erweisen sich die dort geschilderten Ereignisse angesichts der gegenwärtigen sozialen Umbrüche in Südosteuropa von äußerster Aktualität. Die soziale, politische, religiöse und mentale Zersplitterung hatte diese Region schon vor dem ersten Weltkrieg zu einem, wie Trotzki es ausdrückte, *"Hexenkessel, der Europa periodisch mit Explosionen gedroht hatte"*, werden lassen; diese explosive Gemengelage hat tatsächlich, wie insbesondere die gegenwärtige Entwicklung in Jugoslawien zeigt, trotz oder möglicherweise auch gerade wegen der jahrzehntelang herrschenden autoritären Regime, nichts von seiner Sprengkraft verloren. Die sogenannte nationale Frage, von der man nach den beiden Weltkriegen dieses Jahrhunderts annehmen konnte, daß sie zumindest in Europa keine dominierende Rolle mehr spielen würde, erweist aufs Neue ihre ungeheure Brisanz. Wörsdörfer erinnert in seinem Beitrag nicht nur an die Erfahrungen, die Trotzki als Korrespondent während der kriegerischen Auseinandersetzungen in Südosteuropa in den Jahren vor 1914 gesammelt hatte, sondern auch an die Konsequenz, die er schließlich daraus zog: die Idee der *"Vereinigten Staaten von Europa"* - daß Trotzki sich darunter etwas anderes vorstellte als die gegenwärtige europäische Wirtschaftsgemeinschaft, versteht sich von selbst.

Ein Ergebnis des Ersten Wetkrieges war die bis heute anhaltende Zersplitterung der sozialistischen Bewegungen. In Konkurrenz zur Zweiten Internationale wurde im Frühjahr 1919 die Dritte Internationale ins Leben gerufen; daneben existierte für eine kurze Zeit die von linkssozialistischen Parteien gegründete "Internationale Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Parteien", auch bekannt als sogenannte 2 1/2. Internationale, die sich aber schon im Frühjahr 1923 mit der Zweiten Internationale zur "Sozialistischen Arbeiter Internationale" vereinigte. **Aleksandr J. Watlin** beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem insbesondere in linkssozialistischen Kreisen vorangetriebenen Versuch, der Zersplitterung der internationalen Arbeiterbewegung mit Einheitsfrontkonzepten entgegenzuwirken. Er richtet sein Augenmerk dabei insbesondere auf die Diskussionen und Auseinandersetzungen in der Sowjetunion, wobei die besonderen Beziehungen zwischen der russischen Kommunistischen Partei

einerseits und der Kommunistischen Internationale andererseits eine dominierende Rolle spielten. Es zeigt sich dabei, daß nicht nur rechte Sozialdemokraten die Versuche einer Zusammenarbeit der drei internationalen Organisationen erfolgreich boykottierten, sondern auch, daß seitens der Komintern spezifisch sowjetische Interessen bei den Verhandlungen eine dominierende Rolle spielten; angesichts dieser Konstellation waren die Ende 1921 und Anfang 1922 geführten Verhandlungen zum Scheitern verurteilt.
Die revolutionäre Linke der westlichen Metropolen hat sich seit den Auf- und Umbrüchen der sechziger Jahre in ungezählten Sackgassen verrannt; eine dieser Sackgassen halten mit penetranter Naivität jene Organisationen besetzt, die seinerzeit dem Glauben verfielen, mit der Übernahme von hier und da in der sogenannten Dritten Welt angewandten Guerillamethoden den Aufstand in den Metropolen erproben und durchführen zu können. Daß diese Methoden ihren angeblichen Zielen gegenüber total kontraproduktiv sind, hat sich mittlerweile hinlänglich herumgesprochen, daß hier und da einige Individuen und Gruppierungen an diesem jeglichen emanzipatorischen Vorstellungen Hohn sprechenden Konzept festhalten, dient allenfalls jenen staatlichen Organen, zu deren Ebenbild die selbsternannten Revolutionäre längst geworden sind. Angesichts dieser Erfahrungen stellt sich für **Jacques Wajnsztejn** die Frage, ob und inwieweit sich ein als revolutionär verstehendes Individuum angesichts der gegenwärtigen sozialen Realität nicht notwendigerweise in Aporien verfängt, die zwischen individueller Revolte einerseits und mit revolutionären Ansprüchen einhergehenden Organisationsversuchen andererseits keinen rechten Ausweg mehr zeigen. In der Auseinandersetzung mit den Aktivitäten und Erfahrungen der französischen Gruppierung "Action Directe" weist er darauf hin, daß diese Form von terroristischer Politik nur im Kontext einer gesellschaftlichen Entwicklung zu verstehen ist, die durch eine weitreichende Individualisierung und eine damit einhergehende Zerstörung kollektiver Identitäten gekennzeichnet ist.
Angesichts der revolutionären Ereignisse des Jahres 1917 in Rußland herrschte in der gesamten Linken trotz aller Fraktionierungen und Spaltungen zumindest in einem Punkt Übereinstimmung: Dem autoritären zaristischen System weinte niemand eine Träne nach. Wenig übereinstimmend waren allerdings die Einschätzungen der bolschewistischen Politik; nicht nur von Sozialdemokraten - was angesichts der konsequenten Unterdrückung sozialdemokratischer Organisationen im neuen Rußland verständlich ist -, sondern auch aus linkskommunistischer Sicht wurde schon bald heftige Kritik an der Entwicklung in der Sowjetunion geübt. Der Versuch der Bolschewiki, nach dem Scheitern ihrer Hoffnungen auf eine unterstützende Revolution insbesondere in Deutschland, auf dem Wege über das neu geschaffene Vermittlungsorgan Komintern zunehmend Einfluß auf die nichtrussischen kommunistischen Parteien zu nehmen und die Oktoberrevolution als Modellfall jeglicher kommunistischen Revolution zu etablieren, wurde von westeuropäischen Linkskommunisten auf marxistischer Basis einer grundlegenden Kritik unterzogen. Angesichts des endgültigen Zusammenbruchs der Sozialismen sowjetischer Machart erscheint es wieder einmal an der Zeit zu sein, auf die linkskommunistische Kritik am sich etablierenden Realsozialismus hinzuweisen, um somit dem Mißverständnis vorzubeugen, Marxismus ließe sich auf die Realpolitik leninistischer Provenienz reduzieren; die Dimensionen einer solchen Kritik auszuloten, ist Ziel und Zweck der von **Wolf Raul** zusammengestellten Texte.

Robert Laube

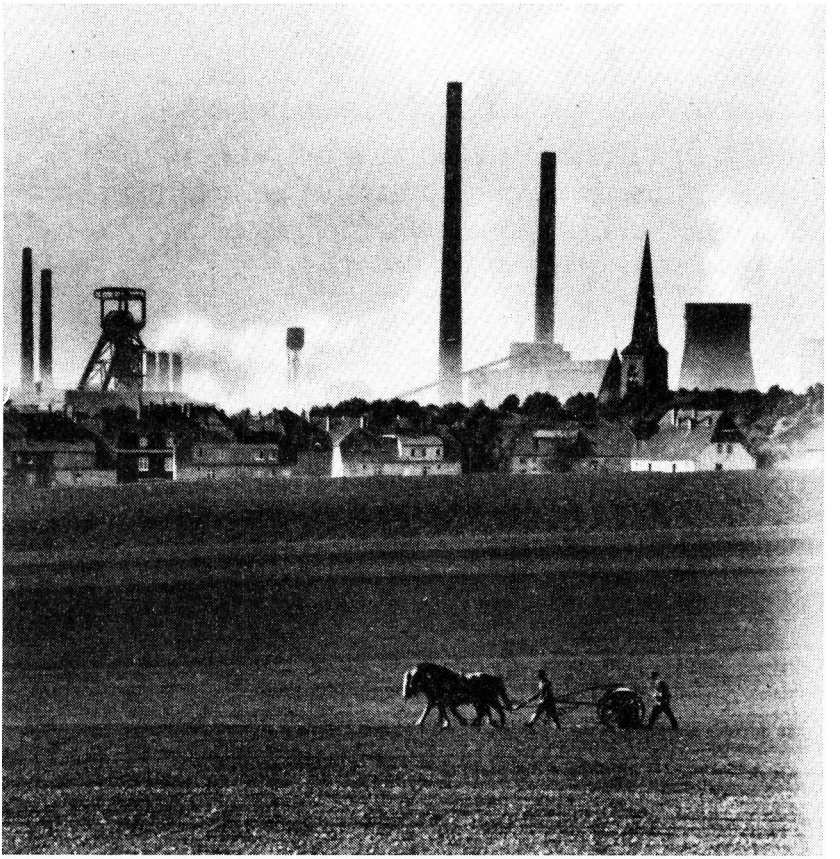
"...der Zeitpunkt, wo die Ehre es nicht mehr zuläßt, das Bremsen weiter zu betreiben!" Binnendifferenzierung und Konfliktrationalität in der Bochumer und Langendreerer Bergarbeiterschaft 1860 bis 1914

Langendreer ist heute ein Stadtteil im Osten Bochums. Kurz vor dem ersten Weltkrieg war der Raum Langendreer ein vom Bergbau bestimmtes Industriegebiet, ein städtisch überformtes, schnell wachsendes Dorf.

Auf den folgenden Seiten soll nicht die gescheiterte Stadtwerdung Langendreers diskutiert werden - auch wenn diese Karriere als klassisch für die Dörfer des entstehenden Industriereviers gelten kann (z.B. für Hamborn, Borbeck, Buer, Hoerde). Vielmehr liegt hier eine Regional- und Lokalstudie aus der politischen Provinz vor, die für einen begrenzten Raum mentale, soziale, wirtschaftliche Aspekte aus der Phase der Industrialisierung zusammenträgt, um ein Verstehen des "deutschen Weges" in den ersten Weltkrieg zu erleichtern. Mithin kann diese Studie als Beitrag zu der vieldiskutierten Frage nach dem Realitätsgehalt von Alternativen zum historisch Faktischen verstanden werden, oder anders formuliert: Die Wehlersche These von der Unfähigkeit des Wilhelminismus zur fundamentalen Reform[1] muß es sich hier nolens volens gefallen lassen, auch mit lokalgeschichtlichen Methoden "vor Ort" überprüft zu werden.

Diesem Ansatz liegt folgender Gedankengang zugrunde: Die Hochindustrialisierung walzte die ständische Rechtsstellung des Bergmannes nieder, überschwemmte den ehrenwerten Stand mit ethnisch wie religiös fremden Kameraden, pferchte die Bergleute, die bislang halbe Bauern waren, in Wohn'konserven' und - später - in Kolonien zusammen und stellte regelmäßig die Krisen des Kapitalismus bis in die Lohntüten der Bergarbeiter durch. Im Reflex auf diese Existenzbedingungen veränderte sich das sozial-moralische Milieu des Bergmannes und damit sein Verhalten. Der 'neue Bergarbeiterstand' war außerordentlich heterogen. Gleichwohl fanden sich die nach Religion, Herkunft, politischer Überzeugung differierenden Individuen am Arbeitsplatz und im Lohnbüro in einer gemeinsamen Lage wieder.

Die neue Bergarbeitersubkultur wurde von Binnendifferenzierung entlang der konkurrierenden Loyalitäten geprägt. Der Gewerkschaftspluralismus war ein sichtbares Zeichen für eine - keineswegs vorurteilsfreie - Akzeptanz von unterschiedlichen Identitäten. Diese Subkultur produzierte allerdings auch eine diese Unterschiede überbrückende Solidargemeinschaft, die unter gewerkschaftlicher Anleitung erstaunlich rasch ein erfolgsorientiertes Arbeitskampfverhalten entwickelte. Diese



Bergarbeiter-Identität zwischen Förderturm, Kirche und Scholle: Blick auf Werne, undatiert. (Presseamt Stadt Bochum, Nr. 9295/5)

Rationalität im Umgang mit Unterschieden und Konflikten war - nicht zuletzt durch eine auch das Bürgertum beeindruckende Disziplin - ein auf längere Sicht dem innenpolitischen Arsenal des Wilhelminischen Deutschland überlegenes Instrument: Die ökonomische und - weit mehr - soziopolitische Ausgrenzung der Arbeiterklasse geriet zunehmend unter Legitimationsdruck.

Das Dilemma der wilhelminischen Gesellschaft gründete in dem Umstand, daß eine Einbeziehung der Arbeiterklasse in das gesellschaftlich-politische Leben zugleich die Loyalität der 'staatstragenden' feudalen und industriellen Eliten zur Disposition gestellt hätte. Mithin weist die Subkultur der Bergarbeiter, deren frappierende Modernität etwa in einem gleichsam tarifpartnerschaftlichen Auftreten der Gewerk-

schaften ihren Ausdruck fand, über die innenpolitischen Möglichkeiten des wilhelminischen Deutschland hinaus.
In diesem Sinne belegt auch diese 'Geschichte vor Ort' die Nicht-Reformierbarkeit des Wilhelminismus. Tatsächlich wurde in Deutschland 1914 der verzweifelte Versuch unternommen, durch Annexionen die Loyalität sowohl der Eliten als eben auch des Proletariats zu sichern. Dieses sozialimperialistische Experiment führte in die Deutsche Revolution 1918/19, auch in Langendreer.
Im März 1919 wurde Langendreer Zentrum einer Streikbewegung im westfälischen Ruhrgebiet, deren Ziele die Sechs-Stunden-Schicht, die Anerkennung der Arbeiter- und Soldatenräte, die Bildung einer *"revolutionären Wehr"*, die Entwaffnung der Polizei und die Aufnahme diplomatischer und wirtschaftlicher Beziehungen zu Sowjet-Rußland waren.[2] Damit setzten sich die Bergarbeiter gegen eine Brutalisierung der politischen Auseinandersetzungen zur Wehr, die nicht zuletzt von Gruppen forciert wurde, welche das staatliche Gewaltmonopol zu verkörpern und durchzusetzen hatten. So ging der Streikbewegung eine Demonstrationsauflösung in Witten voraus, die elf Tote und viele Verletzte forderte. Daß Sozialdemokraten nun in vielen Gemeinden, Städten und in der Nationalversammlung stärkste Kraft waren, konnte die Legitimität staatlicher Gewalt offenbar nicht mehr retten, waren es doch 'sozialdemokratische' Sicherheitswehren, die in Witten geschossen hatten.
Es ist evident, daß im März 1919 Arbeiter wie selbstverständlich ihre Interessen eigenständig zu formulieren suchten - und zwar als berufsständische Solidargemeinschaft, vorbei an allen Organisationen, vorbei an der Verantwortung für das 'gesellschaftliche Ganze' und an den Anforderungen durch die Politik, stur geradeaus auf dem Wege eines 'gnadenlosen' Gruppenegoismus.
Eine Beurteilung dieses Verhaltens hängt von den Kriterien ab und somit vom Standort des Urteilenden. Unstrittig sollte hingegen sein, daß dieses Verhalten Faktor wie auch Produkt eines historischen Prozesses ist. Daraus folgt notwendig, daß Distributionsprobleme und vergleichbare Konfliktsituationen eben nicht zwangsläufig mit Mitteln des Gruppenegoismus gelöst werden. Die hier angedeutete Geschichte - und also Bedingtheit - von solchen Verhaltensmustern läßt sich auch anhand der Geschichte Langendreers exemplifizieren.
Wie auch andernorts führten die veränderten Rechts- und Besitzverhältnisse zusammen mit der Hungerkrise 1815/16 zur Kriminalisierung breiter Bevölkerungskreise durch 'Selbstversorgung' insbesondere aus dem bisherigen Gemeinbesitz.[3] Die *"Menschen glaubten durch die Noth dazu berechtigt zu seyn"*, lautete die wohl zutreffende Analyse des unterentwickelten Unrechtsbewußtseins durch den Dorfprediger Müller.[4]
Etwa eine Generation später führte eine veränderte Rechtsstellung - die Liberalisierung des Bergbaus - erneut zum Konflikt zwischen staatlichem und Unterschichten-Rechtsbewußtsein. Dem Gegenstand gemäß traten die betroffenen Bergleute 1858 in Langendreer nicht vereinzelt in den Konflikt ein, sondern als Kollektiv. *"Ohne Unrecht zu thun"* war ein Weiterarbeiten für die Belegschaft der Zeche "ver.(einigte) Walfisch" nicht möglich. Sie bestand auf den alten Rechten, *"da diese Rechte*

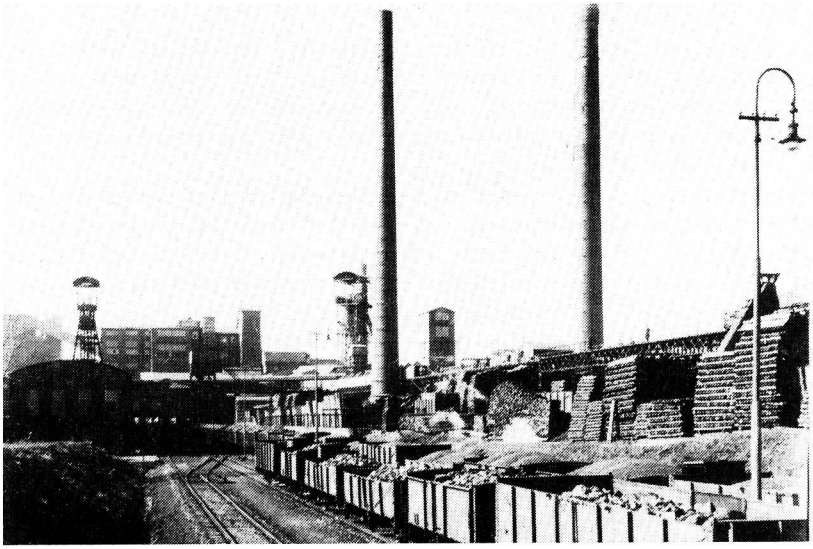
unserem Stande wol gebühren."[5] Der Streik war nicht erfolgreich und die Bergleute der Zeche "Neu-Iserlohn" bekamen in der Tat acht Jahre darauf die befürchteten Folgen zu spüren. Sie waren *"auf dem Punkte der Verzweiflung"*, denn seit drei Monaten blieb die Zeche die Löhnung schuldig. Zum Prozessieren hatten die Bergleute weder Zeit noch Geld, und so wandten sie sich nach altem Brauch an das Oberbergamt. Nämliches erklärte sich allerdings nach nun geltendem Recht für nicht mehr zuständig.[6]

Etwa zehn Jahre darauf empfahlen Bergleute Streikbrechern, sich gut zu versichern, da das *"Dennamit... billig zu haben"* sei.[7] Verfolgt man das Arbeiterverhalten weiter bis in die revolutionäre Nachkriegskrise 1918 bis 1920, so ist festzustellen, daß es bei der Drohung nicht blieb.[8]

Verhaltensweisen wie etwa 'Selbstversorgung'[9] oder Selbstjustiz sind formal zwar immer wiederkehrende Mittel der Auseinandersetzungen zwischen Staat und Unterschichten, doch die erwähnten Beispiele deuten an, daß diese Mittel auch in Langendreer ihren Charakter unter der sozialen und politischen Dynamik veränderten. Zwischen dem Mundraub auf den Feldern und in den Wäldern des frühen 19. Jahrhunderts und den kollektiven, auch politisch motivierten Plünderungen in den 'besseren Vierteln' der Jahre 1917 bis 1920 lagen Welten.[10] In dieser Arbeit soll etwas genauer hingeschaut werden, welchen Tendenzen die Geschichte der Verhaltensmuster gefolgt ist.

Die Wahl des zu untersuchenden Raumes war nicht willkürlich. Vielmehr galt es, im Interesse der mit der gebotenen Vorsicht unterstellten gesamtgesellschaftlichen Aussagefähigkeit der Ergebnisse, eine möglichst repräsentative und für die Phase der Hochindustrialisierung gleichermaßen charakteristische 'Versuchsanordnung' aufzufinden. Gesucht wurde mithin nach einer Region in der politischen Provinz mit aufstrebender demographischer und ökonomischer Tendenz, deren wirtschaftliches Rückgrat von einer kontinuierlich entwickelten 'Schlüsselindustrie', wie z.B. dem Bergbau, gebildet wird. Traditionell gewachsene Momente wie Landwirtschaft, Handwerk und Mittelstand sollten ebenso wenig eine marginale Bedeutung für Wirtschaft, Öffentlichkeit und Politik haben, wie die Arbeiterbewegung und ihre Organisationen. Der Stadt- und Landkreis Bochum im allgemeinen, der Amtsbezirk Langendreer im speziellen erfüllen diese Bedingungen.

Im westfälischen Teil des Reviers zwischen Bochum und Dortmund gelegen, zog sich der Einzugsbereich des die Gemeinden Langendreer, Stockum, Somborn und Düren umfassenden Amtes von der "Ruhr-Zone" bis in die "Emscher-Zone" im Norden. Mittelständische Industrie, Handwerk und Bergbau standen hier nicht in einem Konkurrenzverhältnis, sondern wußten voneinander zu profitieren. Und obschon der Ausbau des traditionsreichen Bergbaus zum dominierenden Wirtschaftssektor relativ spät erfolgte,[11] wurden die traditionellen Elemente im Gemeindeleben nicht von der somit stürmischen wirtschaftlichen Entwicklung 'erschlagen'; sie nahmen an ihr teil. So nimmt es nicht wunder, daß die personelle Kontinuität in den kommunalen und regionalen Gremien Langendreers ungebrochen ist, daß die Interessensvertreter des Bergbaus hier hinzutreten statt zu verdrängen.[12] Diese 'Synthese' agrarischer und



Bergwerke wie die Zeche "Bruchstraße" (hier Ansicht von 1931) garantierten Arbeit für die Bauindustrie, die Sägewerke, die Eisenbahn, das mittelständische Gewerbe und natürlich für die Bergleute. (Presseamt Stadt Bochum, Nr. 57109)

kapitalistischer Eliten bekam - trotz aller anfänglichen Widerstände der eingesessenen Eliten - den Gemeinden des Amtsbezirkes Langendreer außerordentlich gut. Industrialisierung war in dem Amtsbezirk im Osten des Bochumer Landkreises also kein Fremdwort. Die beiden Zechen "Mansfeld" und "Bruchstraße" zeichneten sich - wohl durch die Komplikationen starker geologischer Verwerfungen bedingt und durch die Eingliederung in monopolistische Hütten-Konzerne finanziert - durch hohen bergbautechnologischen Standard aus.[13] Ihnen war es zu verdanken, daß weit mehr Waggons, gefüllt mit hochwertiger Kohle, einen der größten Rangierbahnhöfe des Reviers verließen als umgekehrt vom Umland angeliefert wurden.[14]

Die so skizzierte stürmische wirtschaftliche Entwicklung mußte in Langendreer ebenso konfliktträchtig sein wie in anderen Regionen, die von der "industriellen Revolution" umstrukturiert wurden. Die drei größten Arbeitgeber - Mansfeld, Bruchstraße und Bahnhof - brauchten weit mehr Arbeitskräfte als das gewachsene Langendreer zu bieten hatte. Wie die Industriegemeinden der "Emscher-Zone" zog der Amtsbezirk insbesondere die ethnisch wie religiös gänzlich fremden[15] Zuwanderer aus dem Osten an.

In der Folge veränderte sich nicht nur das ökonomische Gefüge, sondern auch die Sozialstruktur und die politische Kultur. Die Prinzipien von Kapital und Arbeit bestimmten zunehmend, direkt oder mittelbar, das öffentliche Leben im Amtsbezirk, zumal sich hier mit einer starken Sozialdemokratie und den sozialistischen Rich-

tungsgewerkschaften einerseits, dem Stinnes-Konzern - bekannt für "Klassenkampf von oben" - und der Mansfeldschen Schieferbauenden Gesellschaft andererseits, scheinbar unversöhnliche Klassengegner gegenüberstanden. Daher kann es auch nicht verwundern, daß der erste Massenstreik, an dem die Gewerkschaften maßgeblich beteiligt waren und der 1905 das ganze Revier gleichsam paralysierte, auf der Zeche "Bruchstrasse" in Langendreer begann.
Die Entwicklung in dieser im genannten Sinne 'typischen' Region steht pars pro toto für den Voraussetzungsreichtum des industriellen 'take-off' überhaupt. Allerdings stehen für diese Untersuchung kaum unmittelbare Zeugnisse von Verhalten zur Verfügung, etwa in Form von Gesprächen mit Zeitzeugen oder etwa über Tagebücher und Privatarchive. Mithin basiert die Arbeit im wesentlichen auf einem umfangreichen Aktenfundus des Amtsbezirkes Langendreer, auf der Auswertung der Presse und der Heimat-Chroniken, die in diesen Jahren des Strebens nach den Stadtrechten entstanden, sowie auf Anregungen aus David Crews Studie "Bochum. Sozialgeschichte einer Industriestadt", der bislang einzigen Studie, die ein komplexes Bild der sozialen Entwicklung vor 1914 im Bochumer Raum zu zeichnen sucht.[16] Eine Lokalstudie für den Raum Langendreer existiert - abgesehen von eher siedlungsgeschichtlich interessierten Arbeiten[17] - bislang nicht. Daher soll der Diskussion jener Verhaltensentwicklung zunächst eine historisch-geographische Skizze der Bochumer Region und des Langendreerer Raums vorausgeschickt werden.

Industrialisierung in der Bochumer Region - Fluch oder Segen?

Dem Abbau der Kohlevorkommen zwischen Ruhr und Lippe standen zwei Probleme im Wege: Erstens erforderte das Abfallen der Karbonschicht nach Norden eine Technik, mit der in größere Tiefen abgeteuft werden konnte,[18] zweitens mußte zunächst eine dicke Mergelschicht durchbrochen werden. In der Bochumer Region bestand ein besonderes Interesse an der Lösung dieser technischen Probleme, ging doch die Erschließung des Reviers an der Hellweg-Zone vorbei,[19] bis 1832 das Durchteufen der Mergeldecke erstmals gelang.[20] In der Folge setzte allmählich die Nordwanderung des Bergbaus, der Abbau von verkokbarer Fettkohle im großen Stil und die verkehrstechnische Anbindung der Hellwegzone ein.[21] *"Bochum wurde zum eigentlichen Mittelpunkt des Bergbaus."*[22] Neben diese infrastrukturell-ökonomische Neuerungen trat die Modernisierung des administrativen und juristischen Rahmens der Industrialisierung, so etwa im Aktien-Gesellschaft-Recht.
Allerdings waren der *"partiellen Modernisierung... bestimmte Grenzen"* gesetzt, *"politische und soziale Gleichheit"* lagen außerhalb dieser Grenzen.[23] Der *"Griff nach Mitverantwortung"*[24] ging de facto für alle Stände ins Leere, doch bildete sich nach und nach ein institutionell-administratives Gefüge der Mitsprache aus, auf dessen Grundlage insbesondere die wirtschaftspolitischen Interessen von Bürger- und Junkertum saturiert wurden. So wurde die *"bürokratische Bevormundung"*[25] durchforstet und ein Opfer dieser Sichtung war das Direktionsprinzip, das als merkantilistisches Relikt der unternehmerischen Initiative und der Expansion äußerst

enge Grenzen gesetzt hatte.[26] Damit kam, wenn auch nur für wenige Jahre, 'mehr Markt' in den westfälischen Bergbau, was der Bochumer Region endgültig zum 'take-off' verhalf: Sie wurde das *"repräsentative Beispiel für den Prozeß einer schnellen Verstädterung durch Industrialisierung auf der Basis des Steinkohlenbergbaus und der Eisen- und Stahlindustrie"*.[27]
Doch alle diese partiellen Modernisierungen verliefen für die Sozialstruktur nicht 'kostenneutral'. Die Verfassung entmündigte den "vierten Stand" politisch durch das Dreiklassenwahlrecht. Von der Mitverantwortung war der Arbeiterstand ebenso ausgeschlossen wie etwa das Bürgertum. Zudem ergab sich für ihn de facto nicht einmal die Möglichkeit zur Mitsprache, und auch die Liberalisierung der Wirtschaft, insbesondere des Bergrechts, wurde auf dem Rücken des Arbeiters ausgetragen. Sie führte zu einer *"Reihe struktureller Rechtsverluste für die Arbeiterschaft"*,[28] ohne die patriarchalischen Arbeitsstrukturen anzutasten. Die Produktivität wurde gesteigert auf Kosten der Proletarisierung des Bergmannsstandes, auch dafür ist Bochum das *"repräsentative Beispiel"*. Diese Politik der eindeutigen Option für das Kapital schuf bei den Arbeitern erst den Bedarf für eine Wertorientierung und Identität, die außerhalb der enstehenden bürgerlichen Gesellschaft lag: 1849 hatte der demokratische "Volksverein" in Bochum noch auf dem Boden der Monarchie gestanden und speziell unter den Bergarbeitern konnte die entstehende sozialistische Arbeiterbewegung bis 1874 kaum Anhänger gewinnen.[29] Je erfolgreicher der Kompromiß von 1848/49 sich gestaltete,[30] desto dringlicher stellte sich die Frage nach sozialer und politischer Emanzipation des stetig wachsenden Arbeiterstandes und desto stärker wurden die Widerstände der Eliten gegen eben diese Gleichstellung. Die industrielle Revolution ist als *"Entfesselung des Prometheus"* überhöht worden; Wehler dreht die Medaille um und interpretiert sie als *"Büchse der Pandora"*.[31] In den Jahren nach 1849 ist es versäumt worden, die politisch-soziale Disparität auszugleichen, und dieses Defizit blieb bestehen. So wurde die Innenpolitik der folgenden Jahrzehnte von einer gewalttätig aufrechterhaltenen Disparität gekennzeichnet, statt das Problem der Distribution in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft flexibel immer wieder neu zu lösen. Die beiden Gravitationszentren in der Gesellschaft - Kapital und Arbeit - etablierten sich und überformten das soziale Gefüge besonders im Ruhrgebiet. Gerade dieser Umstand, die Unfähigkeit zur konsequenten Reform, wird heute als für das Kaiserreich charakteristisch angesehen.[32]

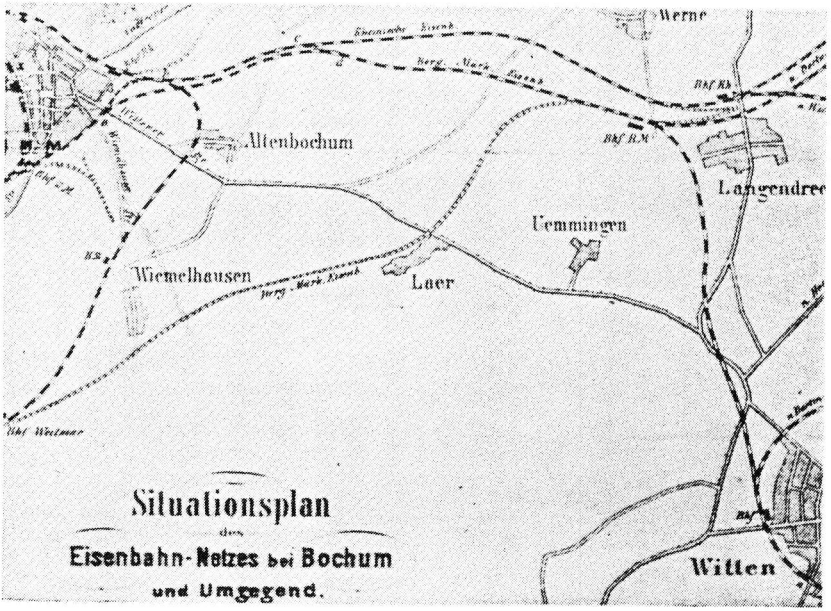
Langendreer - Dorf oder Industriegemeinde?

Die Geschichte Langendreers ist ganz wesentlich eine Geschichte des Kohlenbergbaus: Er ist dort seit 1537 quellenmäßig nachgewiesen, was jedoch noch nichts über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Kohlegewinnung aussagt. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts öffnete der vergebliche Versuch der Zeche "Siebenplaneten", nach Eisenerzen zu graben, den Blick auf die reichen Kohlevorkommen, denn von den etwa 110 Flözen des Ruhr-Reviers berühren 50 den Raum Langendreer-Werne.[33] Die Zechen "Siebenplaneten", "Sophien-Erbstollen" und "Dorotheen-Erbstollen" der

sehr fortschrittlichen Gewerkschaft "Vollmond"[34] förderten bereits vor der Jahrhundertwende Kohlen in nennenswerten Mengen. Diese 'Pionierrolle' - insbesondere im Tiefbau - erklärt sich wohl aus der Geologie und Geographie des Langendreerer Raumes. Einerseits forderte die Colonia-Überschiebung und die Langendreerer Verschiebung immer wieder das ganze bergbauliche Geschick, um die Schächte niederzubringen und gegen den enormen Gebirgsdruck zu sichern; daher war man in Langendreer bedacht, technische Neuerungen möglichst umgehend für den Bergbau nutzbar zu machen.[35]

Andererseits stellte die Geologie den Bergbau um Langendreer - anders als im Raum Bochum - nicht vor lange Zeit unlösbare Probleme: Die Mergelgrenze verläuft hier in einem weiten Bogen deutlich nördlich des Dorfes, so daß der Großteil des künftigen Amtsbezirks auf Karbon liegt. Und tatsächlich befinden sich die Zechen "Vollmond" und "Siebenplaneten" nordwestlich respektive östlich des Dorfkernes,[36] also bereits mitten in der Emscherzone, auf reichen Vorkommen hochwertiger Fettkohle. Auch das Transportproblem reduzierte sich erheblich, so etwa für die Zeche "Urbanus", die bereits 1787 über eine Pferde-Holzschienenbahn mit der nun schiffbaren Ruhr verbunden werden konnte.[37] Der Bergbau in größerem Maßstab wurde nun auch wirtschaftlich interessant, und die alte Aufteilung der Grubenfelder erwies sich bald als hinderlich. Seit etwa 1820 folgten Bergrecht und Verwaltung dieser Entwicklung,[38] etwa durch die Bewilligung von Konsolidationen abbauwürdiger Felder, wie die der Stollenzechen "Urbanus" und "Victor Friedrich" in den Jahren 1825/29. Durch die beschriebenen infrastrukturellen, bergbaulichen und betriebswirtschaftlichen Modernisierungen wurde "Urbanus" bis Mitte des 19.Jahrhunderts[39] zur mit Abstand effektivsten Zeche des Bochumer Reviers.[40] Doch die Industrialisierung wurde nicht nur von Faktoren wie Technik und Ressourcen bestimmt. Ebenso waren eine leistungsfähige Administration, eine entwickelte Infrastruktur und ein gesicherter Absatz gefordert.

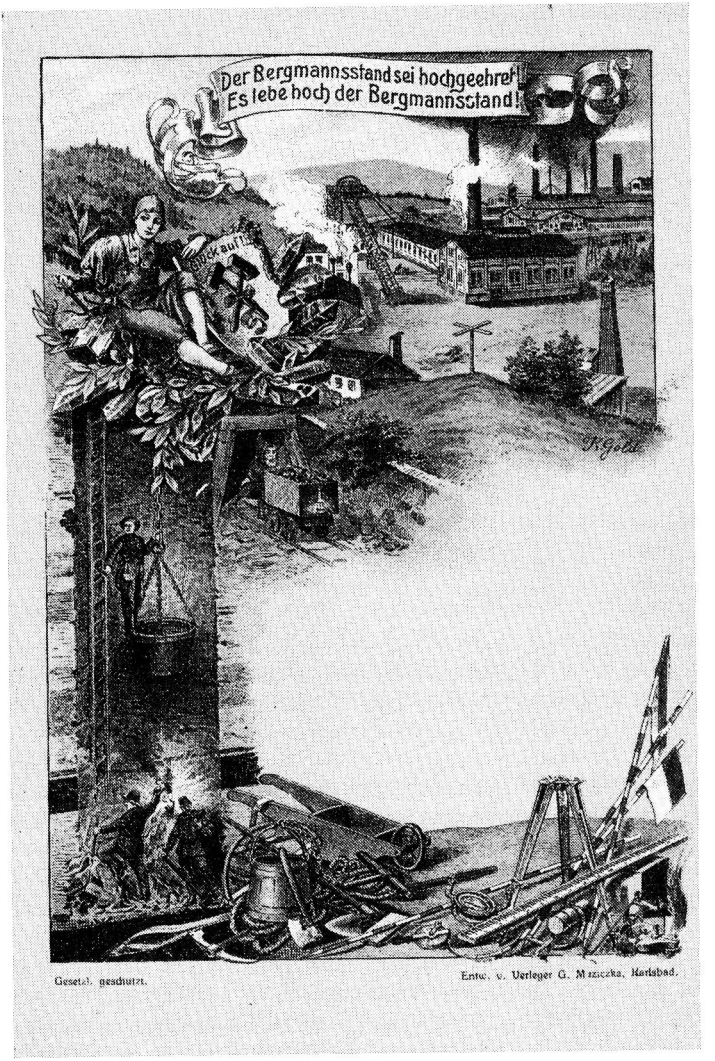
In diesen Bereichen stockte die kommunale Entwicklung: Der "Samtverband" Langendreer wurde 1850 zu einem eigenen Amtsbezirk zusammengeführt und von der Stadt Witten getrennt. Der Amtmann Lechner bemühte sich um den institutionellen Ausbau des Bezirkes. Mit "Neu-Iserlohn" (1854) und "Colonia" (1856) enstanden zwei neue Tiefbauzechen nord-östlich bzw. westlich vom "Dorf". Dort herrschen aber noch die agrarischen Eliten, die offenbar von den Notwendigkeiten ihrer Zeit keinen Begriff hatten; als es nach jahrelangem Bemühen der Verwaltung um die Einrichtung einer Poststelle in "Langendreer-Dorf" 1860 zur Abstimmung in der Gemeindeversammlung kam, wurde das Unternehmen abgelehnt.[41] Auf der gleichen Sitzung wurde diskutiert, ob eine Chaussee zu dem bei der Zeche "Colonia" errichteten Bahnhof der bergisch-märkischen Eisenbahn gebaut werden solle. Daß dieser Bahnhof an einem Ort entstand, der 'grüne Wiese' und Werksgelände zu bieten hatte, und nicht im "Dorf", ist bezeichnend; daß die Gemeindevertretung es nicht für notwendig befand, wenigstens eine Chaussee zum ersten Bahnhof Langendreers zu bauen, zeugt vom Kleingeist dieser Agrareliten, die als Bauern nicht begriffen hatten, daß ihr Boden mehr zu bieten hatte als Kartoffeln.[42]



Die Karte zeigt die Lage des Amtsbezirks Langendreer sowie dessen exponierte Lage im Eisenbahnnetz um 1891. (Stadtarchiv Bochum, Kartensammlung, Nr. 231)

An dieser Einstellung sollte sich auch unter dem Amtmann Schulze-Vellinghausen aus Stockum, der dieses Amt bis zum Jahre 1900 inne hatte, zunächst nichts ändern:[43] Ein Bürger- und Landwehrverein wurde gegründet, eine freiwillige Feuerwehr, die erste Apotheke eröffnete und die aufregendste Neuerung im Dorf jener Jahre dürfte die Errichtung der Brauerei Müser (1866) gewesen sein. Kreuzer ist zuzustimmen, wenn er urteilt: *"Die Siedlungsgeschichte Langendreers war im 19. Jahrhundert... vor allem die Geschichte der Vororte, der Trabantensiedlungen..., die... sich, wie ein lockerer Kranz um das Dorf legten"*[44] und etwas Ironie schwingt bei ihm wohl mit, wenn er Jäkels Urteil, mit der Eisenbahn *"erwachte Langendreer zu neuem, regen Leben"*[45] dahingehend korrigiert, *"genaugenommen"* sei es *"ein neuer Ortsteil, der zum Leben erwachte"*.[46] Das Dorf blieb eben das Dorf, auch im Sprachgebrauch der Zeitgenossen.[47]

Der Strukturwandel wurde in Langendreer lange ignoriert - er fand aber dennoch statt. Bald nach der Eröffnung des Südbahnhofs der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (1860) wurde die Trasse Langendreer-Dortmund der Öffentlichkeit übergeben und 1874 konnte der Nordbahnhof der Rheinischen Eisenbahn eingeweiht werden, zwar auch außerhalb des Dorfes, aber doch an der einzigen Chaussee Langendreers, der



Die Postkarte, die nach 1906 gedruckt worden ist, zeigt die Apotheose des Bergmannsstandes, der bereits vor der Jahrhundertwende nur noch Geschichte war (Westf. Industriemuseum, Nr. 1990/139

Straße Castrop - Witten. Der alte Bahnhof erhielt mit dem mondänen Hotel Burghof, aufwendigen Stationsgebäuden und einer Postexpedition[48] ein attraktives Umfeld, mit dem Häuserbau dortselbst verdiente sich der im Dorf ansässige Architekt Maiweg

den Grundstock zu seinem erfolgreichen Bauunternehmen. 1870 unternahm Heinrich Herberz den erfolglosen Versuch, am Bergisch- Märkischen Bahnhof ein Puddelwerk aufzubauen, was den Absatz der Kohle erheblich hätte steigern können.[49] Östlich des Herberzschen Geländes wurde 1872 am Rheinischen Bahnhof das Abteufen des Schachtes "Gustav" auf der Zeche "Bruchstraße" begonnen - womit die letzte der Langendreerer Tiefbauzechen ihren Betrieb aufnahm.

Diese Entwicklung ging an der Kommune Langendreer mehr oder weniger vorbei.[50] Zwar arrangierten sich die Bürger individuell mit dem Fortschritt und wußten von ihm zu profitieren, einen entscheidenden Einfluß auf das Gemeindeleben hatte die industrielle Revolution zunächst jedoch nicht, und so sah die Verwaltung wohl keinen Handlungsbedarf etwa zu einer aktiven Wirtschaftsförderung oder einer Strukturierung des Zuzuges. Das 'laissez-faire' schien sich auch zunächst zu bewähren: Der steigende Arbeitskräftebedarf wurde lange Zeit erheblich von Pendlern aus den umliegenden Gemeinden befriedigt,[51] sodann von Protestanten aus dem Hessischen und Minden-Ravensberger Raum. Sie ließen sich bei Köhlern und Bauern in der Peripherie nieder, nahmen die Traditionen der einheimischen Bergleute an - etwa den landwirtschaftlichen Nebenerwerb - und assimilierten sich schnell. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts blieb daher das soziale Gefüge im Amt Langendreer intakt. Zwar nahmen die Bauern, Handwerker, Kaufleute einen höheren Status als der Bergmann ein, doch ein als solcher empfundener Klassenunterschied war dies nicht. Der Bergmannsstand war hier, länger als im Bochumer Revier, ein geachteter Stand und ein Stand mit Selbstachtung: So brachten Arbeiter der Zeche "ver. Walfisch" 1858 eine Immediateingabe gegen das oktroyierte neue Knappschaftsstatut vor, das *"uns sogar den alten ehrbaren Namen 'Bergleute' entzieht und überall nur von 'Bergarbeitern' redet"*.

Allerdings verschlechterte sich die Rechtsstellung der Bergleute, je mehr Staat und Verwaltung ihre Kontrollfunktionen aufgaben und sich hinter die Fiktion einer rechtlichen Gleichstellung von Grubenbesitzer und Bergmann zurückzog. In der Praxis erwies sich diese Fiktion als Farce. Die Grubenverwaltungen konnten de facto die Arbeitsbedingungen willkürlich festsetzen und trieben diejenigen ins Elend, die gegen diese Methode Widerstand leisteten, indem sie "schwarze Listen" austauschten, auf denen die Namen der Bergleute verzeichnet waren, denen das Anlegen verweigert werden sollte.

Und genau das geschah mit den "Knappschaftsgenossen", die das neue Statut auf "ver. Walfisch" verweigerten. Im Mai 1858 kam es auf "Urbanus" zu einem erfolglosen Solidaritätsstreik mit den stigmatisierten Kameraden.[52]

Ohne staatliches Regulativ erwies sich die soziale Organisation - Knappschaft wie Kameradschaft - als strategisch unterlegenes Instrument, noch fehlte den Bergleuten die adäquate Antwort auf das Prinzip des Kapitals, es fehlte das Prinzip der Arbeit, die Solidarität. Und doch zeigt das Verhalten der Belegschaft von "Urbanus", daß es auch in Langendreer erste Ansätze gab, auf ökonomische und politische Willkür mit Gegendruck zu antworten. Daß diese Gegenwehr nun gerade auf den älteren Zechen einsetzte, verweist auf eine, wenn nicht gar die Triebfeder von Widerstand, die es

ohne Tradition in den Strukturen nicht geben kann: Besitzstandssicherung und der Wunsch nach lebensweltlicher Kontinuität.
Wenn man also auch in Langendreer feststellen kann, daß der bislang priviligierte Bergmannsstand in der Arbeiterklasse aufgeht, wenn man ebenfalls beobachten kann, daß auch die Bergleute eine Ahnung von diesem Prozeß haben, so muß für das Langendreerer Bürgertum festgestellt werden, daß es den Bergmannsstand lange als Schicht verstand, von der es im Prinzip keine sozialen Schranken trennten.[53]
Anderen Folgeerscheinungen des Strukturwandels konnten sich die Honoratioren des "Dorfes" hingegen nicht verschließen, etwa den durch Zuzug und Mobilität entstehenden Hygieneproblemen: Die Menschen wollen nicht nur versorgt, sondern auch entsorgt sein. Charakteristisch für das Umgehen mit den Folgen der Industrialisierung war, daß hier nicht die Entsorgung geregelt wurde, sondern die Auswirkungen mangelhafter Entsorgung verträglicher gestaltet wurden. So war der Bochumer Landkreis immer wieder von Seuchen betroffen und 1849 wurde - praktischerweise gleich auf dem Friedhof - eine Cholera-Quarantäne-Baracke in Langendreer errichtet. Trotzdem starben an der Choleraepidemie von 1867 in Langendreer 96 Menschen.[54]
Amt und Kommune machten es sich zum Prinzip, sich an Epiphänomenen der Industrialisierung aufzuhalten, statt hier wirtschafts- und sozialpolitisch eigene Akzente zu setzen. Dabei mag auch eine Rolle gespielt haben, daß die 'zweite Welle' der Industrialisierung weit außerhalb des Dorfes in kürzester Zeit um den "alten Bahnhof" herum ein Nebenzentrum mit ausgesprochen städtischem Gepräge entstehen ließ, wo der eingesessene Langendreerer aus dem Dorf allenfalls zu einem 'Einkaufsbummel' hinkam.
Das Gefühl, für diese Trabantenstadt verantwortlich zu sein, hatte er wohl nicht, auch und gerade aus kulturellen und religiösen Gründen. 1818 hatte Langendreer 1027 Einwohner - davon waren nur 15 katholisch, also etwa 1,5%, 1846 waren es 3,5%, 1870 bereits 16,7% und 1905 sogar über 36%! Die Siedlung am Südbahnhof, die überdurchschnittlich schnell wuchs, hatte sogar 47% Katholiken und die meisten Juden.[55] Hinter diesen 'dürren' Zahlen verbirgt sich ein sich wechselseitig bedingender Prozeß von Ghettobildung und Animosität. An dessen Ende stand eine Siedlung, die im Volksmund "Katholischer Bahnhof" genannt wurde,[56] und der Unwillen der Alteingesessenen, für die Fremden etwas zu tun.[57] Ein Bemühen, sich den Anforderungen der industriekapitalistischen Moderne zu stellen, ist eigentlich erst im späten Kaiserreich zu erkennen.

Über die Ökonomie des Steinkohlebergbaus

Anfang der sechziger Jahre schwärmte Bochums Bürgermeister Greve: *"Das Capital, welches im Bergbau angelegt ist, zählt nach Millionen."*[58] Auch in der schweren "Gründerkrise" Anfang der siebziger Jahre hatte es zunächst den Anschein, als sollte der Bergbau verschont bleiben. Doch 1876 machte sich die Absatzkrise im Roheisensektor auch bei der Kohlennachfrage bemerkbar, da der Koksverbrauch von dem Bedarf der Stahl- und Eisenindustrie bestimmt wurde. Anders als im Hüttenwesen

war eine Steigerung der Produktivität durch Innovation mittelfristig nicht möglich, zumindest fehlte der betriebswirtschaftliche Wille, vielleicht auch die finanzielle Möglichkeit, die erforderlichen Summen zu investieren. Vielmehr reagierten die Grubenbesitzer mit einem sozial wie ökonomisch 'selbstmörderischen' Konkurrenzkampf.[59]

Im arbeitsintensiven Bergbau machten die Lohnkosten 60% der Produktionskosten aus; sie wurden nun deutlich gesenkt, der Schichtlohn sank von etwa 4,00 Mark auf 2,40 Mark.[60] Gleichzeitig wurden die Belegschaften drastisch reduziert, so auf der Zeche "Ritterburg" um 45%, auf der Zeche "Präsident" um 55%. Mit bislang unbekannter Brutalität wurde das Absatzproblem an die Bergleute weitergereicht; Arbeitsplatzinhaber wurden mit den Arbeitslosen zu höheren Leistungen erpreßt, die Produktivität pro Arbeitskraft stieg um 42% ("Ritterburg") bzw. sogar 65% ("Präsident"), ohne daß die Möglichkeiten von Rationalisierung durch Mechanisierung unter Tage ausgeschöpft wurden. Da sich an der Überproduktion und dem niedrigen Kohlepreis nichts änderte, kehrte die Armut als Massenphänomen in die moderne Industriearbeiterschaft ein.

Das Bochumer Bürgertum reagierte mit der Gründung von einem "Verein gegen Straßen- und Hausbettelei", die Wirtschaft mit einem zweiten Monopolisierungsschub,[61] mit Fusionen zu Trusts[62] und Kartellen, was in der Bildung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats 1893 gipfelte. Die Förderung wurde nun ständig der Nachfrage angepaßt und der Kohlenpreis vor dem Fall ins Bodenlose bewahrt. Durch einen mithin künstlich überhöhten Inlandspreis konnte sogar der Absatz im Ausland weiter subventioniert und damit die Überproduktion institutionalisiert werden. Ganz in diese Richtung, wenn auch wegen der komplexeren Produktionspalette weit komplizierter, verlief der Übergang vom "Kapitalismus der freien Konkurrenz" zum "organisierten Kapitalismus" (resp. Monopolkapitalismus) in der Eisenindustrie.[63] Diese gesellschaftliche wie politische Stützung der Überproduktion[64] war es letztlich, die die Arbeit in den schwerindustriellen Betrieben des Ruhr-Reviers ganz allmählich ab 1890 aus den Konjunkturzyklen hinausmanövrierte. Die Fördermengen stiegen, und da man sich im Ruhrbergbau mit technischen Innovationen vergleichsweise stark zurückhielt, konnte die durch den psychischen Druck einmal hochgetriebene Produktivität durch neue Technik gerade gehalten werden.[65]

In der nachgeschalteten Wirtschaft des Bochumer Raums hinterließ der Übergang zum "organisierten Kapitalismus" mit seinen Übergangs- und Anpassungskrisen tiefe Spuren. Im Mittel waren 75% der Kunden Arbeiter. Absatzkrisen führten zu Arbeitslosigkeit und Lohnkürzungen, womit die Konsumptionsfähigkeit weiter sank und der Entwicklung im Dienstleistungssektor, in der Kultur und im Konsumgütersektor immer wieder enge Grenzen setzte.[66] Die Gewerbesteuerveranlagung spricht auch hier eine ganz objektive Sprache: Zwar stieg der Anteil neuer Geschäfte p.a. um 30%, doch verschwanden jährlich auch wieder 17% der Betriebe des Vorjahres aus den Akten. In den achtziger Jahren war die Zahl der Konkurse in zwei Jahren größer als die der Neugründungen. Etwa ab Mitte der neunziger Jahre verbesserte sich das Verhältnis zusehends.[67] Der Arbeiter und Bergmann mußte angesichts dieser heftigen

Schwankungen zwischen 'goldenen Jahren' und Hungerjahren außerordentlich mißtrauisch werden. Die Formierung des Kapitals wurde auch auf Unternehmerseite in ihrer ganzen Bedeutung von den meisten erst im Nachhinein erfaßt. Die sozialpolitische Dimension dieser Formierung mußte den Arbeitern zunächst hinter dem Verdacht verborgen bleiben, hier werde die Ausbeutung lediglich rationalisiert; der "organisierte Kapitalismus" mußte als Organisierung des Klassengegners erscheinen. Dazu trugen die sozialen, demographischen und politischen Entwicklungen nicht unwesentlich bei.

Demographische Tendenzen

Die soziale Struktur der Bochumer Bevölkerung blieb zwischen 1858 und 1907 erstaunlich stabil. Der Anteil proletarischer und proletaroider Schichten blieb etwa bei 80 bis 85%, wenn auch Produktionsverhältnisse und Wirtschaftssektoren, in denen diese Majorität der Bevölkerung arbeitete, einem deutlichen Wandel unterzogen war. Erwähnenswert ist der steigende Anteil des neuen Mittelstandes aus Angestellten und Beamten von etwa 5% auf 8%, ein Zeichen zunehmender sozialer Differenzierung.[68] Entsprechend fand auch bei der Einkommensverteilung ein gewisser Ausgleich statt: 1895 kamen auf das eine Prozent der Spitzenverdiener 15% des Gesamteinkommens. Die Oberschicht (etwa 7%) erzielte zusammen etwa 35%. Zwölf Jahre darauf erlangten die 93% aus Unter- und Mittelschichten immerhin 80% des Gesamteinkommens. Allerdings änderte dies nichts an der Stellung 'ganz oben und ganz unten' auf der sozialen Skala; die Spitzenverdiener erhielten nach wie vor 15%, und der Anteil der Arbeiter, die kaum mehr als das Existenzminimum verdienten, sank ganz unwesentlich von etwa 39% auf ca. 36% der Arbeiterschaft. Die Differenzierung fand also 'dazwischen' statt, schuf einen 'neuen Mittelstand' und eine 'Arbeiteraristokratie'.[69]

Parallel zu dieser sozialen Differenzierung wandelte sich auch die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Alter und Geschlecht. 1860 verkündete Greve stolz, daß 67% der männlichen Bevölkerung zwischen 15 und 60 Jahren, also zur *"productionsfähigen Bevölkerung"* zu rechnen seien.[70] Bis 1871 stieg dieser Anteil auf fast 80%.[71] Das von Greve festgestellte Frauendefizit von etwa 13% stieg bis 1870 im Kreis auf etwa 20%, in der Stadt sogar auf 28%.[72]

So wuchs Bochum in der Phase des Wirtschaftswachstums zwischen 1867 und 1873 besonders durch Zuzug.[73] Diese jungen Männer waren aber nicht nur arbeits-, sondern auch heiratsfähig: 1860 wurden 104 Paare getraut und 431 Kinder geboren, 1876 ehelichten dagegen bereits 338 Paare und 1.732 Kinder wurden geboren.[74] Die Geburtenrate stieg also von (1862/65) 4,2% auf (1876) 6,2%,[75] bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges normalisierte sich die Geburtenrate wieder auf etwa 4,3%, hingegen sank die Sterberate von 2,6% auf etwa 1,8%,[76] dies kann wohl als weiteres Indiz für den Einschnitt in den Altersaufbau gelten, der durch Zuzug der Jahre 1867 bis 1873 die Zahl der jüngeren Jahrgänge erheblich vergrößerte.

Folgen defizienter Urbanität

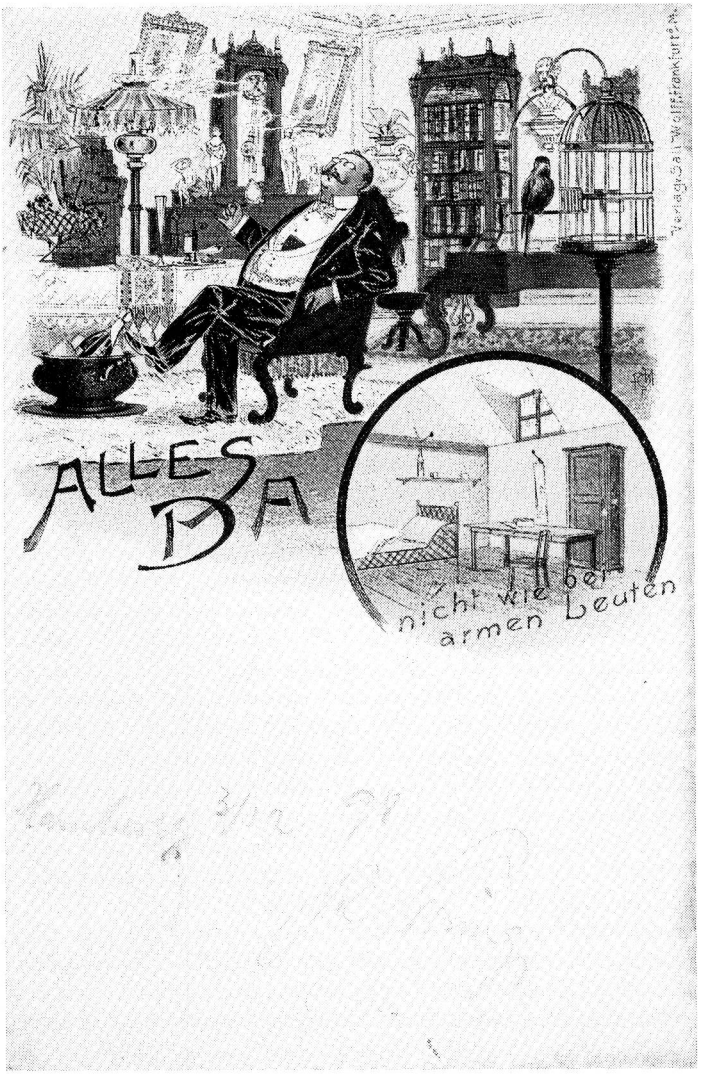
Auf Stadt und Wirtschaft kam eine Fülle neuer Probleme zu, so etwa diese *"unreifen jungen unwürdigen Leute, welche durch den hohen Verdienst und die mangelnde häusliche Erziehung und Aufsicht zum Verschwenden des verdienten Geldes in Kneipen und Tingeltangeln verleitet werden"*.[77] Hier soll zwar nicht geleugnet werden, daß sowohl die Herauslösung des Einzelnen aus dem sozialen Umfeld einerseits, Alkoholismus andererseits Probleme bereiteten. Doch kann ein Gutteil der 'Vergnügungssucht' dem Alter der Zuwanderer und dem Umstand zugeschrieben werden, daß sie noch keine eigene Familie zu versorgen hatten. Zudem war die 'Kneipendichte' im Ruhrrevier vergleichsweise niedrig, da kaum neue Konzessionen ausgegeben wurden.[78] Daher war im Revier mit seiner aufgelockerten Bauweise der Weg zum Lokal viel weiter als etwa in Berlin, und die Mittagsschicht hatte gar nicht die Möglichkeit, eine Wirtschaft aufzusuchen. Allerdings entsprach "die Kneipe" einem elementaren Bedürfnis der Arbeiterschaft nach einem gesellschaftlichen Fixpunkt; so entwickelte sich die Arbeiterkultur und auch das politische Leben in und um die "Kneipe" und die Bergarbeiter gründeten "Schnapskasinos", in denen auch außerhalb der Schankstunden Alkohol konsumiert werden konnte.[79]

Das allerorten angesprochene Problem der Verwahrlosung fiel selbst bei sozialpolitisch fortschrittlichen Politikern wie etwa Handelsminister Freiherrn von Berlepsch auf seine Opfer zurück: Der Arbeiter wohne *"lieber schlecht und ungesund, als daß er am Essen, oder gar am Trinken abziehe."*[80] Diese Vermutung wird der Lage der Arbeiterschaft jedoch nicht gerecht. Die Arbeiter wohnten keineswegs 'gerne schlecht', sondern waren bemüht, die Fixkosten der Lebensunterhalts möglichst gering zu halten. Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit und Lohnkürzungen drohten jederzeit, auch in Zeiten allgemeinen Aufschwungs. Die Wohnverhältnisse waren skandalös und zwar im hygienischen wie moralischen Sinne. Die Wohnräume waren überbelegt und in schlechtem Zustand, die hygienische Ver- und Entsorgung der Bevölkerung hielt nicht mit deren Wachstum Schritt. Der Wohnungsbau folgte nicht dem Bedarf, sondern der Konjunktur als Indikator für die Solvenz der Mieter; so sank der Neubau p.a. in Bochum von (1876) 19 auf (1879) 5 Häuser.[81]

Mithin entwickelte sich in der Arbeiterschaft ein äußerst flexibles System der 'Wohnraum-Ökonomie', das Schlafgänger- oder auch Aftermieter-System. Arbeiter mit Familie waren zumeist bestrebt, länger an einem Ort zu bleiben, während die - fast ausnahmslos ledigen und zugezogenen - Schlafgänger ein billiges Bett fanden,[82] und *"dort zu Hause"* waren, *"wo sich... die günstigsten Erwerbsmöglichkeiten bieten"*.[83]

Im Sozialverhalten der Arbeiterschaft entwickelte sich der Typus der 'halboffenen Familienstruktur', und insbesondere im Bergbau, in dem etwa in Essen 1900 30% aller Familien umzogen, trat an die Stelle der Bindung an Grube und Scholle eine Bewußtseins- und Berufsgemeinschaft, die eine aus der heutigen Perspektive kaum nachvollziehbar lose Bindung an Wohnung und Wohnort erlaubten.

Das galt für den Bochumer Raum, mit seiner engen Bindung an den Bergbau, in ganz besonderem Maße. Die Schwerindustrie war *"seit den sechziger oder achtziger*



Proletarisches Wohnen als kontrastreicher Hintergrund, vor dem sich bürgerlicher Besitzstand erst richtig genießen läßt: Die soziale Frage als Anlaß zu dünkelhaftem Amusement. Postkarte von 1898. (Westf. Industriemuseum, Nr. 1987/806)

Jahren die Domäne der Hilfsarbeiter, da dazu jeder kräftige Mann fähig war."[84] Sie bot sich daher für die überwiegend ganz berufsfremden Zuwanderer als 'Einstieg' in das Berufsleben an.[85] Entsprechend stieg der Anteil der ledigen Männer an der

Gesamtbelegschaft zwischen 1871 und 1880 von 18,5% auf 21,7%, der Anteil der Schlafgänger im jüngeren Bergbaugebiet Bochum-Nord lag mit 28% um 6,5% höher als im Süden,[86] und 1905 waren 88% der Belegschaft auf Zeche "Constantin" Ostdeutsche.[87] Nur durch 'Zusammenrücken' konnte der Zustrom neuer Arbeitskräfte bewältigt werden, denn bereits 1871 waren nurmehr ein Drittel aller Einwohner gebürtige Bochumer, 52% waren im Rheinland oder Westfalen geboren. Der 'Baby-Boom', der der ersten Zuwandererwelle folgte,[88] konnte den Anteil 'echter' Bochumer noch einmal kurzzeitig steigern, doch ging der Anteil der Rheinländer und Westfalen bis 1907 wieder zurück zugunsten der Fernwanderung und hier insbesondere der Ostdeutschen.[89] Entsprechend stieg die durchschnittliche Belegung der Wohnhäuser von 12,5 Personen im Jahre 1875 auf 17,9 Personen im Jahr 1885.[90] Noch dramatischer stellte sich die Wohnraumverknappung auf dem platten Lande dar, wo die meisten Zechen abgeteuft waren: Im Jahr 1893 lebten im Kreis Bochum 24.750 Bergleute, davon aber nur 2.069 im Stadtgebiet.[91] In Hamme etwa, einem Vorort mit der Zeche "Präsident", stieg die Belegungsdichte auf 19,1 Personen pro Haus.
Ermittelt man das Verhältnis von Menschen zu Wohnraum detaillierter, etwa nach Wohngebieten und nicht nach Stadtteilen, wird ganz deutlich, daß das Wohnraumproblem ein Klassenproblem war: So lag die Belegungsdichte der Gemeinde Langendreer noch 1893 knapp unter der Bochums aus dem Jahre 1885.[92] Im "Dorf", dem Gemeindeteil, der von der umliegend vorangetriebenen Industrialisierung lange Zeit kaum berührt wurde, lag die Belegungsdichte sogar nur bei 17,2 Personen. In den reinen Industriegebieten, so den 'Trabantensiedlungen' "Bahnhof" (22,4) und "Colonia" (31,1) waren die Wohnverhältnisse vergleichbar mit den Lebensbedingungen in den reinen Industriegemeinden, wie etwa Werne (24,5), die nicht wuchsen, sondern wucherten und denen es selbst an bescheidenen Ansätzen der Urbanisierung mangelte.[93]
"Wo sich die Arbeiter in Industrieagglomerationen konzentrieren mußten, ohne in physischer Enge auf urbanes Bürgertum zu stoßen, da hörte auch die Arbeiterwohnungsfrage auf, soweit sie sich dem Bürgertum stellte."[94]
Die anonyme Masse, das Bevölkerungswachstum und die sozialen wie hygienischen und planerischen Defizite wurden verwaltet und nicht beseitigt.[95] Hierzu fehlte privaten Anlegern der Anreiz einer hohen Rendite, den Städteplanern und der Wirtschaft eine nennenswerte Kaufkraft in der Arbeiterklasse und den Kommunen, die das Gros ihrer Etats für das Schulwesen verwenden mußten, fehlte es an Kapital.[96]

Entwicklung einer neuen Subkultur

Die 'verwaltete Ratlosigkeit' einerseits, das Verdrängen der Mißstände aus dem bürgerlichen Bewußtsein andererseits, führten dazu, daß die steigende Zahl der Arbeiter und die von ihr aus der Not entwickelten Muster des Sozialverhaltens als bedrohlich empfunden wurden. So heißt es in einem Bericht aus Bochum,[97] in Folge des Schlafgängerwesens sei *"außer dem Ruin zahlreicher Familien Verbrechen der mannigfachsten Art, sogar Mord und Todtschlag vorgekommen". "Verrohung und*

Verwilderung", *"vollständige Demoralisation"* sowie Kuppelei und Alkoholismus seien die Folgen. Andere Autoren charakterisieren die Untermiete auf kleinstem Raum - und um etwas anderes handelte es sich zunächst ja nicht - als *"tierische Roheit"*, als *"moralische Brutalität"*, bei der *"wahre Orgien"* gefeiert würden.[98]
Eine solche "Orgie" beschreibt der Landrat von Recklinghausen: *"Wo mehrere Kostgänger in einer Familie... zusammenwohnen, werden in der Regel an den Sonn- und Feiertagen in der Wohnung des Kostgebers Saufgelage veranstaltet... die Familie des Kostwirths trinkt natürlich mit... am tollsten gehts meistens bei den Polen her. Die polnischen Frauen und Mädchen tanzen mit den Kostgängern, häufig barfuß und nur noch dürftig bekleidet."*[99]
Wie auch immer: Auf diesem Boden aus Halbwahrheiten, Komplexen, Unkenntnis, Ängsten und dem offenkundigen Versuch, die Verantwortung für das Elend dem Elend zu überlassen,[100] blühten die verklemmten Phantasien des Kleinbürgertums, die sich besonders am Schlafgängertum abarbeiteten. Als sündhaft und kulturlos wurde *"die ungeheuerliche Ausartung der Kostgänger-Wirthschaft"* empfunden und als Beweis für die Verkommenheit des Arbeiterstandes angeführt.[101] Die Doppelmoral dieser Empörung entlarvte sich, wenn Arbeitskräfte-Werber mit der Möglichkeit, vier Kostgänger pro Zimmer aufzunehmen, die Mieten in fernen Landen 'kleinzureden' versuchten.[102]
Im Bochumer Landkreis wuchs die Zahl der Schlafgänger bis 1885 auf etwa 15.500 an und hielt sich im ganzen Revier bis 1914 bei ca. 21%,[103] im Kreis Bochum sogar bei etwa 29% der Gesamtbelegschaft.[104] Fast ein Drittel der Bergarbeiterschaft konnte also von einem Tag auf den anderen auf der einen Zeche abkehren und auf der anderen Zeche anlegen, das Schlafgängersystem ermöglichte eine Mobilität, die sogar als *"frühe Form des Klassenkampfes"* akzentuiert wurde.[105]
Das mag wohl an den Motiven der Schlafgänger vorbeiführen, doch machten die Bergleute reichlich Gebrauch von ihrer Mobilität. Die Gründe hierfür sind vielschichtig. Im Vordergrund stand der (oft wenig) höhere Verdienst, häufig war die mangelhafte Personalpolitik, die nach dem Prinzip "hire and fire" verfuhr, Grund des Ortswechsels, aber eine Rolle mag auch das Gefühl der Unabhängigkeit gespielt haben, das der junge Bergmann genießen durfte: Keine Familie, auf die Rücksicht zu nehmen war, keine hohen Ausgaben für Miete etc., um derentwillen man sich fast alles gefallen ließ und auch das Bewußtsein, nie die Existenzgrundlage zu verlieren, sondern immer nur die Arbeitsstelle zu wechseln, nahmen der Entlassung vieles von ihrer Bedrohlichkeit.[106]
Diese Unberechenbarkeit galt auch auf politischem Gebiet: Streiks gingen zwar nicht gerade von 'mobilen' Bergarbeitern aus - davor stand gerade bei ihnen die individuelle Lösung durch Abkehr - , doch schlossen sie sich Arbeitsniederlegungen und Auseinandersetzungen mit den Grubenverwaltungen oft geschlossen an.[107] Neben den politischen Schwierigkeiten, die die ungebundenen Arbeiter bereiteten, traten betriebswirtschaftliche Probleme: Der Bochumer Verwaltungsbericht von 1878/79[108] klagt über die hohe Zahl der Zu- und Abgänge, die einen wirtschaftlichen Produktionsablauf konterkarierten. Die Arbeiter gingen, sobald sie angelernt seien. Zudem

stieg das Unfallrisiko: Die Zahl der Verunglückten lag 1860 unter 2 von Tausend p.a. und stieg bis 1891 auf über 3 von Tausend p.a.[109]
Diese mittelbaren Folgen von Mobilität und Strukturwandel waren nicht nur 'vom Klassenstandpunkt aus betrachtet' unerwünscht. Da sich aber an den Ursachen - unsicherer Arbeitsplatz, Wohnraummangel, wirtschaftliche Not - zunächst nichts änderte, blieben auch die unerfreulichen Folgen, wie Schlaf- und Kostgängerwesen und Fluktuation, unverändert Bestandteil des neuen Bergarbeiterstandes.

Funktion und Folgen der neuen Subkultur

In der Tat bildete der neue Typus des Bergmannes, der Bergarbeiter, rasch neue Formen des Sozialverhaltens aus, die für ihn allein charakteristisch und mithin Kennzeichen eines eigenen Standes waren. Ausschlaggebend für diesen umgehenden Wandel des Sozialverhaltens war die schlichte Tatsache, daß Wohnen mehr ist als die Summe aus Essen und Schlafen, und daß Leben mehr ist als die Summe aus Wohnen und Arbeiten. Die jungen Bergarbeiter bekamen für ihr Geld nicht nur einen Platz im Bett und einen Platz am Tisch, sondern auch einen Platz in der Familie; das war einerseits ein Diktat der Enge, das nach Integration statt Isolation verlangte. Aber es kam ebenso dem Bedürfnis der Kostgänger nach Geborgenheit entgegen. Hier ergaben sich soziale Bindungen, die stark genug waren, um die Beziehungslosigkeit der Kostgänger erträglich zu gestalten, und locker genug, um den Abschied nicht zu dramatisieren.
Das Resultat war auf der Mikroebene die halboffene Familienstruktur, das extrovertierte Leben, welches Rezeptionshemmnisse abbaute und den Informationsfluß - nicht zuletzt über die mobilen Kostgänger - erleichterte. Auf der Makroebene der Bergarbeiterschaft führte die offene Familienstruktur zu einer um so deutlicheren Tendenz zur Ghettoisierung im Stadtbild. Weit vor dem Bau offizieller Bergarbeiter-Kolonien existierten diese bereits de facto. So lebten 1880 fast 72% aller Bochumer Bergarbeiter in nur vier von zwölf Wohngebieten Bochums; eine vergleichbare Konzentration findet sich in keinem anderen Beruf. Innerhalb dieses abgesetzten Bergarbeiterstandes verlief die 'Binnendifferenzierung' entlang eher traditioneller Grenzen, etwa zwischen den kulturellen und ethnischen Gemeinschaften. Interkonfessionelle Heiraten sind mit 20% deutlich unterrepräsentiert, und an dieser Grenze zwischen den Bekenntnissen ändert sich bis 1914 nicht einmal tendenziell etwas, zumal die religiös recht homogenen Wohngebiete der katholischen respektive evangelischen Bergarbeiter sich selbst reproduzierten.[110] Die Väter der Brautleute hatten also zumeist die gleiche Konfession und den gleichen Beruf.[111]
Dieses sehr schnell zu einer 'Bergarbeitertradition' gerinnende Nebeneinander von stabilisierender Konvention und geographischer Mobilität auf der Basis einer Berufsgemeinschaft erwies sich als außerordentlich leistungsfähig: Innerhalb einer Generation stiegen etwa 19% der Bergarbeitersöhne zu "white collared workers" auf, also wohl vornehmlich in die Verwaltung. Daß 27% der Söhne eine höhere Qualifikation als ihre Väter aufwiesen - was mit den ungelernten Fabrikarbeitern vergleichbar ist

(28%) - , verweist wieder auf das niedrige handwerkliche Anforderungsniveau, das an den Bergarbeiter gestellt wurde: Eine theoretische Ausbildung gab es nicht, und einer weiteren Qualifikation der Zugezogenen durch "learning by doing" standen häufig Vermittlungshemmnisse wie etwa Sprachbarrieren im Wege,[112] Hemmnisse, die bereits die Generation der Söhne kaum noch trafen. Das 'Bergarbeitermilieu' schien also nicht nur die geographische, sondern auch die soziale Mobilität zu erhöhen, und zwar nach oben.[113] Die Berufsgemeinschaft als privates Umfeld in der Kolonie und als Gedinge vor Ort, also das 'Akkordteam', wurde zum wichtigsten Bezugspunkt des Bergarbeiters. Wohn- und Arbeitswelt waren zugleich Ursache und Ausdruck einer Solidargemeinschaft, die in diesem begenzten Raum dort eigene Werte und Lebensformen entwickelte, wo das bürgerliche Denken mit seiner Selbstzufriedenheit, seinen Standesdünkeln und seinen Ressentiments nicht mit der Alltagserfahrung auf einen Nenner zu bringen war.

Das soll nun nicht heißen, diese Solidargemeinschaft sei frei von 'bürgerlichem Denken' gewesen oder entwickelte ihrerseits keine Vorurteile. Das gilt besonders für die angesprochene Binnendifferenzierung: Ebenso wie die Wohngebiete von einer Konfession dominiert wurden, finden sich rein katholische oder rein evangelische Gedinge. Und ein Gedinge, in dem Bochumer und *"Polacken"*[114] zusammenarbeiten, wird man selten finden, obschon 1905 etwa 4% der städtischen und 11,3% der Landbevölkerung im Kreis Bochum Polen waren, davon 80% Bergarbeiter.[115]

So oder so ähnlich mag eine Vorstellung des Bochumer Bürgertums vom Freizeitverhalten des Arbeiters ausgesehen haben. Die Postkarte wurde 1905 in Weitmar, Kreis Bochum, gestempelt. (Westf. Industriemuseum, 90/2128)

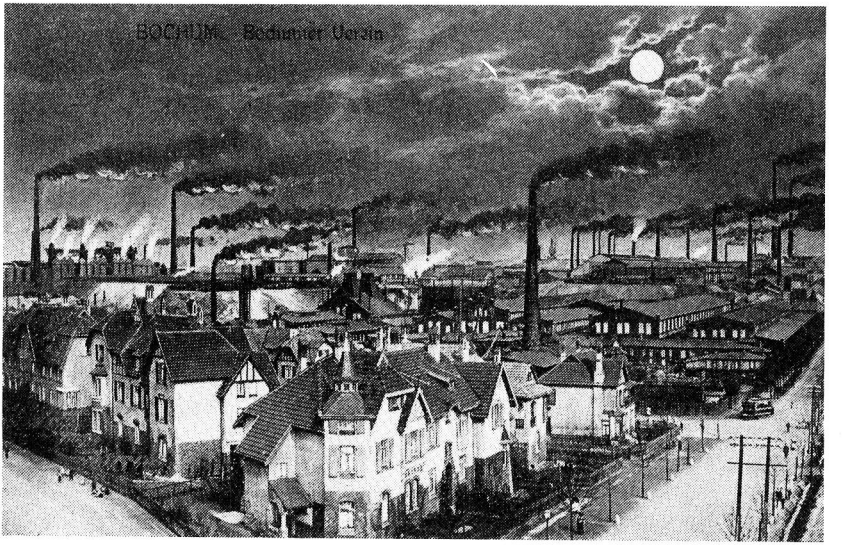
Modifikation 'bürgerlicher' Sozialpolitik

Die bürgerliche Sozialpolitik aber modifizierte ihre Strategie: So dachte man, dem Bergarbeiter sein 'mangelhaftes' Sozialverhalten, seine Unrast und seine politische Unberechenbarkeit nehmen zu können, indem er zunächst 'domestiziert' und dann 'dressiert' würde. *"Die Anlage guter Arbeiterwohnungen ist für den Ruhrkohlenbezirk das beste und einzige Mittel, den Arbeiter seßhaft zu machen".*[116] Den hohen Investitionen hielten die Sozialreformer die höhere Produktivität durch rückläufige Fluktuation, die Bindung an den Betrieb und die Aussicht auf politische Duldsamkeit entgegen. Die Unternehmer griffen diese Gedanken auf, hatten die wüsten Beschimpfungen des "verrohten" und "unmoralischen" Arbeiterstandes doch weder etwas an der Situation der Arbeiter, noch an deren Verhalten ändern können. Zwischen 1873 und 1900 erhöhte sich die Zahl der Zechenwohnungen von 6.700 auf 25.000, bis 1914 gar auf 87.000. Im Jahr 1900 wohnten 48.000 Bergleute, also 20%, in Zechenhäusern, 1914 bereits 140.000 oder 35%.[117]

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß mit der großdimensionierten Siedlungsplanung erstmalig ein städteplanerisches Element in die bis dahin "wuchernden" Revierstädte getragen wurde. Der Schwerpunkt lag zunächst auf der schnellen und kostengünstigen Umbauung von möglichst vielen Kubikmetern. Die standardisierte Bauweise dieser frühen Phase des Koloniebaus ist ein beredtes Zeugnis für diesen Bedarf.[118] Zunehmend wurde in diesen 'Planungsinseln' aber auch der defizienten Urbanisierung entgegengearbeitet, und Architekten erkannten bald, daß im Koloniebau der preisgünstigste Weg zu mehr Wohnqualität und die seltene Möglichkeit zur Gestaltung ganzer Wohngebiete bestand. Seit der Jahrhundertwende wurden zunehmend Elemente der Gartenstadtbewegung aufgegriffen und in Entwürfe umgesetzt, die wieder dörfliche Züge tragen und die Infrastruktur berücksichtigen.[119]

Die unmittelbaren Erwartungen der Zechenverwaltungen, wurden nur zum Teil erfüllt: Das 'kollektive Wachstum'[120] der Industrie führte zur Verknappung der 'Ware' Arbeitskraft und die Arbeitgeber konkurrierten um diese Ware. Sie waren also bestrebt, die Arbeiter anzuwerben und an den Betrieb zu binden. Tatsächlich zeigt die Fluktuation, die bis in das Jahr 1900 stetig zunahm, seit der Jahrhundertwende eine rückläufige Tendenz.[121] Gleichwohl änderte dies wenig an der Mobilität der ledigen Bergleute. Statt das Schlafgängerwesen aufzuheben, wurden durch die Kolonien die Bedingungen des Schlafgängertums[122] lediglich verbessert, und letztlich erklärt nur das Schlafgängerwesen, warum nicht nur die Zahl der in Zechenwohnungen lebenden Bergleute stieg, sondern auch ihr Anteil an der Gesamtgesellschaft von 20% auf 35% ausgebaut werden konnte.[123]

Eine weitere Folge des Koloniebaus war die Fortsetzung der Binnendifferenzierung innerhalb der Bergarbeiterschaft: In die neuen Häuser zogen die Zuwanderer der "Gründerjahre", die die Wohnverhältnisse in den schnell hochgezogenen und wenig langsamer heruntergekommenen Privatbauten der ersten Industrialisierungsphase, als unzulänglich ansahen. An ihre Stelle traten Zuwanderer, insbesondere aus den



Beispiel frühen Koloniebaus auf einer Postkarte aus dem Jahre 1916; der "Bochumer Verein" und Arbeiterhäuser. Die Koloniehäuser stehen heute noch, der Hüttenbetrieb ist nur noch in Rudimenten auf einer Industriebrache

Ostgebieten, vornehmlich Polen, so daß neben die konfessionelle nun auch eine deutlichere ethnische Segregation trat.[124]
Damit wurden die soziopolitischen Motive des Koloniebaus enttäuscht: Zwar war nun eine Stammbelegschaft auch im privaten Bereich abhängig von der Zechenverwaltung und - über den Wunsch, die gute und preiswerte Wohnung zu behalten - auch an der Arbeitsstelle leichter individuell erpreßbar, doch galt dies nur für einen Teil der Belegschaft; da das Leben in der Kolonie das Sozialverhalten der Bergleute nicht aufhob, sondern im Gegenteil ausdifferenzierte, war eine Individualisierung von Arbeitskonflikten eher schwieriger geworden und bei akuten Konflikten, etwa Streiks, blieb den Verwaltungen aus Mangel an Arbeitskräften meist nichts anderes übrig, als die Streikenden nach Regulierung des Konflikts wieder einzustellen.[125]

Widersprüche und Chancen

Wie hier entlang der Wohnverhältnisse und der Wohnungspolitik erläutert wurde, entwickelte sich in der Phase der Hochindustrialisierung auch im Bochumer Revier eine neue Solidargemeinschaft, deren Verhalten und Werte zum Teil deutlich außerhalb der bürgerlichen Norm lagen. Die Politik der Unternehmerseite blieb widersprüchlich: Sie sah den Zusammenhang von Arbeit, Politik und Privatem,

suchte auch das gesellschaftliche Leben des Bergarbeiters zu disziplinieren; andererseits verschloß sie vor diesem Zusammenhang die Augen, nahm sie doch ernsthaft an, durch rein materielle Hebung des Arbeiterstandes sozialen Frieden erwarten zu können.
Verantwortliches Verhalten von Arbeitern zu verlangen, die in Wirtschaft und Politik unmündig gehalten wurden, war ein Konstruktionsfehler der Politik im Staat, in der Kommune und im Betrieb. Die Arbeiter schufen sich daher in allen Bereichen, die ihr Leben betrafen, eigene Strukturen und auch Instrumente, die diesen Strukturen in den Ghettos am Rande der bürgerlichen Gesellschaft Geltung verschafften: Kulturelle und politische Vereine sowie Versorgungs- und Unterstützungsvereinigungen. Innerhalb dieses, wie Rainer M. Lepsius es nannte, *"sozialmoralischen Milieus"*[126] bewiesen die Bergarbeiter sowohl Mündigkeit als auch Handlungsbereitschaft. Eine offene Gesellschaft hätte die Entwicklungsmöglichkeiten erkannt, die in dieser Mündigkeit lagen. Das Deutsche Kaiserreich war eine geschlossene Gesellschaft, auch innenpolitisch. Die entstehende Arbeiterbewegung stellte das Fundament der Gesellschaft, das strukturelle Ungleichgewicht in Politik und Wirtschaft, in Frage und wies damit über die Möglichkeiten einer de facto 'autoritären Plutokratie' hinaus. Andererseits verweist die sozioökonomische Entwicklung im Industriegebiet und hier insbesondere im Ruhrbergbau auf neue Möglichkeiten der Konfliktregulierung und des Krisenmanagements, die mit der Organisierung der Interessen von Kapital und Arbeit entstanden. Es ist bezeichnend für die geschlossene Gesellschaft, daß Kapital und Arbeit diesem Prozeß beim jeweiligen Gegenüber nur mit Mißtrauen begegneten und damit die beiderseitigen Vorteile organisierter Interessen - sozialer Fortschritt und gesicherte Produktion durch Verhandlung und Selbstdisziplinierung - gegeneinander ausgespielt wurden.
Diese Perspektive verweist auf die gesellschaftliche Ebene in der Politik und am Arbeitsplatz. Die Erfahrungen in Politik und Beruf waren konstitutive Elemente einer Solidargemeinschaft der Bergarbeiter. Die politischen und arbeitsweltlichen Entwicklungen sollen im folgenden am konkreten Beispiel des Bergarbeiterstreiks von 1905, der in Langendreer seinen Ausgang nahm, dargestellt werden. Wurden in diesem Abschnitt vornehmlich Strukturen benannt, soll im anschließendem Kapitel erläutert werden, wie diese Strukturen in Handlung, in Geschehen umgesetzt wurden.

Über die wirtschaftliche Dynamik

"Die Industrie überflügelt alles Alte und drückt es nieder, ein altes Wahrzeichen, ein altes Bauwerk nach dem anderen schwinden von den Fluren des heimischen Dorfes... Haus Langendreer, einst der Inbegriff der Macht und des Reichtums, ist im Frühling dieses Jahres dem Erdboden gleichgemacht... Die Zechenverwaltung ließ das Herrenhaus niederreißen... und in den ehemaligen Scheunen und Ställen Kantinen für die auf ihrer Zeche beschäftigten meist fremdländischen Arbeiter einrichten."[127]
Die Rede ist von dem stürmischen Ausbau der Zeche "Bruchstraße" und verfaßt

wurden diese Zeilen 1908. Zwanzig Jahre zuvor[128] stellte sich die Industrialisierung Langendreers noch ganz ohne den kritischen Unterton eines Max Jäkel dar: *"Es giebt nur wenige Gegenden, wo soviel Zechen, Hütten und Fabriken zusammenstehen, wie gerade in unserer Gegend... Hier ist es, wo der Märker Eisen reckt und dazu die schwarzen Diamanten tief aus dem Schoße der Erde holt."* Und damit verbindet sich für Otto Hüttemann *"auf dem Gebiete der Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung unserer Nation"* eine uneingeschränkt erwartungsfrohe Perspektive.

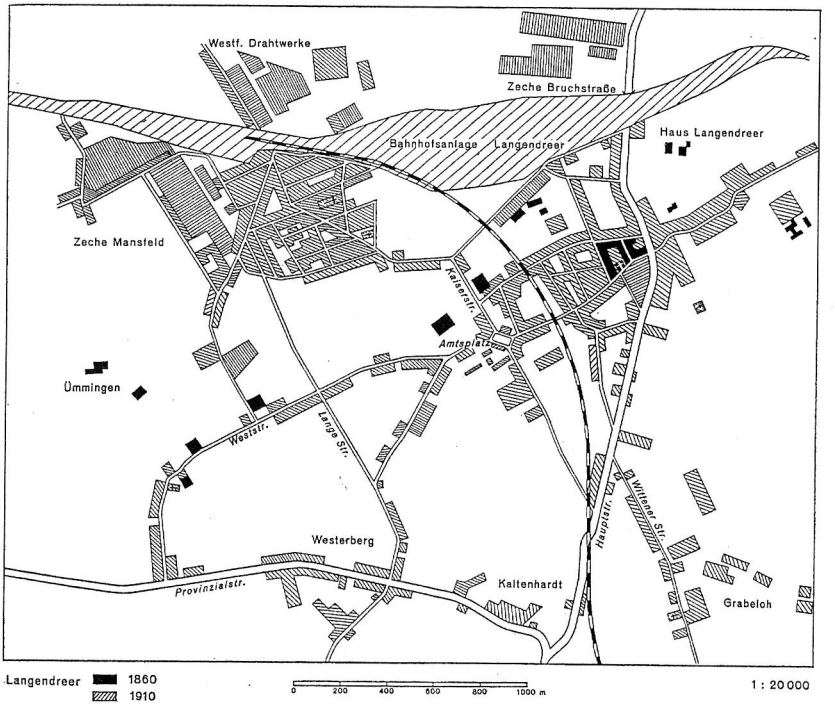
Dabei war auch in Langendreer die wirtschaftliche Entwicklung bis 1887 nicht ohne Brüche verlaufen. Sie folgte im wesentlichen der beschriebenen bergbaulichen und verkehrlichen Erschließung des mittleren Ruhrgebietes. Im Gegensatz zur Kommunalverwaltung nahm die engagierte Wirtschaft die neuen Möglichkeiten, die die Anbindung Langendreers an das Eisenbahnnetz über Bochum, Witten und Dortmund bot, wahr. Gleich anderen Regionen der Montanindustrie wandte sie sich ganz von der Ruhrschiffahrt ab[129] und orientierte im betriebswirtschaftlichen Bereich und in der Anlage neuer Schachtpunkte ganz auf den Eisenbahn-Knotenpunkt nördlich des Langendreerer "Dorfes". Im Bereich des Bergbaus wurden erhebliche Investitionen und Umstrukturierungen vorgenommen. So erfolgte 1867 die Konsolidation der bislang ungenutzten Felder Bruchstraße I-III, und der neue Hauptgewerke, der Dortmunder Bankier Wilhelm von Born, beantragte 1872 die Genehmigung zum Schachtabteufen. Ein Jahr darauf wurde die erste Sohle angesetzt, 1874 bereits die zweite Sohle, womit die Kohleförderung einsetzte. Mit der Anbindung der Zeche an die Eisenbahn 1875 nahm die Förderung sprunghaft zu,[130] die Belegschaft verdoppelte sich.[131]

Im gleichen Jahr kam es zur Konsolidation der Zechen "Colonia" und "ver. Urbanus" zur Zeche "Mansfeld", die in das Eigentum der "Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft Eisleben" überging. Diese Trustbildung war von erheblicher Bedeutung für die Wirtschaftsentwicklung des Amtsbezirkes. Investitionen wurden finanzierbar und durch den gesicherten Absatz auch wirtschaftlich interessant. Der administrativen Konsolidation folgte die betriebstechnische Konsolidation.[132] Die Zeche arbeitete immer rationeller; in den fünf Jahren der Modernisierung 1875 bis 1880 wurde zunächst die Belegschaftszahl von "Colonia" und "ver.Urbanus" um 27% auf 418 Mann gekürzt, hingegen stieg die Förderung um fast 50% auf 122.605 t an.[133]

Im Laufe der folgenden 25 Jahre verfünffachte die Zeche Förderung und Belegschaft, und am Vorabend des ersten Weltkrieges förderten 2.050 Bergleute 603.358 t Kohle. Dieser kontinuierliche Ausbau war nur bei gesicherter Finanzierung und gesichertem Absatz möglich; beides leistete die Trustbildung: *"Die Produkte kommen zur Versorgung der eigenen Hütten- pp. Werke zur Verwendung"* heißt es in einem Bericht zur Lage der Industrie im Jahre 1900.[134]

Die Zeche "Mansfeld" und der Bahnhof schafften nordwestlich des Dorfes erstmals einen wirtschaftlichen Schwerpunkt, der bald der Entwicklung des gesamten Amtsbezirkes vorauseilte.[135] Ein flüchtiger Blick auf die Karten erklärt den Aufschwung, den insbesondere die mittelständische Bauindustrie in Langendreer nahm. Anders als etwa in Werne bei Bochum ging der Häuserbau zum geringeren Teil auf die Zechen zurück. Hier engagierten sich private Anleger; vor allem erwarben Kaufleute und

Handwerker die mehrstöckigen Häuser, oder sie verblieben in der Hand des Bauunternehmers. Dabei tat sich besonders die Firma Fr. Wilh. Maiweg hervor, die mit den Aufträgen aus der Industrie, aber auch gerade mit den mittelbar folgenden privaten Aufträgen in den "Gründerjahren" des modernen Langendreers ein Vermögen verdiente. Von 1871 bis 1885 stieg die Bevölkerung des Ortsteils "Bahnhof" von 342 auf 2.153 Personen, 1905 waren es bereits 7.364 und 1912 endlich 10.222 Menschen. Die unmittelbare Folge war ein ganz akuter Mangel an geeignetem Wohnraum, der auch durch den ökonomischen Anreiz für Bauunternehmer wie Maiweg, Craemer u.a. nicht zu überwinden war. Auch die "Langendreerer Baugenossenschaft e.G.m.b.H." (1891) und der Post- und Eisenbahnerverein "Spar- und Bauverein Familienwohl" (1903) konnten daran nichts ändern; der Wohnraummangel blieb ein latent vorhandenes Problem. Allerdings führte das Bevölkerungswachstum in der mittelständischen Wirtschaft zu einem sprunghaften Aufschwung. Neben den Bauunternehmen



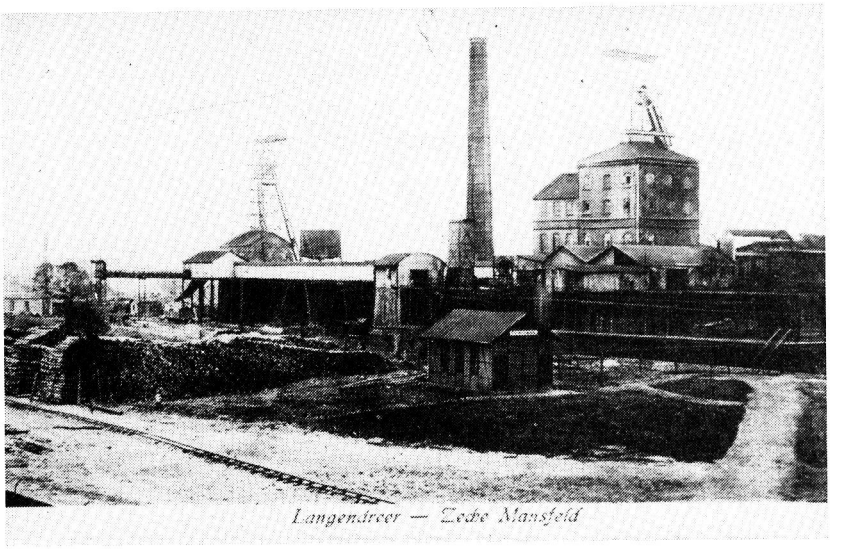
Karte 3 Plan der Gemeinde Langendreer 1860/1910

Die Karte zeigt den Umbruch, den 50 Jahre Industrialisierung in Langendreer verursachten. (aus: Helmuth Croon, Studien zur Sozial- und Siedlungsgeschichte der Stadt Bochum, in: Bochum und das mittlere Ruhrgebiet, hrsg. v. d. Gesellschaft für Geographie und Geologie e.V., Paderborn 1965, S. 101)

sind vor allem die Zulieferer zu nennen. Hierzu rechnen ein Sägewerk und zwei Steinbrüche, neun Sandgruben und zwölf Ziegeleien,[136] aber auch Schlosser, Anstreicher und Stuckateure. In den Jahren 1900 bis 1904 gingen beim Amt durchschnittlich etwa 200 Anträge auf Neu- und Umbauten ein.[137] Auftraggeber waren - wie erwähnt - zum ganz überwiegenden Teil Privatpersonen, häufig Kleingewerbetreibende, die in 'ihrem Haus' ihrer Arbeit nachgingen, dort vermieteten und selber wohnten. Das daraus resultierende Straßenbild hatte durchaus städtische Züge.[138]

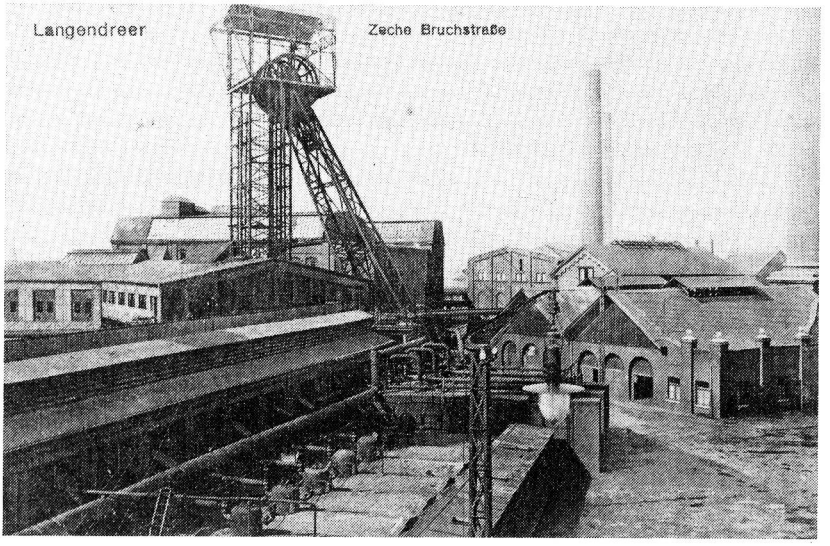
Mobilität, Industrialisierung, infrastrukturelle Entwicklung

Crew weist darauf hin, daß es gerade Bergarbeiterfamilien waren, deren Streben auf Hausbesitz ausgerichtet war.[138] Glückte dies, war der Hausbesitz oft das Pfand in einem informellen familieninternen 'Generationenvertrag' bei Invalidität, Krankheit oder Tod des Familienvorstandes. Dieses Modell kommt wohl der Realität recht nahe, zumal die Berufsrisiken und -krankheiten des Bergmannsstandes diese oder eine vergleichbare soziale Absicherung unabdingbar machten. Allerdings muß, soll dieses Modell einer Überprüfung standhalten, der Bergmannsstand noch weiter differenziert werden. Mit dem Freizügigkeitsgesetz von 1860 wurde der Bergmann 'geographisch mobil' und die Zahlen zeigen, daß viele Bergleute von diesem Recht regen Gebrauch machten. Die Nachweise sehen das Anlegen und Abkehren aus der Perspektive der Grubenverwaltungen, von denen sie auch die Zahlen erhalten, und diese Perspektive



Früher Ausbau, frühe Trustbildung, große Stammbelegschaft: Die Zeche "Mansfeld" um 1910. Im Vordergrund ein Freibank-Häuschen. (Stadtarchiv Bochum, Fotobestand Langendreer, Nr. 17/01/02)

interessiert nur die Summe und damit die Bewegung der Arbeitsleistung; die Bewegung der Arbeiter selbst interessiert nicht, und so fällt in den Statistiken nur der reine 'turnover' auf. Es ist aber wohl wahrscheinlich, daß sich die Mobilität innerhalb der Belegschaft sehr unterschiedlich verteilt, und es ist anzunehmen, daß die Zechen über eine Stammbelegschaft verfügten - unter der sich dann auch die seßhaften Hausbesitzer wiederfinden - sowie über einen 'pool' an Arbeitskräften, der sich in einer Art offenen und flexiblen Gleichgewichts immer neu rekrutierte und der Arbeitslage angepaßt werden konnte. Ein nicht geringer Teil der Bergarbeiterschaft war also mit der Scholle 'verwachsen'. Je früher der Ausbau der Zechen erfolgte, desto größer mußte also der Anteil der 'Bodenständigen' an der Gesamtbelegschaft sein.[140] So hebt tatsächlich der Zeitungsbericht zum 1. Quartal 1912 des Amtes Langendreer hervor: *"Nur auf der ca. 1.500 Personen beschäftigenden Zeche Mansfeld, welche bekanntlich über einen guten Stamm alteingesessener Arbeiter verfügt, war die Zahl der Streikenden eine verhältnismäßig geringe"* - womit bereits viel über die sozio-politischen 'Vorzüge' einer solchen Belegschaft für den Arbeitgeber gesagt ist.[141]
Hier soll zunächst der Hinweis genügen, daß die Trustbildung bei der Zeche "Mansfeld" in Langendreer mit so überzeugendem Erfolg praktiziert wurde, daß sie mehr als jedes andere Ereignis - abgesehen von der Eisenbahn - prägend auf die wirtschaftliche und soziale Struktur, ja sogar auf das Landschaftsbild des Amtsbezirkes wirkte. Langendreer erhielt mit dem Ortsteil Bahnhof ein vorbildlich urbanisier-



Bis zur Trustbildung unrentabel, veraltet und gefährlich: Die Zeche "Bruchstraße" - hier nach dem Ausbau zu einer Großschachtanlage - gewann durch die Konzentrationsprozesse. (Westf. Industriemuseum, Nr. 90/3409)

tes Stück Großstadt vor das Dorf gesetzt. Das konnte nicht folgenlos für die Kommunalpolitik bleiben.
Doch wie konnte die für den Bergbau so essentielle Absatzsicherung geleistet werden, wenn nicht durch Trustbildung? Oben wurde bereits das naheliegendste Rezept aufgezeigt: durch Großverbraucher, also durch Eisenindustrie. Doch unter dem Punkt "I. Bergbau-, Hütten- & Salinenwesen" des Berichtes an den Landrat "Betr. die Lage der Industrie" von 1903 wird ausschließlich der Bergbau behandelt, und die Punkte "III. Industrie der Metalle", "IV. Maschinen und Instrumente" sowie "V. Textilindustrie" werden zusammmengefaßt und mit einem bündigen *"vacat"* versehen.[142]
Bis zur Reichsgründung war in Langendreer abgesehen von einer Glasfabrik an der Grenze zu Witten, für die die Zeche "ver. Walfisch" förderte, und der Brauerei Müser kein Großverbraucher ansässig. Das war ein ganz entscheidendes 'handicap' gegenüber den umliegenden Städten Witten, Bochum und Dortmund, die vergleichsweise frühzeitig auch im Bereich der Großbetriebe eine strukturelle Vielfalt entwickelten. In den "Gründerjahren" des Reiches hatte aber die Zeit der "Gründerväter" der industriellen Revolution ihren Zenit bereits weit überschritten.

Die Kohlewirtschaft und die Grenzen kommunaler Entwicklung

Das mußte auch der Dortmunder Ingenieur Heinrich Herberz erfahren, der - beeindruckt von der rasanten Entwicklung des Ortsteils - bereits 1862 nördlich des Bahnhofes ein größeres Gelände erwarb und 1870 ein Puddelwerk mit Kokerei aufbaute. Doch die Krise von 1873 traf den im Aufbau befindlichen Betrieb so hart, daß er von 1874 bis 1881 stillgelegt wurde. Erst die kapitalkräftige Kommanditgesellschaft "Funke, Borbert & Co." nahm die Arbeit 1881 wieder auf; aus ihr wurde 1887 die Aktiengesellschaft "Westfälische Drahtwerke", in der immerhin 514 Arbeiter ihr Auskommen fanden.[143] Verglichen mit den Kruppschen Anlagen in Essen waren die Drahtwerke aber ein relativ kleiner Verbraucher. Für Langendreer verlor er weiter an Bedeutung, da 75% des Betriebes auf dem Gebiet der Gemeinde Werne lagen, die 1885 als Amt Werne aus den Bezirk Langendreer ausschied. Diese administrative wie geographische Zugehörigkeit zu Werne dürfte durch die prägende Wirkung der Eisenbahn auf die Landschaftsgestalt weiter vertieft worden sein, denn die Gleiskörper der Bergisch-Märkischen und der - seit 1874 - Rheinischen Eisenbahnlinie trennten den Betrieb von Langendreer ab. Die Eisenbahn wurde tatsächlich als Schranke zwischen den Amtsbezirken empfunden. So forderten Werner Bürger 1885 erfolgreich eine Überführung über die Anlage des "alten Bahnhofs", die unter dem Namen "Kaisersteg" zum Wahrzeichen wurde.[144]
Der Kaisersteg ist ein Indiz für den Sinneswandel der Langendreerer Lokalpolitiker, die die Chancen der Industrialisierung zunehmend erkannten. So wurde nun auch aktiv Wirtschaftspoltik betrieben, etwa mit dem Versuch, in Langendreer Hüttenindustrie anzusiedeln. Doch die Stellung der Zechen war bereits so beherrschend, daß

derartige Initiativen - wie etwa die Verhandlungen mit der Fa. Krupp 1896 - bereits an dem Mangel an geeignetem Baugrund scheiterten.[145] Wenn Langendreer also auch über einen gut situierten Mittelstand verfügte, litt seine Wirtschaft doch an der Monostruktur im Bereich der Großindustrie.
Das dokumentiert auch die Berufsstruktur der Bevölkerung: Ende 1897 gehören 50% der Langendreerer, 75% der Stockumer, 90% der Somborner und 60% der Dürener Bergarbeiterfamilien an.[146] Der Fortschritt war in Langendreer nur mit und durch die Zechen und ihre Besitzer zu haben, Kommunalpolitik und Wirtschaft verschmolzen - wenn auch recht spät - auch in Langendreer miteinander. Der Wirtschaft aber, die ja deutlich vom Bergbau dominiert wurde, blieb zur Absatzsicherung nur die Trust- und Kartellbildung. Welche Wege diese Monopolisierung ging, läßt sich am Beispiel der Zeche "Bruchstraße" anschaulich demonstrieren.

Der durch die Wirtschaftskrise ab 1873 eingeleitete Preisverfall für Steinkohle - so kostete der Zentner Koks 1871 noch 2,80 Mark, 1876 dagegen nurmehr 0,47 Mark - überforderte die Gewerkschaft und ihren Hauptgewerken Born deutlich. Zum Betriebsaufbau war Anfang der siebziger Jahre über eine Million Mark Zubuße investiert worden, 1882 mußte eine Grundschuld von 750.000 Mark aufgenommen werden, bis 1885 stieg die Zubuße auf über 2,5 Mio. Mark. Selbstkosten und Verkaufskosten hielten einander die Waage, weitere Investitionen, die dringend erforderlich waren, um die Produktivität in den Bereich der Rentabilität zu steigern, zwangen Born 1885 zur Aufgabe. Über mehrere Zwischenbesitzer geriet die Zeche 1887 in den Besitz der Dortmunder Steinkohlenbergwerke AG "Louise Tiefbau", der es tatsächlich gelang, bis 1892 bescheidene Gewinne zu erwirtschaften. Die Kosten der überfälligen Modernisierung scheute auch sie.
Als 1892 der Dortmunder Kohlenverkaufsverein eine erneute Konkurrenz mit Dumpingpreisen nicht verhindern konnte und in der Folge am 16. Februar 1893 das handlungsfähigere Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat gegründet wurde, war die Zeche völlig veraltet, insbesondere bezüglich der an Bedeutung gewinnenden Nebenprodukte[147] und der entsprechenden Tagesanlagen. Bis um die Jahrhundertwende stagnierte die Entwicklung, die Produktivität pro Mann und Schicht lag bei 0,65 Tonnen, was deutlich unter der Rentabilitätsgrenze lag. Zwar erhöhte sich die Förderung von (1887) 140.000 t auf 210.000 t (1900) und die Belegschaft von 500 auf rund tausend Mann, doch belegt der Produktivitätsrückgang und die steigende Zahl von Unfällen, daß die Schachtanlage zu Beginn unseres Jahrhunderts auf gemeingefährliche Weise verwahrlost war.[148] Daran änderte sich erst etwas, als sich der Kohlevorrat der Stammzeche "Louise Tiefbau" in kurzer Zeit erschöpfte. Unter dem neuen Aufsichtsratsvorsitzenden Hugo Stinnes wurde 1905 der Ausbau der Zeche "Bruchstraße" beschlossen, um den Zusammenbruch der AG zu verhindern. Die Tagesanlagen wurden modernisiert und ausgebaut, zwei weitere Schächte wurden abgeteuft, Dr. C. Otto errichtete eine hochmoderne Kokerei und eine chemische Fabrik für die Nebenprodukte. Mit erheblicher Zubuße wurde die Zeche neu struktu-

riert; die Produktivität stieg von 0,56 t (1904) auf (1908) 0,78 t/Mann und Schicht,[149] während die Belegschaft von 1.400 auf 1.900 Mann stieg. Am Vorabend des 1. Weltkrieges arbeiteten fast 3.000 Bergleute auf der Zeche "Bruchstraße" und förderten pro Mann und Schicht 0,84 t.[150]

Nachdem es jahrelang an dem notwendigen Kapital zum Ausbau der Zeche gefehlt hatte, später an dem betriebswirtschaftlichen Willen, drohte nun die Überproduktion erneut zum limitierenden Faktor zu werden. Daher wurde im Oktober 1908 der Entschluß gefaßt, mit der "Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft" zu fusionieren. Von der Vereinigung profitierten beide Partner: Die Zeche sicherte ihren Absatz und wurde unabhängig von der Verkaufsbeteiligung am Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, die Bergwerks- und Hütten-AG sicherte auf Jahrzehnte ihren Koksbedarf.[151] Als einer der größten Monopolisten im Bochumer Revier[152] garantierte die Hütten-AG den Absatz, wodurch die Lage der Zeche wie überhaupt der Langendreerer Wirtschaft deutlich stabilisiert wurde. Die Zechen des Konzerns kooperierten[153] und konnten so die Gestehungskosten senken. Der gestiegene Arbeitskräftebedarf schuf wiederum eine akute Wohnungsnot, die die Zechenverwaltung mit dem Aufbau einer Zechensiedlung im Norden des Amtsbezirks, der "Kolonie Wilhelmshöhe", aktiv bekämpfte; so entstanden allein 1910/11 160 Wohnungen in 40 Häusern.[154] Der Anpassungsdruck, dem der Kohlenbergbau ausgesetzt war, wurde nicht überall im Amtsbezirk mit so glücklichem Ausgang verarbeitet wie auf der Zeche "Bruchstraße". Insbesondere ältere Bergwerke blieben in den Absatzkrisen auf der Strecke.

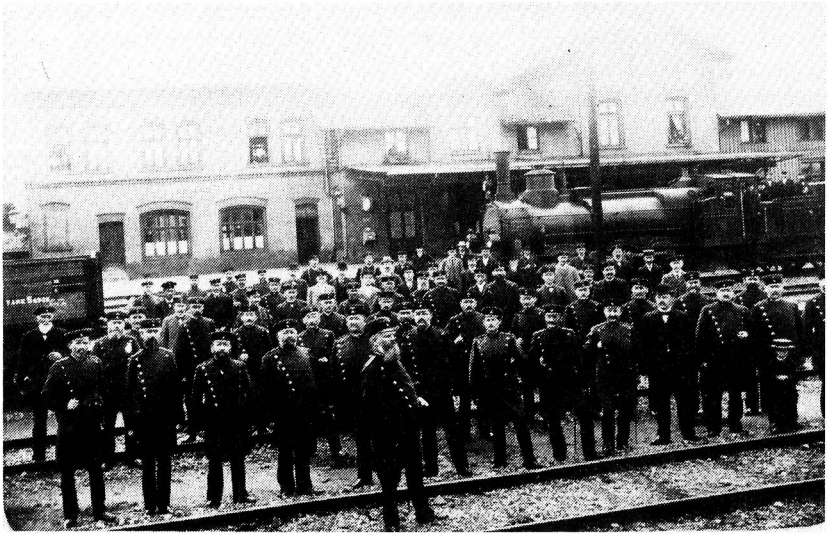
So stand Anfang des Jahrhunderts die Stillegung der Zeche "ver. Walfisch" an, obschon noch 1895 ein neuer Schacht, Schacht "Düren", abgeteuft worden war. Zwar konnte die Stillegung durch Konsolidation mit "ver. Hamburg und Franziska" noch abgewandt werden,[155] doch die Diskussion in den Kommunalvertretungen über das drohende Schicksal von Zeche "ver. Walfisch" brachte doch die eklatante Abhängigkeit des gesamten kommunalen Gefüges vom Bergbau zum Ausdruck. So brachte die Zeche allein ein Drittel des Gemeindebudgets auf, die Arbeiter und Beamten der Grube weitere 8%, und die Wirkung auf das mittelständische Gewerbe war in diesen Zahlen noch nicht berücksichtigt.[156]

Vom Bergbau abhängig entwickelte sich auch die verkehrliche Situation Langendreers. Das gilt insbesondere für den Schienenverkehr. Seit 1874 hatte Langendreer mit dem Bahnhof-Nord eine zweite Station und damit Anschluß an die "Rheinische Eisenbahn".[157] Mit dessen exponierter Lage zwischen dem Bochumer, Wittener und Dortmunder Revier und Wirtschaftsgebiet nahm der Personen- und insbesondere der Güterverkehr rasch zu. Doch auch wenn die Eisenbahn in Langendreer als Sensation begrüßt worden war, bedeutete dies nicht, daß die Kommune oder Privatpersonen bereit waren, sich bei der verkehrlichen Erschließung über Gebühr finanziell zu engagieren. Jäkel berichtet über die Schwierigkeiten, die für den Bau der Eisenbahnlinien ausgegebenen Aktien unterzubringen.[158] Die Verstaatlichung der Linien in den achtziger Jahren[159] war daher die Voraussetzung für den nach der Jahrhundertwende einsetzenden Ausbau des Gleisnetzes. Das gesamte Gelände zwischen den Bahnhöfen

Nord und Süd, das von der südlichen Trassenführung eingeschlossen war, wurde nach und nach von Gleisen bedeckt.[160] Im Jahre 1908 wurden die beiden Bahnhöfe, deren Gleise bereits eine Einheit bildeten, beim Bahnhof Nord zusammengelegt, also in unmittelbarer Nachbarschaft zur Zeche "Bruchstraße", und ein repräsentatives Bahnhofsgebäude entstand.[161] Der Güterbahnhof Langendreer entwickelte sich binnen weniger Jahre zum drittgrößten seiner Art in Deutschland[162] und im Jahr 1920 arbeiteten etwa 2.000 Eisenbahnarbeiter auf den Anlagen des Bahnhofs.[163] Was der Eisenindustrie nicht glückte, gelang nun der Eisenbahn: Sie wurde zum 'zweiten Standbein' der Langendreerer Wirtschaft. Daß dies nicht auf den Güterverkehr beschränkt blieb, davon kündet der Fahrplan des D-Zuges Köln-Berlin, der statt in der Kreisstadt in Langendreer hielt.[164]

Das Transportproblem blieb jedoch trotz dieser enormen Investitionen ungelöst, da es strukturell in der Betriebspolitik der Zeche angelegt war; über den Koksbedarf der abnehmenden Großbetriebe "Mansfeld" und "Hütten-AG" waren die Zechen in Langendreer eng an die Konjunktur gebunden und ihre Förderung reagierte äußerst sensibel auf deren Bewegung. So wurden Feierschichten eingelegt, wenn der Bedarf rückläufig war, oder es wurden zusätzliche Kräfte eingestellt, wenn der Bedarf stieg. "Auf Halde" wurde ungern produziert, da dadurch die Verladekosten stiegen. Dabei

Der "alte" Bahnhof Süd auf einer Postkarte aus dem Jahre 1901. Wenige Jahre darauf war er nurmehr das westliche Ende eines der großen Güterbahnhöfe des Reviers. Über die Gleisanlagen führt der "Kaisersteg". (Westf. Industriemuseum, Nr. 89/4812)



Die Bahn schaffte, was der Eisenhüttenindustrie nicht gelang; mit 2.000 Beschäftigten war der Bahnhof nach den Zechen wichtigster Arbeitgeber. Einige der Bahnangestellten posieren auf der Aufnahme von 1910 vor dem "alten Bahnhof." (Stadtarchiv Bochum, Fotobestand Langendreer, Nr. 03/01/03)

kam es regelmäßig zu Waggonmangel, der wiederum zu Feierschichten führte, da die Eisenbahn nicht in der Lage war, die Bedarfsspitzen der Zechen an Transportkapazitäten sicherzustellen. Und so künden die Zeitungsberichte der Jahre 1901 bis 1914 in regem Wechsel von der Klage der Zechenverwaltungen über Arbeitskräfte- und Waggonmangel, von Feierschichten und Lohnkürzungen, vom Umsatzrückgang im mittelständischen Gewerbe und wieder von Lohnerhöhungen und Arbeitskräftemangel.[165]

Augenfällig in diesem Zusammenhang ist, daß die finanziellen Folgen von Absatzproblemen und Transportschwierigkeiten in jedem Fall und ganz unmittelbar von einem Vierteljahr auf das nächste die Bergarbeiter zu tragen hatten. Zwar wurde aus genannten Gründen die Arbeitslosigkeit in Langendreer kaum zu einem Problem - anders als etwa in Bochum[166] -, stieg doch der Arbeitskräftebedarf (wenn auch nicht stetig) über die Jahre an: Der Ausbau des Bahnhofs und der Zeche "Bruchstraße" machte den Arbeitskräftemangel eher zur Regel und der Wohnungsbedarf zwang in beiden Fällen zum Siedlungsbau.[167] Zudem betrafen Entlassungen ja gerade den 'nicht seßhaften' Teil der Belegschaften und die Kommune ließ "öffentliche Arbeiten" im Rahmen eines Beschäftigungsprogrammes von Erwerbslosen ausführen.[168] Doch "Feierschichten" und Lohnkürzungen betrafen die gesamte Belegschaft, eben auch die an den Ort gebundenen "Alteingesessenen". Das waren empfindliche Einbrüche in das Familienbudget, bedenkt man zudem, daß bei Arbeitsmangel auch

die Schlafgänger ausblieben. An den großen Problemen der 'kleinen Leute' änderte die Wirtschaftsentwicklung zunächst wenig. Ganz anders dagegen das 'offizielle', das bürgerliche Langendreer: Die allmähliche Stillegung der Zeche "ver. Walfisch" hatte gezeigt, daß die Umstrukturierung des Bergbaus für die betroffenen Gemeinden durchaus unterschiedliche Wirkung haben konnte. Die frühzeitige Trust-Bildung der Zeche "Mansfeld" und die Kartellisierung und Trust-Bildung unter Beteiligung der Zeche "Bruchstraße" ließen die Gemeinde Langendreer zu einem 'Gewinner' dieses Wandels werden.

Hinzu kam, daß mit dem Tod des Ehrenamtmanns Schulze-Vellinghausen der 'großbäuerliche' Horizont der Kommunalpolitik endlich erweiterungsfähig wurde. Schulze-Vellinghausen und sein Nachfolger im Amte seit 1900, Major a.D. Schüler, sind Beispiele, wie sehr das soziopolitische Geschehen "vor Ort" noch abhängig war von den Charakterzügen weniger Individuen. Mit Schüler setzt in Langendreer eine beschleunigte Entwicklung des kommunalen Lebens ein, die längst überfällig war. Sie kann hier nur stichpunktartig nachgezeichnet werden, doch auch dies ist bereits beeindruckend genug: Noch vor Schulze-Vellinghausens Ableben wurde die 1876 gegründete "Langendreer Gas-AG" an eine Kölner AG zu absurden Bedingungen verkauft.[169] Im Jahr 1898 begann man mit der Straßenkanalisation.

Unter Schüler wurden die Amtsgeschäfte wieder von dem Gut seines Vorgängers nach Langendreer verlegt, ein kommunaler Mittelpunkt entstand neu auf dem Reißbrett: Der "Kaiserplatz" zwischen "Dorf" und "altem Bahnhof" wurde auf der grünen Wiese geplant. Noch im Jahre 1900 wurde Langendreer an das Straßenbahnnetz angeschlossen.[170] Im folgenden Jahr entstand das Amtshaus am "Kaiserplatz", 1909 folgte das Amtsgerichtsgebäude.[171] Seit 1904 existierte eine Reichsbanknotenstelle, die 1909 ein eigenes Gebäude am "Kaiserplatz" bezog.

Im Bildungsbereich kam die Gemeinde nun endlich der Aufforderung der Regierung aus dem Jahre 1876 nach, eine gewerbliche Fortbildungsschule zu errichten. 1903 zog die "Höhere Töchterschule" aus dem Pfarrhaus in ein eigenes Gebäude und wurde 1910 von der Kommune übernommen. Bereits 1900 erhielt die "Knabenschule" ein eigenes Gebäude, wurde 1903 Realschule und 1909 Realgymnasium. Zwei Jahre zuvor wurde eine Bergvorschule eingerichtet.

Auch in der Kirchenpolitik änderte sich einiges. Bis Mitte der achtziger Jahre mußten die Katholiken ihren Gottesdienst in einer Wirtschaft feiern und ihre Kinder nach Witten zur Schule schicken.[172] Nun gab es eine katholische zweiklassige Schule sowie eine "Notkirche". Erst 1902 wurde die Marienkirche geweiht, zu deren Finanzierung die polnische Minderheit im übrigen nicht unwesentlich beigetragen hatte. Und auch im sozialen Bereich, der sich bis 1900 in der Unterhaltung eines Armenpflegehauses, des "Wilhelmsstift", erschöpfte, wurden neue Akzente gesetzt: So wurde 1903 die "Volksbücherei" des evangelischen Arbeitervereins gegründet,[173] 1905 folgte der "vaterländische Frauenverein", der noch im gleichen Jahr fast 1.100 Mitglieder zählte,[174] 1909 entstand das großzügig geplante Krankenhaus mit Mutterhaus, das auf neuestem medizinischen Stand realisiert wurde,[175] und ein Jahr vor Kriegsbeginn wurde der "Bismarckhain" als "Volksgarten" eingeweiht.

Industrieller 'take off' und soziale Stagnation

Wenn oben die Angst des Kleinbürgers vor dem Proletariat skizziert wurde, so wird hier eine andere Angst thematisiert: Der Strukturwandel in Wirtschaft und Verkehr, im bürgerlichen und kommunalen Leben vollzog sich gerade in Langendreer rasend schnell. Mit diesem 'take-off' in allen Bereichen veränderte sich die Erfahrungswelt der Arbeiterschaft ganz entscheidend, zumal auch alte Ressentiments mit dem Zuzug ethnisch wie religiös fremder Arbeitskräfte neue Nahrung erhielten. Alles schien voranzuschreiten, die Besserungen in der Lebenssituation der Arbeiter nahmen sich dagegen sehr bescheiden aus, zumal Fortschritte auf dem einen Gebiet - etwa in der Wohnsituation - unmittelbar Rückschläge in anderen Fragen - Abhängigkeit vom Arbeitgeber - nach sich zogen.
Die Folge war *"große Unzufriedenheit..., auch wenn mit deren Verlautbarung... infolge der jetzigen ungünstigen Lage des Bergbaus und der geringen Löhne... noch zurückgehalten wird."*[176] Der Strukturwandel war ein ganz maßgeblicher Eingriff in die lebensweltliche Kontinuität des Arbeiters, der die finanziellen und sozialen Unwägbarkeiten seines Standes potenzieren mußte. Wie sich diese Unwägbarkeiten konkret gestalteten und welche politischen Kanäle die existentielle Angst der Arbeiter nahm, soll auf den folgenden Seiten beschrieben werden.

Stärken und Schwächen der Arbeiterbewegung

Der Amtmann Schulze-Vellinghausen wurde am 25. April 1876 über eine Bergarbeiter-Versammlung unterrichtet, auf der zwei Sozialdemokraten aus Dortmund über den Ausstand auf der Zeche "Borussia" informierten und wie folgt argumentieren : *"...würde jetzt nachgegeben, so käme man den Leuten später mit einer 10stündigen, dann 11 und 12stündigen Arbeitszeit. Man könne annehmen, daß die Zechen sich zu einem solchen Vorgehen geeinigt hätten, und daß die Zeche Borussia den Anfang machen solle... Es käme also hier auf eine prinzipielle Entscheidung an."*[177] Dann erläutern die beiden Redner die Streikstrategie. Es werde ein *"Comité"* gebildet, für die *"verheiratheten Arbeiter"* werde für die Dauer des Streiks ein Schichtlohn pro Tag ausgezahlt. Das Geld stamme aus ganz Westfalen, dem Rheinland, Schlesien und sogar von englischen Bergarbeitern. Das *"Comité"* sei Ansprechpartner für alle Interessierten.[178] In diesen wenigen Zeilen offenbart sich die Stärke und die Schwäche der Bergarbeiterschaft in aller Deutlichkeit.
Einerseits die Schwäche: Die Theorie vom "freien Arbeitsvertrag" erwies sich als Fiktion, die Arbeitsordnung wurde immer wieder und mit teils abenteuerlichen Argumenten zum Nachteil der Arbeiter interpretiert.[179] Die Bergwirtschaft, die - wie oben erläutert - die Schwankungen des Marktes nicht durch Innovation, sondern durch eine ganz kurzfristige Personal- und Lohnpolitik abfing, unternahm in kurzen Abständen immer wieder Versuche, die Gedinge zu drücken und die Arbeitszeit zu

verlängern. Klaus Tenfelde hat 40 größere Streikereignisse zwischen 1838 und 1887 zusammengestellt; 22 dieser Arbeitsniederlegungen hatten rein defensiven Charakter - also gegen Gedingeherabsetzung, einseitige Schichtverlängerung, Überhandnehmen des Wagennullens, rigoroses Strafwesen, Solidarität mit entlassenen Beamten usw. -, bei fünf Streiks ist die Ursache unbekannt, in zwei Fällen schlugen Aktionen gegen Verschlechterungen in Forderungen um, und lediglich bei elf Streiks ging die Initiative von den Arbeitern selbst aus.[180]
Die Vermutung, daß die Zechenbesitzer bei diesen Verschlechterungen eine gemeinsame Strategie verfolgten, kann zwar nicht in jedem Fall bestätigt werden, doch war die Kooperation und der Informationsfluß zwischen den Zechen traditionell gut, und so nimmt es nicht wunder, daß die Kartellbildung als Organisierung des Klassengegners empfunden wurde.
Daß der Amtmann von Langendreer mit diesen Ereignissen behelligt wurde, hatte ebenfalls seinen Grund; mit ganz wenigen Ausnahmen stand die kommunale Verwaltung auf der Seite der Arbeitgeber und zeigte dem Arbeiter damit, daß der Staat und seine Organe Partei gegen seine Interessen ergriff. Das gilt auch für Schulze-Vellinghausen, der 1872 Militär anforderte, und 1876 Gendarmerie aus Wattenscheid und Gelsenkirchen einsetzte.[181] *"Bochum glich einem Militärlager"*, heißt es in einem Bericht über die Streikereignisse 1889 und auch in Langendreer beherrschten im Mai/Juni 1889 Militärs das Bild; etwa 500 Mann des Niederrheinischen Füsilierregiments waren im Bezirk einquartiert, andere Truppen hielten sich nur wenige Tage dort auf.[182] Diese Erfahrung mußte gerade für die Bergarbeiter traumatisch sein, denn aus der Tradition des mit staatlichen Priviligien ausgestatteten Bergmanns resultierte ein Politikverständnis, das eher mit dem Staat als gegen ihn arbeitete.
Auch im Bochumer Bezirk waren die ersten Organisationen, denen sich Arbeiter in nennenswerter Zahl anschlossen, reformorientierte "Demokratische Vereine", zu deren Forderungen etwa ein "Ministerium für die Arbeiter" gehörte.[183] Zwischen den "Demokratischen Vereinen" und den Ansätzen des "Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins" (ADAV) gab es in Westfalen eine personelle Kontinuität, und so wurde hier die Forderung nach dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht als *"Gleichberechtigung im Staate"* und mithin *"Grundlage der weiteren Staatshilfe des Volkes"* verstanden.[184] Die Sozialdemokraten Carl Wilhelm Tölcke und Wilhelm Hasenclever popularisierten diesen Lassalleschen Politikbegriff unter der Arbeiterschaft, und auch wenn die Sozialdemokratie erhebliche Probleme hatte, im Revier Fuß zu fassen,[185] blieb das Lassallesche Konzept, der Arbeiterstand könne gewissermaßen als Protégé des Staates zur Gleichberechtigung gelangen, im Denken der Arbeiterschaft haften.[186]
Dieser 'andere' Protektionismus stand im scharfen Widerspruch zu liberalen Konzepten, die den Staat auf seine rechtsstaatlichen Funktionen beschränkt und aus den 'privaten' Beziehungen von Kapital und Arbeit herausgehalten sehen wollten.[187] Folglich zielte die Agitation der westfälischen Sozialdemokratie vor allem gegen die liberalen Arbeitervereine[188] und weniger gegen einen 'Klassengegner' im Marxschen Sinne.

Das Amtshaus Langendreer - hier auf einer Postkarte aus dem Jahre 1917 - ist Teil eines auch heute noch beeindruckenden Gebäudeensembles um einen Platz, der in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg mit den Attributen städtischen Lebens umbaut wurde. Kein Zufall, denn der Amtsbezirk drängte heftig auf Selbständigkeit. (Westf. Industriemuseum, Nr. 88/757)

Daß eine Bergarbeiterdelegation am 14. Mai 1889 dem Kaiser die Anliegen der Streikenden erläuterte, folgte der Logik dieser Tradition; und daß Streik und Appell an den Staat etwas mit Tradition zu tun hatten, wußten auch die Delegierten: *"Wir fordern, was wir von unsern Vätern ererbt, nämlich 8-stündige Schicht."*[189]
Und damit sind bereits Elemente des Andererseits genannt: Die Stärke der Bergarbeiter lag ganz eindeutig in ihrem berufsständischen Zusammenhalt. Obschon 1876 überregionale Vereinigungen der Bergarbeiter - abgesehen von den Knappschaften - noch nicht existierten, entwickelte sich eine Art 'politischer Moral', die von allen Veränderungen des Berufsbildes 'Bergmann' unberührt blieb. Die Arbeit unter Tage war gefahrvoll und verlangte Kooperation und Disziplin.[190] Beides übertrug sich auf das politische Verhalten. In der Auseinandersetzung mit der Zechenverwaltung wurde eine Vertretung gewählt, die - einmal legitimiert - Weisungsbefugnisse hatte; das *"Comité"* entschied über Dauer und Form der Auseinandersetzung, das *"Comité"* stellte sicher, daß auf der bestreikten Zeche keine Zuwanderer anlegten, das *"Comité"* informierte Belegschaften der Zechen, welche die Verpflichtungen der bestreikten Zeche übernehmen sollten, das *"Comité"* verteilte die Streikgelder. Die Bergarbeiter des bestreikten Betriebes leisteten den Anweisungen Folge, auch in dem Bewußtsein, der nationalen, ja internationalen Solidarität gewiß zu sein.

Vergehen gegen diese 'Moral' wurden häufig recht handfest geahndet; so erstattete ein Werner Streikbrecher 1876 folgende Anzeige: *"Der Hauer Hm. Monke welcher bisher regelmäßig angefahren ist macht die Anzeige, daß der Hauer Magersupp erklärt habe er würde ihnen die Knochen kaput schlagen wenn sie anführen und der Hauer August Warton hätte gesagt sie sollten mal einmal im Dunkeln gehen."*[191] Und aus dem gleichen Jahr stammt die Botschaft der *"Bergleute der Zeche Borussia"*: *"Alle diejenigen welche angefahren sind und dadurch ihre Kammeraden hintergangen und sich selbst, alle diese sollen ihren Kopf und Haus und Gut versichern lassen. Das Dennamit ist billig zu haben."*[192]
Glücklicherweise kam das *"Dennamit"* nicht zur Anwendung, doch zeigen diese Drohungen deutlich, daß der Bergmannsstand nicht bereit war, sein einziges Mittel gegen die Ungleichheit in Staat, Gesellschaft und Politik aufzugeben, nämlich, daß sie alle 'gleich ungleich' behandelt wurden. Diese Betroffenheit als Berufsgemeinschaft war die Grundlage der Solidarität in der politischen Auseinandersetzung.
Mit dieser Solidarität aber verbinden sich Fragen, die hier bislang nur zum Teil beantwortet wurden: Auch andere Berufe verlangten Kooperation und Disziplin, und auch das Bewußtsein, einem ehedem priviligierten Stande anzugehören, kann das ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl der Bergarbeiter über Generationen hinweg nicht erklären. Welche Antworten liefert also die Erfahrungswelt des Bergmannes, wie gestaltet sich sein *"sozialmoralisches Milieu"*? Und weiter: Der Bergarbeiter und seine Solidarität sind, so wie sie hier beschrieben wurden, Idealtypen; der Bergarbeiter war nie allein Bergarbeiter und mit seiner berufsständischen Loyalität konkurrierten andere Loyalitäten. Welche Gestalt hatten diese Loyalitäten und wie gingen Bergarbeiter und Gesellschaft damit um?

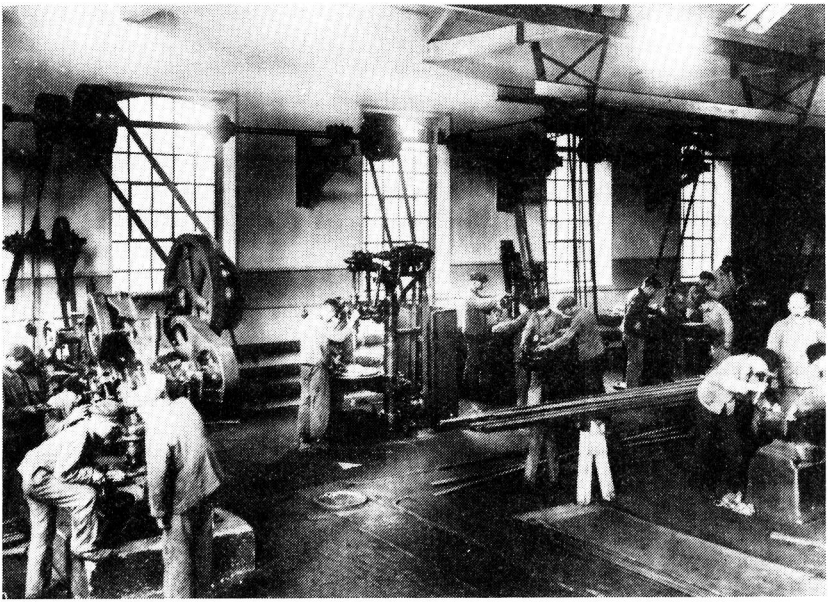
Kontinuitäten im sozialmoralischen Milieu

Oben wurde der wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandel am Beispiel Langendreers skizziert. Demgegenüber war der Alltag des Bergarbeiters ganz wesentlich von Kontinuitäten bestimmt. Zu diesen Kontinuitäten zählte sicherlich auch der Arbeitsplatz. Der Aufschwung der Kohlewirtschaft war rein quantitativ, der Ausbau der Zechen ließ das Arbeiten "vor Ort" zunächst unberührt, sowohl was die Qualifikation, das Gerät (Gezähe) als auch die Arbeitsorganisation anbelangt. Dazu rechnet auch die Gefährlichkeit des Berufes; zwischen 1901 und 1913 verunglückten auf der Zeche "Bruchstrasse" 345 Bergleute p.a., davon verliefen etwa acht Unfälle tödlich.[193]
Die Gesamtheit der Bergleute war aber nicht nur durch Unfälle gefährdet, verbreitet waren auch Berufskrankheiten, insbesondere jede Art von Lungenleiden. Daher wurde die *"1911 in Langendreer eingerichtete Lungenfürsorgestelle... ziemlich rege in Anspruch genommen."*[194] Allerdings lagen die Ursachen der Lungenleiden auch in den Wohn- und Hygieneverhältnissen; so sandte der "Vaterländische Frauenverein" regelmäßig skrophulöse Kinder[195] in verschiedene Badeorte.

'Leichtes Spiel' für die Solidarität: gleiche Gefahren, (fast) gleicher Lohn. Bergleute auf der Zeche "Flora"/Bochum beim "Buttern" unter Tage, undatiert. (Presseamt Stadt Bochum, Nr. 9430/23)

Gesundheitsschädigende Wohnverhältnisse hatten vornehmlich drei Wurzeln: Zum einen konnte kriminelles Verhalten, wie etwa im Falle des "Gelsenkirchener Wasserwerksprozeß" aufgedeckt,[196] Krankheiten hervorrufen. Zum zweiten läßt sich mit dem anläßlich solcher akuten Skandale veröffentlichten Material der 'latente Skandal' defizienter Urbanisierung aufzeigen, wobei Bochum einen unrühmlichen Rekord hielt.[197] Die gewichtigste Ursache muß aber in den sozialen Wohnverhältnissen gesucht werden. Nicht nur der geringe finanzielle Spielraum, sondern vor allem die fast permanente Wohnungsnot zwangen den Bergmann zum "Trockenwohnen" der aus dem Boden gestampften Langendreerer Häuser. Hinzu kamen unzulängliche hygienische Verhältnisse in den Waschkauen, gegen die die Bergarbeiter im Bochumer Revier immer wieder Klage führten.[198] So waren im Langendreerer Raum auch Erkrankungen der Atemwege, wie etwa Lungenentzündung, Tuberkulose und Diphterie weit verbreiteter als Krankheiten, die auf unterentwickelte Urbanität zurückzuführen waren.[199]

Mithin waren Unfallrisiken, Gesundheitsrisiken, Gefahren von Invalidität und Verlust des 'Ernährers' vor allem sozial angelegt und - in dieser spezifischen Konstellation - charakteristisch für den Bergmannsstand.[200]



Ausbildung über Tage. Einstieg in eine kurze Karriere. Ausbildungswerkstatt der Zeche "Bruchstraße", undatiert. (Presseamt Stadt Bochum, Nr. 57116)

Gleiches gilt für Qualifikation und Entlohnung der Bergarbeiter. Oben wurden bereits das niedrige Anforderungsniveau an die Qualifikation sowie die Risiken, die eine in der Mehrheit 'berufsfremde' Belegschaft für sich selbst barg, angesprochen. Diese Risiken wurden umso größer, je stürmischer die Entwicklung des Betriebes verlief. Dagegen griff in Zeiten kontinuierlicher Entwicklung das halb-formelle Qualifikationssystem: Mit sechzehn Jahren durfte der junge Arbeiter "unter Tage" und arbeitete dort als Schlepper. Nach etwa zwei Jahren kam er als Lehrhauer "vor Kohle", wo sein 'Meister',[201] der Hauer, ihm sein eigentliches Handwerk beibrachte. Frühestens mit 21 Jahren, aber selten wesentlich später, wurde der junge Mann selbst Hauer und damit nach Status und Lohn volles Mitglied des Gedinges. Damit war die kurze Karriere des Bergmannes in der Regel beendet. Eine finanzielle oder formelle Differenzierung innerhalb des Gedinges gab es nicht und auch der Lehrhauer verdiente meist bereits 90% eines Hauerlohnes.[202] David Crew hat für den Bochumer Bezirk berechnet, daß eine finanzielle Binnendifferenzierung der Bergarbeiter über den Faktor 1,5 hinaus nicht vorkam, während die Löhne beim "Bochumer Verein" (BV) um den Faktor 2,3 differieren konnten. Mit dieser finanziellen Staffelung der BV-Belegschaft ging ein stark differenziertes Spektrum der Berufsbilder einher: Allein im Hochofenbereich existierten 60 verschiedene Berufsbezeichnungen, die für

anspruchslose Teilschritte standen, in den der Produktionsprozeß zerlegt war.[203] Dagegen gab es im Bergbau wenige Schlepper, einige Lehrhauer und viele Hauer, von denen verlangt wurde, alles zu beherrschen, was unter Tage anfiel.[204]
Tatsächlich hatten die Bergleute auch in Langendreer einen recht einheitlichen Verdienst, der im Jahr 1903 bei 4,00 Mark pro Schicht lag, und selbst die Arbeiter auf den "Über-Tage"-Anlagen verdienten mit 90% unwesentlich schlechter als die Bergleute "vor Ort". Daß die Löhne der Bergarbeiter *"relativ hoch"* waren, wie David Crew behauptet, können die Zahlen über die Verhältnisse in Langendreer nicht bestätigen. Freilich erhielten die Wanderarbeiter in Ziegeleien, Sandgruben und Steinbrüchen erhielten mit 2,80 bis 3,00 Mark deutlich weniger, arbeiteten dort aber nur im Sommer und hatten keine feste Unterkunft. Das war zwar unbequem, aber billig. Ähnliches galt für die Zigarrenarbeiter, die freie Logis und einen Wochenlohn von 20 Mark erhielten. Besser als die Bergleute stellten sich beispielsweise die Arbeiter der chemischen Fabrik Otto (3,40 bis 4,50 M.), die Arbeiter der Brauerei Müser (ca. 4,80 M.), die Bauarbeiter (4 bis 4,30 M.). Deutlich weniger wurde im Handwerk verdient, wo Löhne von unter 1,40 M. pro Tag bei freier Logis gezahlt wurden. Anstreicher (bis 4,50 M. und Logis) und Stuckateure (bis 5,00 M. und Logis) waren hier eher die Ausnahme.[205]
"Wenn sie das ganze Jahr über die volle Schichtzahl arbeiten konnten..."[206] - eben dies blieb für die meisten Bergarbeiter ein frommer Wunsch: Feierschichten waren keine Seltenheit und die Zuwanderer - und damit die ethnisch wie konfessionell Fremden - wurden häufig als "Reservearmee" eingesetzt und also nur bei Förderspitzen eingestellt. Die soziale Situation der Zuwanderer, insbesondere der Polen und Italiener, war entsprechend prekär; sie waren daher besonders sensibel für Verschlechterungen am Arbeitsplatz und vermieden Bindungen an Ort und Personen. So lassen sich im August 1905 insgesamt 147 vorwiegend polnische und italienische Bergarbeiter der Zeche "Bruchstraße" abwerben; die Zeche "Deutscher Kaiser" bot weder Mietzuschuß noch Umzugshilfe - was anscheinend nicht ungewöhnlich gewesen wäre - sondern den recht hohen Lohn von 5,50 Mark pro Schicht. Daß vor allem ethnisch fremde Zuwanderer das Angebot annahmen, zeigt die materielle wie ideelle Beziehungslosigkeit dieser 'Nomaden' des Bergmannsstandes. Der Vorgang wiederholte sich im September, als ein Unfall die Belegschaft kurzzeitig zum Feiern zwang; trotz der Unterstützung durch die Zeche (3 M. für Verheiratete/ 1,50 M. für Ledige) nahmen 61 Mann sofort Abkehr.[207]

Binnendifferenzierung - zum Beispiel: Die Polen

Aufschlußreich ist auch die "Polen-Statistik" Langendreers für 1902: Über 10% der Einwohner waren "inländische" Polen, davon etwa 4% Masuren. Polen stellten 30% der ansässigen Katholiken. 866 Männer waren polnischer Herkunft; davon arbeiteten 798 im Bergbau und stellten damit 25% der Langendreerer Bergleute. Jeder zweite war verheiratet, und zwar in aller Regel mit einer Polin. Der Männerüberschuß,[208] der schon für Bochum festgestellt wurde, war bei den zugewanderten Polen in Langen-

dreer extrem, nur 13% der Polinnen waren ledig.[209] Der polnische 'Männerüberschuß' stellte das Gros der mobilen Arbeiterschaft: In Langendreer lebten alle(!) unverheirateten Polen als Kostgänger. Aber auch für die mehr oder minder 'Seßhaften' unter den Polen kann kaum von einer Einbeziehung in das soziale und politische Leben gesprochen werden: Kein Mitglied in der Gemeindevertretung, kein Mitglied des Schulvorstandes, kein Mitglied des Presbyteriums war 'polnisch'; hier erwies sich die evangelische Kirche als gesellschaftliche Institution im übelsten Sinne: Immerhin lebten fast tausend Masuren in Langendreer, und sie waren vor den katholischen Polen gekommen. Kultur, Sprache und Pietismus der Fremden weckten Ressentiments und Dünkel, ihre Stellung im gesellschaftlichen Leben ließen den Bürger auf Abstand gehen. Daß zwei Polen in der katholischen Kirchengemeindevertretung saßen, erklärt sich auch durch die Ausgrenzung von Katholiken überhaupt.[210] Wenn das Siedlungsbild Langendreers am Vortag des ersten Weltkrieges deutlich 'klassenspezifisch' geprägt ist - Bahnhof und Oberdorf als Arbeitersiedlungen, das "Dorf" als 'bürgerliche Bastion' -, so differenzieren die ethnischen und religiösen Unterschiede weniger geographisch als sozial: Die meisten Katholiken (Paderborner, Münsterländer usw.) wohnten am "alten" oder auch "katholischen Bahnhof", die Masuren auch im Oberdorf. Die katholischen Polen, die seit Ende der neunziger Jahre nach Langendreer kamen, lebten auch im Ortsteil "Bahnhof", aber doch häufiger in den neuen Siedlungen um die und an der expandierenden Zeche "Bruchstraße", also im Oberdorf. Folglich hob sich die konfessionelle 'Lagerbildung' zwischen den Arbeitersiedlungen mit der Zeit auf, zumal diese Lagerbildung nie besonders ausgeprägt war. Die Segregation arbeitete, obwohl man nun die Siedlungen sozusagen gemeinsam als Lebensraum nutzte, nach wie vor fast perfekt: Bezogen auf die polnische Minderheit lag die Zahl ethnischer Mischehen bei etwa 5%. Die Ausgrenzung, die die polnische Minderheit erfuhr, muß besonders schmerzhaft gewesen sein, da es den Polen für eine Ghettoisierung an einem eigenständigen, vielfältigen gesellschaftlichen Leben mangelte; fast alle Polen arbeiteten im Bergbau, in Langendreer arbeitete kein Arzt und kein Rechtsanwalt polnischer Provenienz. Und auch im Geschäftsleben waren 1902 nur 2 von 877 Gewerbetreibenden Polen.[211] Die "Trockenwohner", die *"aus dem Osten mit -Ki,-Ka und Ko"* standen ganz unten in der Sozialstruktur, als Arbeiter ausgegrenzt aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben und ohne dauerhafte wirtschaftliche Grundlage, als Polen ausgegrenzt aus der Solidargemeinschaft der Bergarbeiter.[212] Die alteingesessenen Bergleute begegneten den *"Polacken"* mit Mißtrauen, weil die Angeworbenen und Zugezogenen oft den 'Verhaltens-Kodex' der Bergleute nicht beherrschten (was im Streikfalle wichtig wurde), weil sie die Furcht um den eigenen Arbeitsplatz bei den 'Seßhaften' schürten und nicht zuletzt weil das *"Gesocks"* sehr lebendig die Demontage des traditionellen Bergarbeiterstatus dokumentierte.[213]

Diese doppelte Isolation entwickelte eine verstärkende Eigendynamik, da die Polen in subproletarische Schichten und in asoziales Verhalten abgedrängt wurden, was wie eine Bestätigung der Ressentiments und Vorbehalte erscheinen mußte.[214]

Andererseits waren die Fremden auch Kollegen und hatten somit einen Anspruch auf die Solidarität der Berufsgemeinschaft; daran erinnerten sich die eingesessenen Bergleute immer dann, wenn sie selbst die Solidarität der ungeliebten Kollegen brauchten.[215] Wie gingen die Polen selbst mit dieser Isolation um? Einige Reaktionen wurden bereits benannt: Unrast, asoziales Verhalten, Alkoholismus mögen hier eine Rolle gespielt haben. Bedeutsamer war hingegen die Tendenz, gleichsam am Rande der Gesellschaft eine 'eigene Gesellschaft' zu erbauen. Bis zur Jahrhundertwende existierten in Langendreer lediglich der Verein "Einigkeit", der sich der polnischen Kultur widmete und seit 1898 immerhin 230 Mitglieder zählte, sowie der Tanz-Verein "Sokol". In den folgenden Jahren nahm das polnische gesellschaftliche Leben einen beachtlichen Aufschwung.[216] Noch 1902 wurde der Gesangsverein "Lutnia" gegründet, im gleichen Jahr folgte die "Polnische Gewerkschaftsvereinigung der Berg- und Hüttenleute" zu Bochum, die sofort eine Langendreerer Filiale eröffnete.[217] Weitere Organisationen waren u.a. ein Kirchenverein, ein Jünglingsverein und ein "Social-Verein", deren Aufgaben nicht genannt werden, ein polnischer Wahlverein "Oswiata", sowie die masurischen Organisationen "Bauverein Rosenkranz", "Mäßigkeitsverein" und "Ostpreußischer evangelischer Arbeiterverein". Ein Bericht von 1907 schätzt die Zahl polnisch-sprachiger Veranstaltungen in Langendreer auf drei pro Sonntag.

Bemerkenswert ist, daß der Konsumverein "Fortuna" nur deshalb entstand, weil sich der bestehende Beamten-Konsumverein weigerte, weitere Polen aufzunehmen, und daß ein "Industrie-Verein" beredtes Zeugnis dafür gibt, daß Polen sich nun häufiger selbständig machen.[218]

So groß die Dünkel des Bürgertums gegen die Polen auch waren, es verband mit dem eigenständigen Kulturleben, zu dem es die polnischen Zuwanderer durch Ausgrenzung zwang, die Hoffnung, alle Ausgegrenzten und im besonderen die Bergarbeiter politisch neutralisieren zu können. Zwar barg polnische Kultur die Gefahr nationalpolnischer Agitation, war aber einmal gesichert, daß dies unterblieb, wurden die polnischen Organisationen, durch die sich die Vorurteile innerhalb der Arbeiterschaft verschärften, durchaus gefördert[219], und zwar mit Erfolg: *"Von den hierselbst wohnenden Polen gehören auch nur wenige der socialdemokratischen Partei an."*[220] Es kam sogar vor, daß die sich findende und stabilisierende polnische Identität ihrerseits umschlug in rassistisch gefärbte Vorurteile; so wurde die SPD auf einer Versammlung des polnischen Gewerkvereins 1904 als *"charakter- und skrupellose Judenpartei"* beschimpft, mit dem Erfolg, daß dem Verein 45 neue Mitglieder beitraten.[221]

Daß der wortgewaltige Redner, der Bergmann Johann Derwick, selbst ehemaliger Sozialdemokrat war, mag einerseits belegen, daß Polen in der Sozialdemokratie wohl eine schwierige Position hatten, aber es zeigt auch, daß die 'Spalterfunktion' der polnischen Organisationen nicht griff: 276 Polen waren im Gewerkverein organisiert, aber eben auch 212 im "Alten Verband"; fast 10% der 'sozialdemokratischen' Gewerkschafter, und mit 142 Mann etwa 40% der 'christlichen' Gewerkschafter waren Polen. Hat die Aufgliederung der Bergarbeiterschaft in ethnisch-konfessionell

gebundene,[222] in überkonfessionell-christliche und sozialistisch orientierte Organisationen die Arbeiterbewegung handlungsunfähig gemacht?

Entideologisierung und Konfliktrationalität

Das Gegenteil ist wahrscheinlicher. Immerhin waren 1907 fast 75% der Gesamtbelegschaft im Langendreerer Revier gewerkschaftlich organisiert, das ist eine beeindruckende Zahl, und sie wäre höher gewesen, hätten sich die Masuren nicht so stark aus dem politischen Leben herausgehalten.[223] Für eine einzelne Gewerkschaft, eine Richtungsgewerkschaft zumal, wäre ein solcher Organisationsgrad ohne Koalitionszwang nicht denkbar gewesen.
Die Rationalität und Schlagkraft, die die Bergarbeiter und ihre Organisationen im Ruhrrevier kennzeichneten einerseits, die 'Entideologisierung' des Arbeitskampfes, die im Bergbau wohl am weitesten fortgeschritten war, andererseits, sind wohl gerade auf die frühe Organisation und Diversifizierung der Bergarbeitergruppen zurückzuführen.[224]
Am Beispiel der polnischen Bergarbeiter wurde hier gezeigt, daß trotz gemeinsamer Erfahrungswelt die Erfahrungen, die in dieser Welt gemacht wurden, durchaus unterschiedlich waren. Der Bergmann war politisch nicht einfach Teil der Arbeiterklasse und wirtschaftlich nicht nur Arbeitskraft, er war mehr als personifiziertes Standesinteresse, er war ein in vielfältiger Weise gesellschaftliches Wesen und ein Teil seines Protestes rührte ja auch daher, daß ihm im gesellschaftlich-kulturellen Leben viele Türen verschlossen blieben. Wenn nun den Hauptlinien dieser konkurrierenden Loyalitäten auch im institutionellen Gefüge der organisierten Arbeiterschaft Folge geleistet wurde, wurde die Suche nach gemeinsamen Positionen in der Klassenauseinandersetzung wohl komplizierter - der erarbeitete Kompromiß mußte aber tragfähiger und damit belastbarer werden. Die Binnendifferenzierung der Langendreerer Bergarbeiter schwächte also nicht die Position im Klassenkampf, sie war im Gegenteil ein weiterer Schritt der Rationalisierung von Klassenkampf.
Welche Verhaltensmuster von dieser neuen Situation ausgeprägt wurden, soll am Beispiel des Massenstreiks 1905 kurz dargestellt werden.

Die politische Kultur um 1905

Als der Stinnes-Konzern "Deutsch-Luxemburg" 1904 den Beschluß faßte, die Zeche "Bruchstraße" zum Kokslieferanten der konzerneigenen Hüttenbetriebe auszubauen, existierten sozusagen drei Erfahrungswelten in Langendreer; das bürgerliche, das proletarische und das subproletarische Leben entwickelten sich auf gesellschaftlich-kulturellem Gebiet relativ isoliert voneinander, was sich in drei selbständigen Organisationsgefügen widerspiegelte.

Dabei war die klassengemäße 'Trennschärfe' dieser Kulturen keineswegs so eindeutig, wie vermutet werden kann. Berührungen zum bürgerlichen Leben erlaubte die Zusammenarbeit in Kirchen und christlichen Gewerkvereinen, und auch wenn die Geschäfte des "evangelischen Arbeitervereins" vornehmlich von Beamten, Akademikern und Selbständigen geführt wurden, überlappten sich in ihm sozusagen bürgerliche und proletarische Kultur.[225] Ein eindrückliches Beispiel lieferten die Kriegervereine, als sie sich weigerten, Sozialdemokraten auszuschließen, da sie befürchteten, ihre besten Mitglieder damit zu verlieren.[226]
Diese wenigen Beispiele zeigen, daß sich Bürgertum und Arbeiterorganisationen um die gleiche Klientel bemühten, ja, daß hier über das subtile System konkurrierender Loyalitäten sogar Kooperationshemmnisse abgebaut werden konnten.[227] Während also das Individuum durchaus nicht selten die gesellschaftlichen Schranken überwinden konnte, waren die Gräben zwischen den Institutionen bürgerlicher und proletarischer Kultur um so tiefer. Das gilt auch und gerade für das politische Leben, das in der Langendreerer Bergarbeiterschaft ganz allmählich von der Sozialdemokratie und ihren formellen und informell-kulturellen Gliederungen bestimmt wurde.
So wurden bis 1909 der sozialdemokratische "Volksverein Langendreer und Umgegend" mit 500 Mitgliedern gegründet, vier Zahlstellen des "Alten Verbandes" mit fast 3.000 Mitgliedern eingerichtet, vier sozialdemokratische Arbeitergesangsvereine, zwei Arbeiterturnvereine und zwei Radfahrvereine, ein Frauen- und Mädchenbildungsverein und ein Volksbildungsverein aufgebaut.[228]
Der einsame Höhepunkt 'sozialdemokratisch-gesellschaftlichen Lebens' lag im Jahr 1905, als viermal so viele Maifeierkarten wie 1903 verkauft werden konnten.[229] Das hatte seinen Grund: Die Geschichte der Industrialisierung ist auch die Geschichte von Arbeitskämpfen, Streiks, kollektiver Abkehr, Bummelarbeit usw. Das trifft auch auf den Amtsbezirk Langendreer zu, doch verfolgt man die Streikgeschichte durch die Akten, wird man feststellen, daß die Zahl der Streikereignisse bis 1914 rückläufig ist. Während etwa bis Mitte der neunziger Jahre im Abstand von wenigen Jahren nennenswerte Streiks auf den Zechen stattfinden, legen die Bergarbeiter nach der Jahrhundertwende nur noch 1905 und 1912 die Arbeit nieder.
Auffällig ist, daß Streikausbruch, Solidarverhalten und Streikverlauf kaum zu schematisieren sind: Auslösende Momente sind Solidarisierungen mit streikenden Belegschaften, Bergarbeiter-Kongresse, ein Mordanschlag auf einen Steiger, Lohnkürzungen usw.. Mal legen einzelne Bergleute die Arbeit nieder, mal fällt der Streikbeschluß außerhalb des Langendreerer Reviers, und auch die Ausstrahlung ist höchst unterschiedlich: Häufig streikte nur eine Schicht, manchmal folgte der gesamte Ruhrbergbau.
Das änderte sich mit der Gründung des "Alten Verbandes": Streiks, die im Affekt geboren wurden, kamen kaum noch vor, Ziele, Methoden und Aussichten eines Arbeitskampfes wurden - darum bemühten sich die Gewerkschaftsfunktionäre - im Vorfeld einer Arbeitsniederlegung geklärt.
Weit 'kämpferischer' gaben sich die Bauhandwerker, die unter Anleitung der christlichen und sozialistischen Maurergewerkschaften bereits 1904 fast einen Monat

streikten und sowohl eine Arbeitszeitverkürzung als auch eine Lohnerhöhung durchsetzen konnten. In der Folge müssen viele Bauarbeiter dem sozialistischen Maurerverband beigetreten sein, denn als 1905 wieder Unruhe unter den Langendreerer Bauarbeitern herrschte, reagierten die Arbeitgeber mit Aussperrung der dort organisierten Maurer, und das betraf etwa ein Drittel aller Bauarbeiter. Der Vorgang wiederholte sich 1910, wobei es jedoch schwerfiel, die Aussperrungstaktik durchzusetzen. Weit konsequenter konnten dagegen größere Betriebe reagieren, wie etwa das Stahlwerk Stockum, das mit Polizeigewalt und Massenentlassungen gegen den Streik steuerte. Und auch auf Seiten der Metallarbeiter hielt man sich nicht lange mit Formalitäten auf: 1910/11 wurde das Stahlwerk zweimal aus affektiven Situationen heraus bestreikt, beide Streiks verliefen heftig und kurz unter Anwendung physischer und psychischer Gewalt und wurden nur von Teilen der Belegschaft getragen, die am Ende der Auseinandersetzung erfolglos, arbeitslos und zum Teil kriminalisiert waren.[230]

Vieles spricht dafür, daß die berufsständische Gemeinschaft mit ihrer Diversifikation, deren Ausdruck das breite Organisationsspektrum war, eher zur Vermeidung des Arbeitskampfes tendierte, daß der "Alte Verband" lieber den Fortschritt 'erhandelte' als 'erhändelte'. Im Baugewerbe und im Metallbereich war die Arbeiterschaft viel unberechenbarer, reagierte affektiver, war viel schneller zum Einsatz radikaler Mittel bereit. Und obschon der Streik zum 'täglichen Brot' der Langendreerer Ordnungshüter gehörte, waren trotzdem die Arbeitsniederlegungen der disziplinierten, organisiert und überlegt handelnden Bergarbeiter die eigentlichen Sensationen, die für helle Aufregung sorgten.

Zwei Gründe mögen hier eine Rolle gespielt haben: Zum einen waren fast 90% der Arbeitnehmer in Langendreer Bergmänner, womit ein Bergarbeiterstreik immer einer bürgerkriegsähnlichen Situation gleichkam. Zum anderen brauchte die Industrie die Kohle; gingen die Hochöfen erst einmal aus, brauchte man Wochen, um den Betrieb wieder aufzubauen. Doch auch der neue Stil der Auseinandersetzung hat wohl Eindruck hinterlassen: In der Diskussion über die Streikentscheidung wurden Argumente entwickelt, denen auch Teile des Bürgertums folgen konnten. Das wurde auch durch das disziplinierte und rechtlich einwandfreie Verhalten der Streikenden gefördert, wohingegen die Arbeitgeber oft als willkürliche 'Klassenkämpfer von oben' erschienen.[231]

Von der Unsicherheit zur Unzufriedenheit

Ein Beispiel für Arbeitskämpfe, die die Öffentlichkeit bewegten, Staat und Kapital unter Legitimationsdruck setzten und damit die Grundlagen der "geschlossenen Gesellschaft" von 1871 zunächst in den Köpfen der Menschen in Frage stellten, war der Massenstreik von 1904/05: In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts wurde auf der Zeche "Bruchstraße" mit Erfolg versucht, die Produktivität zu steigern, ohne

größere Investitionen vorzunehmen.[232] Lediglich die Kokerei wurde erneuert, da die Zeche das Gros der Förderung verkoken wollte. Die dringend erforderlichen Investitionen unter und über Tage, wie sie fünf Gutachten unabhängig voneinander forderten, blieben zunächst aus.[233] Dagegen wurde die Belegschaft innerhalb eines Jahres um 20% erhöht, was wohl durch Zuzug insbesondere ausländischer Arbeiter geschah. Entsprechend war auch Langendreer von einer Ruhr-Epidemie betroffen, die 1903 von ausländischen Arbeitskräften eingeschleppt wurde. Wohl auch auf den Einsatz unerfahrener Kräfte ist es zurückzuführen, daß 1904 die Zahl der Unfälle pro 1.000 t Förderung erstmals über eins lag.[234] Der Mißmut der 'Eingesessenen' erscheint um so verständlicher, als erste Baumaßnahmen im Frühjahr 1904 nicht nur auf eine wünschenswerte Modernisierung, sondern auch auf einen erheblichen Ausbau der Zechenanlagen verwiesen,[235] wodurch die allernächste Zukunft der Bergleute ungewiß schien: Einerseits legten immer mehr unerfahrene, insbesondere polnische Arbeitskräfte an, andererseits zwang die unsichere Marktlage auf den Zechen des Langendreerer Reviers zu Feierschichten,[236] der Gedingelohn sank, was bei sinkender Produktivität[237] sich um so fataler auswirken mußte. 'Polnische Konkurrenz', Krankheiten, Verdienstrückgang, Unfallrisiko, stockender Betriebsablauf durch einen Ausbau, der für eine Zukunft als Extrapolation der Gegenwart wenig Gutes versprach - die Lebensangst war allgegenwärtig.
Selbst im privaten Bereich war man seines Lebens nicht mehr sicher, das zeigte der "Wasserwerksprozeß", über den Ende 1904 die Zeitungen berichteten.[238] Vielleicht machten es die Kumpel in Illinois ja ganz richtig.[239] Die Stimmung unter den Bergleuten der Zeche "Bruchstraße" war schlecht und von Unsicherheit gekennzeichnet.

Von der Unzufriedenheit zum Protest

Als sich der neue Aufsichtsratsvorsitzende Hugo Stinnes am 30. November 1904 mit der Ankündigung einer Seilfahrtverlängerung einführte, ging keineswegs ein 'Aufschrei der Entrüstung' durch Langendreer; es war Mittwoch, und bis Sonntag war keine Gelegenheit, ein gemeinsames Umgehen mit der Situation zu entwickeln. Am 4. Dezember wurde beschlossen, eine gütliche Einigung anzustreben, doch fuhren am Montag und Dienstag nur etwa 70 Mann von 1.600 an.
Einem gewählten Komitee wurde Abhilfe bei *"gewissen Beschwerdepunkten"* zugesagt, so auch in der Frage der Seilfahrt-Zeiten, die um 45 Minuten verlängert werden sollten. Am 6. Dezember fand erneut eine Belegschaftsversammlung statt, auf der erstmals in der Auseinandersetzung die 'organisierte Arbeiterbewegung' und die Staatsgewalt in Erscheinung traten. Die Gendarmerie besetzte das Zechengelände, Fritz Husemann erklärte für den "Alten Verband", wie die Neuerungen auf der Zeche "Bruchstraße" mit der Konzernpolitik zusammenhingen und forderte zum Beitritt auf. *"Daraufhin meldeten sich mehrere hundert Versammlungsteilnehmer als Mitglieder."* Die folgenden Tage waren überschattet von Arbeitsunfällen. Am 9. Dezem-

"Da kommt der Vater nimmer heim." *Die undatierte Postkarte zeigt, daß Bergleute immer mit der Gefahr leben mußten. Das tümelnde "Glück Auf!" hat einen ernsten Hintergrund. (Westf. Industriemuseum, Nr. 89/177)*

ber stürzte der Hauer Gustav Minter 60 Meter tief; er hinterließ Frau und sechs Kinder. Tote und Verletzte waren auch am 14. und 20. Dezember zu beklagen. Am 22. Dezember kündigte Stinnes an,[240] die Schicht werde von Korb zu Korb gerechnet, die Anfahrt beginne eine Stunde vor, die Abfahrt nach der Schicht. Die Regelung gelte ab 1. Januar 1905, damit die Unzufriedenen genügend Zeit hätten, sich neue Arbeit zu suchen. Eine Begründung, warum er den Konflikt riskierte, gab Stinnes nicht, doch der Verweis auf andere große Zechen zeigt wohl das zugrunde liegende Motiv auf: Auf den größeren Zechen dauerte es naturgemäß länger, bis die ganze Schicht angefahren war, und die Zeche "Bruchstraße" sollte ja sowohl technisch als auch betriebsorganisatorisch zu einer Großschachtanlage ausgebaut werden. Daraufhin trat am 27. Dezember die Belegschaft erneut zusammen und beschloß einen schriftlichen Protest, den von 1.260 erwachsenen Arbeitern 1.150 unterzeichneten.[241]
Der "Märkische Sprecher" vom 30. Dezember 1904 skizzierte die Atmosphäre: *"Wer durch die in starker Entwicklung begriffene Landgemeinde geht..., sieht die Bevölkerung in ruhiger fleißiger Arbeit begriffen. Freundlich erwidern die... Bergleute den ihnen gebotenen Gruß. Auch Zeche Bruchstraße... liegt völlig im Frieden; und doch besteht zwischen der Belegschaft... und der Verwaltung ein... latenter Konflikt, über dessen Ausgang man heute noch völlig im Ungewissen ist... Man hat den Eindruck, daß man auf beiden Seiten auf seinem Standpunkte zu beharren entschlossen ist."* Das liberale Blatt zitiert Stimmen aus dem Bürgertum, die die Position Stinnes verstehen, aber eben auch Meinungen, die den Arbeitern recht geben.

Fleißig, freundlich und bereit zum "durchaus ungerechtfertigten Ausstand". *Der Bergmann, hier vor der Zeche "Bruchstraße", undatiert. (Presseamt Stadt Bochum, Nr. 8685/7)*

Am 3. Januar 1905 erhält die Belegschaft Antwort von Stinnes, der die Seilfahrtverlängerung als Gleichstellung mit der Frühschicht bezeichnet und von einem *"durchaus ungerechtfertigten Ausstand"* abrät.
Mit der Zurückweisung des Protestes stand in der Tat die Entscheidung an, ob man in den Ausstand treten wolle. Zwei Faktoren spielten hier eine Rolle: Zum einen herrschte unter den Bergarbeiterorganisationen, die zusammen 111.000 oder etwa 40% der Bergarbeiter repräsentierten, Einigkeit, daß die Belegschaft "Bruchstraße" zu unterstützen sei, zum anderen war nun auch im Essener Revier auf der Zeche "Herkules" die Streikfrage akut geworden, und zwar aus den nämlichen Gründen wie in Langendreer: Seilfahrt, Feierschichten, ungerechte Behandlung, Stillegungen. *"Es kann einmal der Zeitpunkt kommen, wo die Ehre es nicht mehr zuläßt, das Bremsen weiter zu betreiben!"* umschrieb Otto Hue drohend die Position von Sozialdemokratie und Gewerkschaften in dem sich entwickelnden Konflikt.[242]
Am 6. Januar 1905 traf sich auf der Belegschaftsversammlung die 'Prominenz' des "Alten Verbandes". Der Bergmann Kerwey berichtete, Stinnes erkenne das Komitee nicht an. Husemann versuchte daraufhin, eine Eskalation zu verhindern und forderte Disziplin. Kennzeichnend für die erregte, aber ratlose Versammlung ist das Auftreten

Sachses, der Gerüchten über das bevorstehende Eintreffen Mülheimer Militärs mit starken Worten, aber ohne Perspektive begegnete.[243] Seine unrealistischen Forderungen - etwa die Achtstundenschicht inklusive Seilfahrt -, die rhetorische Diabolisierung des *"Millionärs Stinnes"* heizte die Atmosphäre weiter auf. Als eine endgültige Entscheidung 'auf dem Rechtsweg' über Oberbergamt und Einigungsamt sich verzögerte, baute sich der Konflikt an der im Winter keineswegs unwichtigen, politisch aber doch marginalen Frage vorenthaltener Hausbrandkohle auf.
Die Resolution der Belegschaft Zeche "Bruchstraße" vom 7. Januar 1905 hatte bereits keinen defensiven Charakter mehr. Auf der 'Anklagebank' saß nicht mehr die verlängerte Seilfahrt, sondern die Willkür der Zechenbarone überhaupt; humane Behandlung, Beseitigung des Wagennullens, Mitbestimmungsgremien wurden gefordert - und natürlich mehr Geld. Die Arbeiter verlangten nicht mehr und nicht weniger als ein Modell 'innerbetrieblicher Demokratie', und obschon die Gewerkschaften einen Appell in die Resolution einflechten konnte, den Konflikt lokal zu begrenzen, schlossen sich innerhalb weniger Tage die meisten Belegschaften im Revier dieser ungeheuren Idee an.[244]
Nachdem der gemeinsame Versuch der Bergarbeiterorganisationen, den Streik zu lokalisieren, gescheitert war, suchten sie die eindrucksvollen, aber unrealistischen Forderungen zu harmonisieren und zu konkretisieren. Der Streik mußte nach etwa einem Monat abgebrochen werden. Versuche, mit dem "Bergbaulichen Verein" zu verhandeln[245] oder den Reichskanzler Bülow als 'Schlichter' zu gewinnen, scheiterten an der Parteilichkeit des Staates und der Intransigenz der Zechenverwaltungen. Trotzdem war der Sieger der Auseinandersetzung die organisierte Arbeiterbewegung: Sie hatte bewiesen, daß sie über die Fraktionierungen hinweg eine gemeinsame Politik formulieren konnte, daß ihre Organisationen genug Profil und Autorität besaßen, um als politikfähig zu gelten, und die Arbeiter selbst hatten sich mit solcher Integrität und politischer Kultur für ihre Ziele vor allem mit Argumenten eingesetzt, daß sie in Achtung und Sympathie vieler Bürger erheblich stiegen.
Der "Märkische Sprecher" stellte am 13. Januar 1905 fest: *"Ein Arbeiter, der am Sonntag Schiller und Goethe liest..., kann es nicht mehr dulden, daß man ihn oder seine Genossen 'Hund' schimpft, oder gar mit dem Gummischlauch bearbeitet."*

Über den Zusammenhang von Konfliktakzeptanz und Systemstabilität - Eine These

Die hier geschilderte Entwicklung Langendreers war geprägt von latenten Konfliktpotentialen, die in dem Vorhandensein von Unterschieden ethnischer, religiöser, politischer oder sozialer Natur gründeten. Etwa um die Jahrhundertwende wurden diese insofern operationalisierbar, als sich Interessen auch in deutlicher Absetzung voneinander organisierten und zunehmend gesellschaftlich anerkannt wurden. Dieser allmähliche 'Stimmungsumschwung' im Sinne einer Konfliktakzeptanz war glei-

Ackerbau vor Bergbau: Ein Pferdegespann und die Kulisse der Zeche "Lothringen", undatiert. (Presseamt Stadt Bochum, Nr. 80/17)

chermaßen Folge wie Voraussetzung für die Entwicklung von Konfliktrationalität, 'Streitkultur' und Kompromißfähigkeit, deren Qualitäten von der Öffentlichkeit durchaus bereits vor dem ersten Weltkrieg erkannt wurden. So mußte der steigende Einfluß der Gewerkschaften für das Kapital nicht nur beängstigend sein, denn diese standen gleichermaßen für die Interessen wie eben auch für die Disziplin und politische Berechenbarkeit der Arbeiterschaft. Die Konfliktakzeptanz und damit auch die Emanzipation der Unterschichten-Organisationen hätte mittelfristig zu einer Öffnung, ja Demokratisierung der Gesellschaft führen können. Ein Ausgleich der im Wilhelminismus bis dahin mit Gewalt aufrecht erhaltenen Disparität auf sozialem wie politischen Gebiet hätte durchaus im Bereich des Möglichen gelegen. An diesem Punkte wird die Lokalgeschichte, wird die Analyse des sozialen und politischen Verhaltens der Arbeiterschaft 'vor Ort' von der 'großen politischen Geschichte' überlagert, denn statt der "Revolution von oben" im Sinne einer Demokratisierung der Politik und Gesellschaft wurde ein anderer Weg verfolgt: die Aggression nach außen. Mit dem Scheitern dieses Weges 1917/18 wurde auch in Langendreer die Demokratiefrage wieder virulent, allerdings nicht mehr im systemimmanenten Sinne. Daß die Demokratisierung Deutschlands eine Revolution voraussetzte, ist ein Faktum, das keineswegs etwa die Arbeiter und Gewerkschaften im allgemeinen, die Bergarbeiter im speziellen geschaffen hatten. Diese Gruppen trugen im Gegenteil den 1914 eingeschlagenen Weg mit. Erst das innen- wie außenpolitische Scheitern dieses

Experimentes barg die Erkenntnis, daß der Bergmann vom wilhelminischen Deutschland keine lebensweltliche Verbesserung zu erwarten hatte, vielmehr um seine durchaus nennenswerten Privilegien fürchten mußte. Der revolutionäre Impetus war in diesem Sinne weit weniger Produkt der 'Strategen' einer organisierten Arbeiterbewegung als vielmehr Reflex auf die im Deutschen Kaiserreich begrenzten Möglichkeiten zum sozialen Ausgleich. Die Wehlersche These von der Nicht-Reformierbarkeit spiegelt wohl recht zutreffend jene Ernüchterung auch der Bochumer Bergleute angesichts ausbleibender Reformen und gefährdeter Besitzstände. Denn das *"demokratische Grundgefühl unserer Zeit"*,[246] das zeigt diese Studie wohl hinreichend, wurde auch in Langendreer vor 1914 heftig verspürt. Die Ausgrenzung der Arbeiterschaft aus Staat, Wirtschaft und Gesellschaft kam bereits vor 1918 unter Legitimationsdruck. Sie wurde gleichwohl nicht zur Disposition gestellt - wider besseres Wissen: *"Nichts ist konservativer als das Prinzip der Reform, und nichts leistet revolutionären Bestrebungen mehr Vorschub, als das blinde Festhalten am Alten"*.[247]

Anmerkungen

1 Hans-Ulrich Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, 7. Aufl., Göttingen 1983, S. 18.
2 Stadtarchiv Bochum, Bestand Landratsamt (im folgenden: LA) 1623.
3 So wurde ein Mann beim Holzdiebstahl erschossen; E. Tetzlaff, Langendreerer Heimatbuch, Langendreer 1923, S. 83-85.
4 Ebd.
5 Klaus Tenfelde, Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 614.
6 Ebd., S. 619.
7 Ebd., S. 619f.
8 Volksblatt v. 20. 2. 1919.
9 Volksblatt v. 25. 1./1. 2. 1919.
10 So exerzierten hungernde Bochumer der "Lebensmittelkontrollstelle" des Arbeiter- und Soldatenrates vor, wie durch handfeste Razzien in Bochumer Villen- und Geschäftsvierteln der Hunger mit den Beständen von 'Hamsterern', Schiebern und Spekulanten zu lindern sei; Volksblatt v. 11. 2. 1919.
11 Er verlief um die Jahrhundertwende in etwa parallel zur "Emscher-Zone"; Helmuth Croon, Studien zur Sozial- und Siedlungsgeschichte der Stadt Bochum, in: Bochum und das mittlere Ruhrgebiet, hrsg. von der Gesellschaft für Geographie und Geologie e.V., Paderborn 1965, S. 85-114, hier S. 86.
12 So blieb in den eher agrarwirtschaftlichen Gemeinden Düren und Stockum das *"gutsherrliche Moment"* bis weit in unser Jahrhundert hinein bestimmend; Tetzlaff, a.a.O., S. 89-91.
13 Geologische Beschaffenheit und Monopolisierungsprozeß werden in: Die Schachtanlage Bruchstraße in Bochum-Langendreer, hrsg. von Vereinigte Stahlwerke AG, Essen 1931 faktenreich beschrieben, wobei lediglich die technische Geschichte der Schachtanlage verwertbar ist; der sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Teil ist jedoch pro domo geschrieben und kann die Interessiertheit seines Herausgebers nicht verleugnen.

14 Der Verdacht liegt nahe, daß ein "Provinznest" im Revier aufgewertet werden soll; einen eindrucksvollen Gegenbeweis liefert der D-Zug D22 von Berlin nach Köln, der laut Fahrplan des Jahres 1914 im Bochumer Bahnhof ein Durchfahrtsignal bekam - ein Affront gegen die Stadt, die gerade erst Großstadt geworden war. In Langendreer dagegen hielten die Züge aus der Reichshauptstadt an! (Volksblatt v. 24. 8. 1914)

15 Abgesehen von den evangelischen Masuren.

16 Abgesehen von einigen älteren Arbeiten Hellmuth Croons; David Crew, Bochum. Sozialgeschichte einer Industriestadt, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1980.

17 Hier zu nennen: Clemens Kreuzer, 1100 Jahre Langendreer - Werne. Werden und Wandel einer Vorstadt des Reviers, Bochum 1987.

18 So z.B. Wasserhaltung und Bewetterung.

19 Das gilt für die Ruhrschiffahrt aus Gründen der geographischen Gegebenheiten, das gilt aber auch für die Trassenführung der Köln-Mindener Eisenbahn, die 1848/49 ihren Betrieb aufnahm. Welche Bedeutung diese erste Strecke zwischen Lippe und Ruhr für das Image der umliegenden Städte hatte, zeigt das Bochumer Beispiel: Der Bochumer Bahnhof lag bei Herne und dieser Umstand war wohl so prägend, daß Bochumer Kaufleute Briefe bekamen, die nach *"Bochum bei Herne"* adressiert waren (Karl Brinkmann, Bochum. Aus der Geschichte einer Großstadt des Reviers, Bochum 1968, S. 181). Zur Trassenführung und verkehrlichen Entwicklung siehe die Karten in: Friedrich Zunkel, Aspekte der Industrialisierung des Ruhrgebiets im 19.Jahrhundert - unter besonderer Berücksichtigung des Ruhrbergbaues, in: Rheinland-Westfalen im Industriezeitalter, hrsg. v. Kurt Düwell u. Wolfgang Köllmann, Bd.1: Von der Entstehung der Provinzen bis zur Reichsgründung, Wuppertal 1983, S. 181 sowie Hans Jürgen Teuteberg, Vom Agrar- zum Industriestaat (1850-1914), in: Westfälische Geschichte, hrsg. v. Wilhelm Kohl, Bd. 2: Das 19. und das 20. Jahrhundert. Politik und Kultur, Düsseldorf 1983, S. 225.

20 Schacht Franz bei Essen; Joachim Huske, Die Steinkohlezechen im Ruhrrevier. Daten und Fakten von den Anfängen bis 1986, Bochum 1987, S. 16 (= Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, 40). Jürgen Gramke, Ruhrgebiet, in: Die historische Entwicklung des Ruhrgebietes und seiner Städte Sprockhövel, Hattingen, Witten, Bochum, Herne, Castrop-Rauxel unter besonderer Berücksichtigung des Bergbaus, hrsg. v. Ernst Beier, Bochum 1986, S. 5-16, hier S. 9, datiert dieses Ereignis erst auf 1838.

21 Die deutliche Gliederung des Reviers in Erschließungszonen zeigt die Karte aus: Links der Lippe, Rechts der Ruhr. Geschichte und Gegenwart im Emscherland, hrsg. v. Josef Reding, Karl-Heinz Kirchhoff, Heinrich Husmann, Gelsenkirchen 1969, S. 128, sowie die Karte der Erschließungsfolge der Berechtsamen, ebd.; die Erschließungsfolge prägt die Struktur des Reviers bis heute, wie die Abb. 19 aus Josef Birkenhauer, Das Rheinisch-Westfälische Industriegebiet, Paderborn/München/Wien/Zürich, 1984, S. 79, zeigt.

22 Brinkmann, a.a.O., S. 186.

23 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen "Deutschen Doppelrevolution" 1815 - 1848/49, München 1987, S. 773.

24 Hans-Josef Steinberg, Das politische System in Deutschland von 1815-1918, in: Lern- und Arbeitsbuch Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd.1, hrsg. von der Projektgruppe der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1984 (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 207), S. 72.

25 Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, a.a.O., S. 777; so ist auch die Freigabe des Bergbaus 1851 zu verstehen; Franz Darpe, Geschichte der Stadt

Bochum nebst Urkundenbuch, einer Siegeltafel und einer Ansicht der Stadt aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, Bochum 1894, S. 574.

26 Berggesetz von 1865; Clemens Wischermann, An der Schwelle der Industrialisierung (1800-1850), in: Westfälische Geschichte, Bd.3: Das 19. und 20.Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft, hrsg. v. Wilhelm Kohl, Düsseldorf 1983, S. 90. Das Direktionsprinzip garantierte die staatliche Kontrolle über den Bergbau durch einen unabhängigen Beamtenapparat. Die Verfügbarkeit des Bergwerks war bis hin zu Fragen des Abbauvorgangs, der Fördermenge, der Arbeitskräftezahl und Entlohnung den abbauberechtigten Gewerken entzogen; Tenfelde, a.a.O., S. 64-66.

27 Horst M. Bronny, Bochum, in: Die historische Entwicklung..., a.a.O., S. 92.

28 Tenfelde, a.a.O., S. 189.

29 Arno Herzig, Die Entwicklung der Sozialdemokratie in Westfalen bis 1894, in: Westfälische Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 121 (1971), S. 141.

30 Dieses Kompromiß lautete etwa für das Bürgertum: industrielle Revolution und wirtschaftliche Integration einerseits, Kontinuität politischer Gängelung andererseits.

31 Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, a.a.O., S. 607.

32 Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871 - 1918, a.a.O., S. 18.

33 Karl Alberts, Heimatbuch Langendreer-Werne, Bochum o.J., S. 141.

34 Hier kamen die erste Dampfmaschine des Ruhrbergbaus und der erste seigere Schacht zur Anwendung; Kreuzer, a.a.O., S. 270.

35 Stahlwerke, a.a.O., S. 10.

36 Siehe Karte in: Reding, a.a.O., S. 13.

37 Langendreer. Historische Karte. Vom Adelssitz zur Industriestadt, Redaktion Herbert Danz, Bochum 1984.

38 So wurden auch die im Staatsbesitz befindlichen Felder Bruchstraße I-III 1852 meistbietend versteigert; Stahlwerke, a.a.O., S. 2.

39 Ein Indiz für Professionalisierung und Konsolidation des Bergbaus ist der Rückgang der betriebenen Zechen von (1807) 229 auf (1822) 143, wobei gleichzeitig die Förderung von ca. 340.000 t auf 400.000 t stieg; Huske, a.a.O., S. 32f.

40 "Ver. Urbanus" förderte pro Mann der Belegschaft 986 t; es folgten die Erbstollenzechen "Julius Phillip" mit 866 t und "Ver. General und Erbstollen" mit 740 t. Mit 714 t arbeitet die erste "Mergelzeche" Bochums - immerhin die größte Zeche Westfalens in jenen Jahren - um ein Viertel uneffektiver als die Langendreerer Gewerkschaft; allerdings sind die genauen Fördermengen, die Brinkmann, a.a.O., S. 175, angibt, mit Vorsicht zu genießen: So nennt er für das Jahr 1854 eine Fördermenge von über 350.000 t für die Zeche "Präsident" - was etwa 12% der Ruhrgebietsförderung des Jahre 1854 sind! Es steht zu vermuten, daß er die Angaben, die er einem Bericht des Regierungsrats Jacobi von 1857 entnommen hat, nicht überarbeitete; Jacobi machte seine Angaben höchstwahrscheinlich in "preußischen Tonnen", die etwa 200 kg entsprechen; Huske, a.a.O., S. 28 u. 34, Croon, a.a.O., S. 89.

41 Hansi Hungerige, 250 Jahre Bochumer Postgeschichte 1737 - 1987, Bochum 1987, S. 116f.

42 Ebd.

43 Das demonstriert u.a. sein Umgehen mit der schwachen Infrastruktur, als er 1857 berufen wird: Der erste Beschluß der Samtgemeinde war 1851 der Bau eines Gefängnisses gewesen. Das Projekt wurde ausgeweitet zu einem eigenen Amtshaus. Trotz einiger amüsanter planerischer Defizite (Dachboden ohne Aufgang, keine

Toiletten, usw; Kreuzer, a.a.O., S. 331), konnte das Gebäude 1854 den Publikumsverkehr eröffnen - um ihn 1857 wieder einzustellen: Der Weg zum Amt war dem Amtmann zu beschwerlich und er verlegte sein Büro kurzerhand auf sein Gut in Stockum.

44 Kreuzer, a.a.O., S. 311.

45 Max Jäkel, Dorf und Rittersitz Langendreer in alten Zeiten und in der Gegenwart, Langendreer 1908, S. 75.

46 Kreuzer, a.a.O., S. 264.

47 Croon, a.a.O., S. 101.

48 Die erste Langendreers; Jäkel, a.a.O., S. 79, berichtet, die Gemeinde habe sich verbissen und erfolglos gegen die Expedition gewehrt, da diese sie zum Ausbau der späteren Kaiserstraße zwang.

49 Bisher waren nur eine Glasfabrik und eine Brauerei als nennenswerte Verbraucher ansässig.

50 Croon, a.a.O., S. 100, weist darauf hin, daß die Gemeinde ihre Einwohnerzahl von 1840 bis 1871 verdoppelte, das Dorf aber seine Gestalt kaum veränderte.

51 Bei einer Schlagwetterexplosion auf der Zeche "Neu Iserlohn" verunglückten 1868 insgesamt 81 Bergleute tödlich, von denen lediglich 27 in Langendreer selbst wohnten; Tetzlaff, a.a.O., S. 47.

52 Tenfelde, a.a.O., S. 624 u. 613f.

53 Croon, a.a.O., S. 100.

54 Im ganzen Kreis 757 Menschen; Tenfelde, a.a.O., S. 229.

55 47 Menschen im Jahr 1905.

56 Croon, a.a.O., S. 102.

57 Bezeichnend ist, daß der bürgerliche Dünkel gegenüber dem Proletariat sich am Vorabend des ersten Weltkrieges an dessen Armut und Religion abarbeitete, etwa bei der Stellungnahme des Amtmannes Schüler, eine Filialkirchengemeinde der Katholiken in Langendreer Dorf könne sich nicht tragen, da die ansässigen Katholiken fast ausnahmslos Bergarbeiter und besitzlos seien; ebd.

58 Verwaltungsbericht der Stadt Bochum 1860/61, Anm. S. 79.

59 Siehe dazu Teuteberg, a.a.O., S. 189.

60 Crew, a.a.O., S. 35.

61 Huske, a.a.O., S. 35.

62 Der "Bochumer Verein" etwa errichtete eine große Koksbrennerei und erwarb die Steinkohlenzechen "Maria Anna und Steinbank", "Hasenwinkel" und "Engelsburg"; Darpe, a.a.O., S. 570. Mit Hütten vereinten sich auch "Hannover-Hannibal", "Carl Friedrich Erbstolln", "General", "Dannenbaum" und "Mansfeld"; Brinkmann, a.a.O., S. 190.

63 Crew, a.a.O., S. 38 u. 45.

64 Z.B. Kartellbildung, Trustbildung, Schutzzoll, Rüstungsprogramme.

65 Die Produktivität pro Arbeiter lag 1879 mit 260 t um eine Tonne höher als 1911; Huske, a.a.O., S. 34f. u. 66 Crew, a.a.O., S. 129.

67 Ebd., S. 130.

68 Daß der Anteil der 'Kapitalisten' bei dem Bevölkerungswachstum von 1,6% auf 0,3% zurückging, versteht sich von selbst; Crew, a.a.O., S. 28.

69 Nach Crew, a.a.O., S. 28-30.

70 Verwaltungsbericht der Stadt Bochum 1860/61, S. 9.

71 Statistik des Kreises Bochum 1865-1875, Bochum 1878, S. 25.

72 Nach Tenfelde, a.a.O., S. 50.

73 Von 1867 bis 1871 um 28%, von 1871 bis 1873 um 16%; Statistik des Kreises Bochum 1865-1875, Bochum, S. 29.

74 Bericht des Magistrats zu Bochum 1876/77, Bochum 1878, S. 2f.

75 Ebd., S. 2 u. 23.
76 Teuteberg, a.a.O., S. 169.
77 Crew, a.a.O., S. 73.
78 Zum Vergleich: Bochum hatte mit etwa 275 Einwohnern pro Wirtschaft die höchste Kneipendichte im Revier (Münster: 160, Berlin: 135); Franz Josef Brüggemeier u. Lutz Niethammer, Schlafgänger, Schnapskasinos und schwerindustrielle Kolonie. Aspekte der Arbeiterwohnungsfrage im Ruhrgebiet vor dem Ersten Weltkrieg, in: Fabrik, Familie, Feierabend: Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter, hrsg. v. Jürgen Reulecke u. Wolfhard Weber, Wuppertal 1978, S. 159.
79 Ebd., S. 159f.
80 Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 157.
81 Brinkmann, a.a.O., S. 188.
82 Dieses mußten sie häufig mit dem "Vermieter" oder einem weiteren Schlafgänger teilen.
83 Verwaltungsbericht der Stadt Bochum 1913-1924, S. 15.
84 Helmuth Croon, hier zitiert nach Crew, a.a.O., S. 80.
85 Crew, a.a.O., S. 194.
86 Um 1893; Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 143.
87 Crew, a.a.O., S. 198.
88 1880 war ein Drittel der Bevölkerung unter 10 Jahre alt!; Bericht des Magistrats zu Bochum 1879/80, S. 11.
89 1871 0,6%, 1907 11,9%; dagegen blieb der Anteil der "Ausländer" - ein Begriff, hinter dem sich zunehmend Polen verbargen - mit (1871) 0,9% und (1907) 1,5% überraschend niedrig; Crew, a.a.O., S. 70.
90 Croon, a.a.O., S. 92.
91 Die Bergleute stellten auf dem "platten Lande" 68%, in der Stadt hingegen nur 15%; Tenfelde, a.a.O., S. 45.
92 Mit 17,6 zu 17,9 Personen; dies ist wohl auch ein Hinweis auf die eigenständige Entwicklung Langendreers, das durchaus einen breiten Mittelstand und eine von der Industrialisierung weitestgehend unabhängige Oberschicht hatte.
93 Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 138-140, Tenfelde, a.a.O., S. 45, Croon, a.a.O., S. 113.
94 Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 135f.
95 Zur kommunalen Entwicklung s. Verwaltungsbericht der Stadt Bochum 1904, sowie Verwaltungsbericht der Stadt Bochum 1925/26.
96 Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 140f. u. 147.
97 Karl Lange, Die Wohnverhältnisse der ärmeren Volksklassen in Bochum, in: Schriften des Vereins für Socialpolitik, 31 (1886), S. 75-105, hier S. 93 (Neuabdruck: Hans H. Hanke, Die Wohnverhältnisse der ärmeren Volksklassen in Bochum. Ein Bericht des Bürgermeisters Karl Lange von 1886, in: Bochum. Wandel in Architektur und Stadtgestalt, hrsg. v. Hans H. Hanke, Bochum 1985 (= Bochumer Heimatbuch Bd.8), S. 137-158, Zitat S. 152.
98 Franz Josef Brüggemeier, "Volle Kost voll". Die Wohnverhältnisse der Bergleute an der Ruhr um die Jahrhundertwende, in: Glück auf, Kameraden! Die Bergarbeiter und ihre Organisationen in Deutschland, hrsg. v. Hans Mommsen u. Ulrich Borsdorf, Köln 1979, S. 162.
99 Brüggemeier empfiehlt dem Landrat etwas flapsig mitzufeiern (a.a.O., S. 166); s. hierzu auch den "Maßnahmenkatalog", zu dem der Hofsteder Amtmann Wyneken gegen das *"heranwachsende zügellose Geschlecht"* rät; LA 1304.
100 So bei v. Berlepsch; s. auch Lange, a.a.O., S. 159: *"Es kann nicht verkannt werden, daß durch das Kost- und Quartiergängerwesen die Wohnungsnoth in der*

hiesigen Stadt noch größer geworden ist..."

101 Tenfelde, a.a.O., S. 329; Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 153 u. 157f.
102 Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 155.
103 1914 also etwa 80.000.
104 Tenfelde, a.a.O., S. 329; Statistik des Kreises Bochum 1876/80, Bochum 1881, S. 43.
105 Helmut Seidl, Der Arbeitsplatzwechsel als eine frühe Form des Klassenkampfes der mittel- und ostdeutschen Braunkohlebergarbeiter in der Zeit von 1870 bis 1900, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 1965, Bd.II, S. 102-124.
106 Brüggemeier, a.a.O., S. 172f., Tenfelde, a.a.O., S. 231f.
107 So etwa 1905; Crew, a.a.O., S. 182 u. 198.
108 Verwaltungsbericht der Stadt Bochum 1878/79, S. 5: *"Zu den Übelständen unter denen die Eisenindustrie leidet, gehört besonders auch der außerordentlich starke Wechsel der Arbeiter namentlich auf großen Werken. Selbstverständlich muß bei diesem fortwährenden Gehen und Kommen ein tüchtiges Einarbeiten... äußerst schwierig sein und die... Prosperität eines großen Werkes beeinträchtigt werden."* Beim "Bochumer Verein" waren 1878 von 2.600 Arbeitsplätzen 2.185 von der Fluktuation betroffen.
109 Tenfelde, a.a.O., S. 225f.
110 Verwaltungsberichte der Stadt Bochum, passim unter der Rubrik "Standesamt". *"Wer in Weitmar-Mark oder Neuling wohnte, fand seinen Ehepartner in diesem Bereich..., nicht aber in Bärendorf oder Brantrop."* (Croon, a.a.O., S. 95).
111 Der "Mischehenindex" zeigt für Bochum eine positive Korrelation zwischen Beruf der Eltern und Partnerwahl: Liegt der Index bei 50, so liegt keine Korrelation vor. Der Bochumer Bergmann blieb zunächst seiner Klasse treu; der Index für Heiraten mit Töchtern unqualifizierter (64) und qualifizierter (71) Metallarbeiter belegt dies; ganz deutlich zeigt aber der Index 124, daß Berleute vor allem Bergarbeitertöchter heirateten; Crew, a.a.O., S. 206f.
112 Brüggemeier, a.a.O., S. 154.
113 Crew, a.a.O., S. 100.
114 Ein Sammelbegriff für alle, die weit weg und im Osten geboren wurden; Teuteberg, a.a.O., S. 278.
115 Christoph Kleßmann, Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet: Soziale Lage und gewerkschaftliche Organisation, in: Glück auf, Kameraden!, a.a.O., S. 114.
116 Robert Hundt, Bergarbeiterwohnungen im Ruhrrevier, Dortmund 1902, S. 39.
117 Die Abb. bei Brüggemeier, a.a.O., S. 153, zeigt, daß dies insbesondere für die jüngeren Reviere zutrifft.
118 Abzulesen aus dem Grundriß der Kolonie "Deutsches Reich"/Werne aus den siebziger Jahren, in: Croon, a.a.O., S. 104, oder Eisenbahner-Siedlung am "Alten Bahnhof"/Langendreer um 1870, in: Kreuzer, a.a.O., S. 275.
119 Sportplatz, Kneipe, Verkehrsmittel und Verkehrsführung; Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 165-175.
120 Brüggemeier, a.a.O., S. 171.
121 So wanderten 1900 insgesamt 28,8% zu und 25,4% ab, hingegen sinkt die Fluktuation bis 1904 bereits auf 26% bzw. 23,4% und 1913 auf 23,8% bzw. 20,7%; Crew, a.a.O., S. 72, Verwaltungsbericht der Stadt Bochum 1904/05, S. 1, Statistik der Stadt Bochum 1913-1922, Bochum 1923, S. 2.
122 So z.B. Raumangebot, Nähe zum Arbeitsplatz, entwickelte Infrastruktur.
123 Ohne Schlafgänger nur 20%; Brüggemeier, a.a.O., S. 166.
124 Croon, a.a.O., S. 106.
125 Brüggemeier, a.a.O., S. 170; das traf auch und gerade auf die Streikführer zu, deren Weiterbeschäftigung regelmäßig zum Forderungskatalog der Streikenden

zählte.

126 Gerhard A. Ritter, Die deutschen Parteien 1830-1914. Parteien und Gesellschaft im konstitutionellen Regierungssystem, Göttingen 1985, S. 49.

127 Jäkel, a.a.O., S. 88f.

128 Otto Hüttemann, Die Geschichte von Langendreer, Witten 1887, S. X.

129 Der Betrieb wurde 1890 eingestellt; Hans Spethmann, Die geschichtliche Entwicklung des Ruhrbergbaus um Witten und Langendreer. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Ruhrgebiets, Gelsenkirchen 1937, S. 97.

130 Von 3.772 t auf 18.010 t; Stahlwerke, a.a.O., S. 9.

131 Von 106 auf 205; ebd.

132 Durchschlag auf der 1. und 3. Sohle.

133 Nach Huske, a.a.O., S. 621.

134 Stadtarchiv Bochum, Bestand Amt Langendreer (im folgenden: AL) 187.

135 Siehe dazu die beeindruckende Gegenüberstellung der Karten Langendreer-Bahnhof 1875 und 1906 (Kreuzer, a.a.O., S. 289), sowie die Abbildungen ebenda, S. 267, 278, 286, 295 u. 329.

136 AL 187, Bericht des Amtmannes an den Landrat über die Lage der Industrie v. 31. 10. 1903. Die Ziegeleien beschäftigten vor allem wandernde Tagelöhner, so auch die "Märkischen Thonwerke"/Langendreer; Kreuzer, a.a.O., S. 230. Die Zechen hatten eigene Ziegeleien; Stahlwerke, a.a.O., S. 10.

137 AL 273.

138 Kreuzer a.a.O., S. 279.

139 Crew, a.a.O., S. 110f.

140 In AL 187 werden Zahlen angegeben, die auf einen durchschnittlichen 'turn-over' von 106% schließen lassen; dabei hat die in den siebziger Jahren konsolidierte Zeche "Mansfeld" eine Rate von 85%, die Ende der achtziger Jahre mit der "Harpener Bergbau AG" fusionierte Zeche "Neu-Iserlohn I und II" einen Wechsel von 105%, die in den neunziger Jahren um einen zweiten Förderschacht deutlich erweiterte Zeche "Siebenplaneten" zeigt einen Wert von 121% und die erst im neuen Jahrhundert ganz ausgebaute Zeche "Bruchstraße" einen 'turn-over' von immerhin 141%.

141 AL 199.

142 AL 187.

143 Kreuzer, a.a.O., S. 272-274, besonders Abb. S. 273.

144 Ebd., Abb. S. 280.

145 Jäkel, a.a.O., S. 84.

146 AL 237.

147 Brikettherstellung seit 1880 durch Zeche "Dahlhauser Tiefbau", zecheneigene Benzolfabrik durch Zeche "Amalia"/Langendreer, Ausbau der chemischen Nebenbetriebe durch die Dr.-C.-Otto-Gesellschaft, Brinkmann, a.a.O., S. 190.

148 Alles nach Stahlwerke, a.a.O., S. 13, 19, 23-26 u. 31, im einzelnen:
1891 Schachtzimmerung wird von Förderkorb aufgerissen;
1894 Grubenbrand, "wie durch ein Wunder" nur ein Toter;
1904 Koepeseil gerissen;
1905 Schlagwetterexplosion im Pferdestall auf der 2. Sohle;
1905 Schacht 1 geht zu Bruch, Dampf- und Wasserleitung gestört
1906 Schlagwetterexplosion auf der 4. Sohle, Zahl der Opfer unbekannt;
1908 matte Wetter ersticken 3 Bergleute.
Der Umgang mit der Bewetterung ist wohl ein Hinweis auf den Zustand der Zeche. Je weniger in den Betrieb und damit in die Sicherheit investiert wurde, desto häufiger kamen schlagende oder matte Wetter vor.

149 Stahlwerke, a.a.O., S. 9.

150 Sie lag damit nach Fördermenge, Belegschaft und insbesondere Produktivität deutlich über dem Ruhrgebietsdurchschnitt; Huske, a.a.O., S. 34.
151 Stahlwerke, a.a.O., S. 32f.
152 Paul Wiel, Wirtschaftsgeschichte des Ruhrgebietes, Essen 1970, S. 248f.
153 So übernahm die Zeche "Dannenbaum I"/Laer die gesamte Stromversorgung von "Bruchstraße"; Stahlwerke, a.a.O., S. 33f.
154 Ebd., S. 35.
155 Endgültige Stillegung in der Kohlekrise um 1925.
156 AL 187.
157 Ebd.
158 Kreuzer, a.a.O., S. 316f.
159 Jäkel, a.a.O., S. 76.
160 Alberts, a.a.O., S. 158.
161 Kreuzer, a.a.O., S. 328.
162 Findbuch "Amt Witten und Amt Langendreer", Bd. 1, Stadtarchiv Bochum, Bestände A WIT und AL, bearb. und mit einem Vorwort von Monika Biroth, Bochum 1986, S. 47.
163 AL 351, sowie Denkschrift über den Zusammenschluß der Gemeinden Langendreer-Werne, hrsg. v. d. Amtsverwaltungen Langendreer-Werne, Langendreer 1927; Annette Lause, Der Eisenbahnbau in Bochum und seine Bedeutung für die Stadtentwicklung 1845-1882 (Ex.-Arb.), Bochum 1978, S. 83.
164 Volksblatt v. 25. 8. 1914; der Konflikt um den Zug D22 zog sich seit 1905 hin; Stadtarchiv Bochum, Bestand Bochum 1633.
165 AL 199.
166 Crew, a.a.O., S. 41f.
167 Hierzu eine Notiz von 1908, daß wegen der Wohnungsnot für den Ausbau der Polizei keine Revierräume vorhanden seien; AL 341.
168 So wurden im Winter 1902/03 dafür 71.000 Mark von der Gemeinde aufgewendet; AL 187.
169 Der Vertrag von 1898 bindet die Kommune, die sozusagen auf "Energie in fester Form" steht, ihren Energiebedarf von dem Kölner Unternehmen zu beziehen; Jäkel, a.a.O., S. 78.
170 Langendreer-Werne-Lütgendortmund, sowie Langendreer-Witten und Langendreer-Ümmingen; ebd., S. 80.
171 Kreuzer, a.a.O., Abb. S. 332f.
172 In Langendreer waren bis dahin alle Schulen privat und konfessionell gebunden; Kreuzer, a.a.O., S. 335.
173 AL 1144.
174 AL 199.
175 Denkschrift über das kommunale Krankenhaus und das Mutterhaus der Schwesternschaft vom Roten Kreuz in Langendreer, Langendreer 1910.
176 AL 199.
177 Zeche "Borussia" wurde 1876 elf Wochen lang bestreikt, weil die Arbeitszeit um eine Stunde verlängert wurde; Tenfelde, a.a.O., S. 631.
178 AL 192.
179 Hier: Die Frühschicht arbeite schon länger 9 Std. und habe sich auch nicht beklagt; AL 192.
180 Tenfelde, a.a.O., S. 631.
181 AL 192.
182 AL 1045.
183 Herzig, a.a.O., S. 114.
184 Siehe Hillmanns Rede in Iserlohn, dokumentiert in: Socialdemokrat v. 18. 1.

1865, hier zit. nach: Herzig, a.a.O., S. 131.

185 Ebd., S. 134; 1874 erhielt die Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen 53 (1,25%) Stimmen in Bochum Stadt, die Nationalliberalen hingegen 1.751 und das Zentrum 2.601 Stimmen. Im Jahre 1890 gab es in Bochum weniger als 1.000 SPD-Wähler (in Langendreer immerhin auch 700 !) und bis 1919 blieb die SPD bei den ersten Wahlgängen in der Stadt Bochum immer nur dritte Kraft hinter Liberalen und Zentrum, auch in den Jahren 1903 bis 1912, in denen Otto Hue den Bochumer Wahlkreis im Reichstag vertrat; Philipp Sommerlad, Vom "Hessebub" zum "Bochumer Jungen". 70 Jahre sozialistische Bewegung in Bochum, hrsg. für den Bochumer Kulturrat e.V. v. Peter Friedemann, Jörg Hausmann u. Edgar Heinevetter, Essen 1990, S. 53ff. u. 174f. Dieser unerwartet schwachen Position entsprach die späte, erst 1906 erfolgte Gründung eines Sozialdemokratischen Wahlvereins, der sicher dazu beitrug, den Wahlkreis auch in der "Hottentotten-Wahl" zu verteidigen; LA 480; Sommerlad, a.a.O., S. 57-60.

186 *"...daß die herrschenden Klassen freiwillig und auf friedlichem Wege dem Proletariat das ewige Menschenrecht der Gleichberechtigung zurückgewähren..."*; Lassalle nach Herzig, a.a.O., S. 132.

187 Hans Fenske, Strukturprobleme der deutschen Parteiengeschichte. Wahlrecht und Parteiensystem vom Vormärz bis heute, Frankfurt a.M. 1972, S. 36.

188 Herzig, a.a.O., S. 136.

189 Crew, a.a.O., S. 214.

190 Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 154f.

191 AL 192.

192 Ebd.

193 Stahlwerke, a.a.O., S. 279; wenn der Märkische Sprecher den Bergarbeitern unter den Abonnenten eine Unterstützung von 300 Mark zusagt, so ist dies nicht - wie es uns heute erscheinen mag - eine makabre, sondern eine realitätsbezogene Form der "Werbeprämie"; Märkischer Sprecher v. 4. 1. 1905.

194 AL 199.

195 Hygienebedingte Form der Tuberkulose; 1905 wurden zwanzig, 1909 vierzig Kinder "verschickt", wohl ein Zeichen steigenden Problembewußtseins; Verwaltungsbericht der Gemeinde Langendreer 1910, S. 39.

196 Märkischer Sprecher v. 3. 12. 1904; das Werk hatte dem Trinkwasser ungefiltertes Ruhrwasser beigemischt und damit eine Typhus-Epidemie ausgelöst, die in Gelsenkirchen verheerende Folgen hatte; etwa 1,2% der Bevölkerung starben im Jahre 1901 an der Epidemie.

197 So starben in Bochum zwischen 1898 und 1901 p.a. 0,15% der Bevölkerung an Typhus. Eine hinreichend urbanisierte Stadt mit einer gut ausgebauten Kanalisation wie etwa Hannover hatte p.a. im Durchschnitt nur 0,005% Typhustote; Märkischer Sprecher v. 3. 12. 1904.

198 Crew, a.a.O., S. 215; ein Arzt berichtete 1889: *"Die mit den ersten Körben ausfahrenden Bergleute erhalten reines Wasser; die später kommenden müssen in das Schmutzwasser hinein. Ich gestehe, daß es mich große Überwindung kosten würde, selbst in der besten Kaue mit so vielen schmutzigen Menschen zu baden."* Die Bergleute seien aber, so schien es ihm, *"weniger empfindlich..."*, Brüggemeier, a.a.O., S. 170. Unter "Trockenwohnen" ist das Wohnen in noch feuchten, meist unverputzten Rohbau-Häusern zu verstehen; ebda, S. 160.

199 AL 199; in den Jahren 1900 bis 1908 hatte die Gemeinde konsequent auf das "Entsorgungsproblem" und die damit verbundenen Gesundheitsrisiken reagiert; sie investierte etwa 320.000 Mark in die Kanalisation, und zwar nicht im 'bürgerlichen' Dorf, sondern zunächst am "alten Bahnhof", also dort, wo sie gebraucht wurde; Verwaltungsbericht der Gemeinde Langendreer 1910, S. 48.

Diese Politik hatte Erfolg: Die Typhuserkrankungen sanken auf 0,07%, lagen also noch unter der Typhussterblichkeit im Revier.

200 Deshalb war die Fusion der Knappschaftsvereine des Reviers zum "Allgemeinen Knappschaftsverein" im Jahre 1890 auch ein bedeutender Schritt für die Bergleute, die nun innerhalb des Ruhrgebiets überall anlegen konnten, ohne ihre selbstentwickelte soziale Sicherung zu verlieren; Alberts, a.a.O., S. 144.

201 Im praktischen, nicht im formalen Sinne; ein dem Handwerk vergleichbares Ausbildungssystem existierte ja nicht.

202 Brüggemeier, Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889-1919, München 1984, S. 96-102; da die Schlepper lediglich 60% des Hauerlohnes verdienten, war das Streben, "vor Kohle" zu kommen groß und die Zechen klagten über einen ständigen Schlepper-Mangel.

203 Crew, a.a.O., S. 199 u. 201.

204 Brüggemeier u. Niethammer, a.a.O., S. 154.

205 AL 187.

206 Crew, a.a.O., S. 188.

207 AL 351.

208 In Langendreer allgemein 1912 nur 18%; AL 237.

209 Hierbei sind auch die Witwen eingeschlossen.

210 So versuchte die Gemeindevertretung die Gründung einer katholischen Schule sogar mit einer Eingabe bei Bismarck zu verhindern; Croon, a.a.O., S. 103.

211 AL 356.

212 Helmuth Croon, Die Einwirkungen der Industrialisierung auf die gesellschaftliche Schichtung der Bevölkerung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 2O. Jg., 1955, S. 308.

213 Albin Gladen, Die Streiks der Bergarbeiter im Ruhrgebiet in den Jahren 1889, 1905 und 1912, in: Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr, hrsg. v. Jürgen Reulecke, Wuppertal 1974, S. 115.

214 Croon hat einige Stimmen über das Leben in den neuen Kolonien festgehalten: *"Da kam allerlei Gesindel..., die Trockenwohner, viele Italiener, Kroaten und Polen. In diesen neuen Häusern war Unordnung und Streit... An den Lohntagen gab es regelmäßig Schlägerei... die Männer tranken, die Frauen konnten nicht wirtschaften, alles war dreckig. Die Männer kamen betrunken nach Hause, lärmten; es gab Krach. Im Dunkeln konnte man sich in der Kolonie nicht sehen lassen."* Insbesondere für das Bürgertum prägte dieses asoziale Verhalten einer Minderheit der polnischen Minderheit das Bild des neuen Bergmannes überhaupt, wodurch wiederum die Exklusivität des gesellschaftlichen Lebens legitimiert wurde; Croon, Einwirkungen, a.a.O., S. 308.

215 So im Streik 1889, als die Verhältnisse in den Wohnhäusern der Polen und Italiener von den Bochumer Bergleuten bemängelt wurden; Crew, a.a.O., S. 215.

216 AL 356.

217 AL 359.

218 Ebd.

219 So besonders bei den des Nationalpolentums unverdächtigen Masuren, wie es etwa in dem Schreiben des Landrates an den Amtmann aus dem Jahre 1905 abzulesen ist; AL 356.

220 AL 356.

221 AL 359.

222 So war der Polnische Gewerkverein rein polnisch und rein katholisch; AL 359.

223 Sie stellten 17,2% der Gesamtbelegschaft, aber nur 1,7% der gewerkschaftlich organisierten! (AL 356).

224 Vgl. Annemarie Lorenz, Novemberrevolution im Stadt- und Landkreis Bochum,

Bochum 1980 (Ex.-Arb.), S. 11, die die Auffassung vertritt, die Bergarbeiterorganisationen seien in Bochum relativ spät entstanden; dieses Urteil ist um so erstaunlicher, als Bochum Sitz des Vorstandes des "Alten Verbandes" war und in Bochum das Organ des Verbandes, die "Bergarbeiterzeitung" herausgegeben wurde. Allerdings verteilte sich die politische Aktivität der Bergarbeiter im Zuge der Diversifizierung auf verschiedene, teils miteinander konkurrierende Organisationen; "nicht sozialistisch" ist jedoch nicht gleichzusetzen mit "unpolitisch", und so beschreibt Sommerlad das Verhältnis von Bochumer Gewerkschaften zur SPD ganz realistisch: *"...die Sozialdemokratie in Bochum hat sich aus und mit den Gewerkschaften entwickelt. Begreiflich ist es daher, daß in der Folgezeit meist tätige Gewerkschaftler die führenden Positionen in der örtlichen sowohl wie in der Parteiorganisation des Bezirks innehatten..."* (a.a.O., S. 33).

225 AL 1144.

226 AL 356.

227 So etwa im Falle der Kriegervereine.

228 Peter Friedemann, Feste und Feiern im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1890 bis 1914, in: Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland, hrsg. v. Gerhard Huck, Wuppertal 1980, S. 161-185, hier S. 175.

229 Ebd., S. 172.

230 AL 351.

231 Das gilt im übrigen auch für den Staat, soweit er schikanös gegen Sozialdemokraten auftrat und dabei gegen die eigenen Gesetze verstieß; dies ist beispielsweise im Falle der Beschlagnahme von Maifeierkarten geschehen, wogegen sich der klageführende Kalischewski ganz offensichtlich mit rechtskundiger Hilfe zur Wehr setzt; AL 341.

232 Die Produktivität stieg von 1899 0,67 t auf 1902 0,76 t pro Mann und Schicht; Stahlwerke, a.a.O., S. 9.

233 Stahlwerke, a.a.O., S. 26.

234 Zum Vergleich: 1901 und 1911 je 0,67; ebd., S. 27.

235 *"Der Betrieb der Zeche Bruchstraße wird... voraussichtlich eine nicht unwesentliche Erweiterung erfahren."* (AL 199).

236 Nur nicht auf der 'Trust-Zeche' Mansfeld! (AL 199).

237 Von 1903 0,72 t auf 1904 0,56 t; Stahlwerke, a.a.O., S. 9.

238 Märkischer Sprecher v. 3. 12. 1904.

239 Am 1. 12. 1904 berichtet der "Märkische Sprecher" über Bergarbeiterstreiks in Illinois, die Formen eines *"kleinen Bürgerkriegs"* annahmen.

240 Günter Brakelmann, Dokumente zum Ruhrbergarbeiterstreik 1905, Bochum 1974, Dok. A 1.

241 Märkischer Sprecher v. 3. bis 28. 12. 1904.

242 Märkischer Sprecher v. 7. 1. 1905; Hue war von 1903 bis 1912 Bochumer Reichstagsabgeordneter; bis 1903 war der Wahlkreis zwischen Zentrum und Nationalliberalen umkämpft, wobei die Sozialdemokratie die politischen Mehrheiten schuf (s.u.), ohne selbst mehrheitsfähig zu sein. Erst 1903 gewann Hue den Wahlkreis gegen den Nationalliberalen Franken; 1912 stellte die liberale Partei ihrerseits einen Arbeiter auf, den Bergmann Heckmann, der Hue den Wahlkreis wieder abnehmen konnte. In Langendreer gewann Hue allerdings mit 3.665 gegen 3.127 Stimmen; AL 199; Helmuth Croon, Die Stadtvertretungen in Krefeld und Bochum im 19.Jahrhundert, in: Forschungen zu Staat und Gesellschaft. Festgabe für Fritz Hartung, Berlin 1958, S. 302; Verwaltungsberichte der Stadt Bochum, passim.
Wahlpolitische Erfolge der SPD beschränkten sich jedoch auf die Reichstags-

wahlen. Alle anderen Gremien wurden nach dem Klassenwahlrecht gewählt, so daß die SPD zwar kandidierte, aber wegen der geringen Aussichten weder eine Wahlkampf- noch eine kommunalpolitische Strategie entwickelte. Bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus 1908 konnte der nationalliberale Landrat Gerstein zwar 437 Wahlmänner auf sich vereinen, ihm standen aber der Zentrumskandidat Bartscher mit 427 und Husemann mit 115 Stimmen gegenüber; die Stichwahl verlor Gerstein mit 441 zu 537, sie wurde sozusagen von der sozialdemokratischen Klientel entschieden. Einen Achtungserfolg erzielte die SPD bei dieser Wahl in Langendreer: Sie hatte sich vorgenommen, die III. Abteilung ganz und die II. Abteilung mit zu bestimmen, und führte dazu einen engagierten Wahlkampf; AL 341. Von den 108 Langendreerer Wahlmännern stellte die SPD immerhin 35, also fast ein Drittel. Ihr kam dabei jedoch die evangelisch geprägte konfessionelle Struktur zugute; das Zentrum konnte nur 12 Wahlmänner stellen. In Langendreer bestätigte es sich, daß es vor allem das Zentrum war, dem der Einbruch in das "sozialmoralische Milieu" der sozialdemokratischen Klientel gelang; AL 199. Bei Gemeinde- und Stadtverordnetenwahlen waren hingegen beide benachteiligt: In Westfalen waren juristische Personen wahlberechtigt, also auch die Großbetriebe. Damit war die nationalliberale Mehrheit - zumal in einer evangelischen Gemeinde wie Langendreer - sicher und in Bochum war bis 1918 kein Sozialdemokrat Stadtverordneter; Croon, Stadtvertretungen, a.a.O., S. 301f., Zahlen der Wahlberechtigten in den Klassen ebd., Fußnote S. 299; Ritter, a.a.O., S. 57, Abb. 6. In Langendreer gelang allerdings bereits vor 1919 der Sprung in die Gemeindevertretung; 1900 erhielten mit Fiege, Uppenkamp und Burmeister erstmals Sozialdemokraten Mandate; Sommerlad, a.a.O., S. 51.

243 *"Ganz Deutschland blicke auf Langendreer... Wenn Herr Stinnes sich auf die Bajonette stützen wolle, möge er sich nur nicht selbst mit dem... auf die Bajonette setzen."* Märkischer Sprecher v. 7. 1. 1905.

244 Brakelmann, a.a.O., Dok. A 4.

245 Brakelmann, a.a.O., Dok. A 8 u. A 12.

246 Märkischer Sprecher v. 13. 1. 1905.

247 C.F.G., Der Pauperismus und dessen Bekämpfung durch eine bessere Regelung der Arbeitsverhältnisse, in: Deutsche Vierteljahresschrift 3. Jg., 1844, S. 315-340, Zitat S. 323.

Für freundliche Unterstüzung danke ich dem Presseamt der Stadt Bochum, dem Stadtarchiv Bochum, dem Westfälischen Industriemuseum Dortmund sowie Herrn Prof. Siegfried Bahne und Frau Monika Zaghow.

Siegbert Wolf

"...bis die Bestie Kapitalismus niedergerungen und der Moloch Staat zertrümmert ist."
Der erste Prozeß des Volksgerichtshofs gegen die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) im Sommer 1936

I.

Aufgrund einer Denunziation gegen die Darmstädter Ortsgruppe der "Freien Arbeiter-Union Deutschlands" (FAUD) gelang es der Gestapo zwischen Dezember 1934 und Mai 1935 die im Gebiet Südwestdeutschlands bestehende illegale Organisationsstruktur der FAUD aufzudecken und, nach Verhaftungen in Ludwigshafen, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt am Main und Offenbach/Main, zahlreiche Anarchosyndikalisten abzuurteilen.[1] Nachdem bereits Anfang 1934 zwei Darmstädter Anarchosyndikalisten wegen des Verdachts der verbotenen Mitgliedschaft in der FAUD zu einer Zuchthausstrafe von jeweils einem Jahr verurteilt worden waren[2] und im Mai 1935 vor dem Oberlandesgericht Darmstadt ein weiterer Prozeß gegen neun Anarchosyndikalisten stattgefunden hatte, der mit Strafen in Höhe von zwei Jahren endete, stellte das vom 26. bis 28. August 1936 nach zwanzigmonatiger Untersuchungshaft stattfindende Gerichtsverfahren gegen sieben Anarchosyndikalisten das definitive Ende der in den Jahren 1933 und 1934 bestehenden illegalen Organisationsstrukturen der FAUD in Südwestdeutschland, südlich der Main-Linie, dar.[3] Zugleich wies dieser Prozeß vor dem Zweiten Senat des Volksgerichtshofs in Darmstadt eine weitere Besonderheit auf: Es war die erste juristische Verhandlung des Volksgerichtshofs gegen die FAUD und somit gegen die anarchosyndikalistische Bewegung überhaupt.[4] Insgesamt gelang es der Gestapo durch Unterwanderung und Spitzelwesen, aber auch infolge von Unvorsichtigkeiten einzelner Widerstandsaktivisten, bis 1935/36 annähernd das gesamte organisatorische Gefüge des Arbeiterwiderstandes, der allerdings zu keinem Zeitpunkt eine ernsthafte Gefährdung des Nationalsozialismus darstellte, zu zerschlagen und annähernd den gesamten Kurierdienst nach Holland und Belgien sowie auch die Gruppen, denen die Kuriere angehörten, lahmzulegen.

Die Arbeiterbewegung (SPD, KPD, Anarchosyndikalisten) war in der Zeit zwischen 1933 und 1945 darauf ausgerichtet, einen organisierten Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu formieren. Dies bedeutete beispielsweise, konspirative Strukturen zu entwickeln, Kontakte neu bzw. wieder aufzubauen sowie illegales Schrifttum herzustellen oder aus dem Ausland einzuführen und zu verteilen, in welchem Informationen über und Propaganda gegen das nationalsozialistische Regime abge-

druckt wurden; daneben aber auch, den Familien der Verhafteten moralische und materielle Unterstützung angedeihen zu lassen. Um die nationalsozialistische Diktatur zu stürzen, bemühte sich der anarchistische bzw. anarchosyndikalistische Widerstand insbesondere darum, eine antifaschistische Massenbewegung mittels Organisierung und offensiver Aufklärungsarbeit durch Flugschriften, Zeitungen usw. zu initiieren. Doch auch die anarchosyndikalistische Opposition kam letztlich nicht umhin, sich der Dynamik des nationalsozialistischen Terrors zu beugen; schließlich fanden im November/Dezember 1935 in allen Teilen Deutschlands Massenprozesse gegen Kommunisten, Sozialdemokraten und Anarchosyndikalisten statt.
In den Jahren 1936/37 läßt sich ansatzweise eine zweite Periode anarchosyndikalistischen Widerstandes nachweisen, der zwar aufgrund der sozialen Revolution in Spanien zur Mobilisierung neuer Aktivisten und Aktivistinnen führte, allerdings keine ausreichende Koordination erfuhr. Zur Reorganisation reichte die Zeit nicht aus, da es der Gestapo diesmal noch rascher gelang, sich entwickelnde antinazistische Strukturen bereits im Ansatz zu unterdrücken. Daher ist der Feststellung von Theissen/Walter/Wilhelms zuzustimmen, daß nach den großen Verhaftungswellen der sogenannten zweiten anarchosyndikalistischen Widerstandsphase 1936/37 - so fanden 1936 mindestens sieben Gerichtsverfahren gegen durchschnittlich fünf bis vierzig Anarchosyndikalisten, ein Prozeß sogar gegen einhundert Angeklagte statt; 1937 wurden insgesamt zweihundert Anarchosyndikalisten im gesamten Reichsgebiet verhaftet[5] - außer Kleinstgruppen und individuell Agierenden *"keine umfangreichen Widerstandsverbindungen"*[6] mehr existierten. Für den südwestdeutschen Raum wird dies darüberhinaus durch eine Mitteilung der Geheimen Staatspolizei Karlsruhe nach Berlin bestätigt. Darin heißt es: *"Die anarchosyndikalistische Bewegung ist im Jahre 1937 in meinem Dienstbereich in keiner Weise in Erscheinung getreten. Irgendwelche Wahrnehmungen über Geldsammlungen oder Verbreitung von Nachrichten wurden ebenfalls nicht gemacht."*[7]

II.

Warum erscheint es heute sinnvoll, historisches Interesse für dieses Gerichtsverfahren vom Sommer 1936 vor dem Darmstädter Volksgerichtshof gegen sieben Anarchosyndikalisten zu entwickeln? Abgesehen davon, daß es, wie bereits erwähnt, das erste Verfahren gegen Mitglieder der FAUD vor dem Volksgerichtshof war, läßt sich exemplarisch dokumentieren, mit welcher Akribie und Ausführlichkeit die nationalsozialistische Justiz gegen prominente südwestdeutsche Libertäre verfuhr, um die besondere Gefährlichkeit des Anarchosyndidalismus zu beweisen; desweiteren gilt es, dem weitgehend in Vergessenheit geratenen bzw. häufig übersehenen anarchosyndikalistischen Widerstand ein erinnerndes Denkmal zu setzen.
Unter Anklage standen die folgenden Personen:
- der Bauhilfsarbeiter Friedrich Lösch (* 7. Januar 1896) aus Ludwigshafen;

- der Mechaniker Karl Ludwig Schild (* 22. September 1910) aus Mannheim-Feudenheim;
- der Buchdrucker Eduard Bischoff (* 6. Januar 1901) aus Mannheim;
- der Schlosser Theo(dor) Müller (* 21. Juli 1907) aus Offenbach/Main;
- der Werkzeugmacher Georg Hepp (* 15. November 1904) aus Frankfurt am Main;
- die Hausangestellte Anni Zerr (* 23. Juli 1908) aus Frankfurt am Main;
- der Maschinenschlosser Helmuth Moeßner (* 18. Juni 1908) aus Frankfurt am Main, zuletzt wohnhaft in Gotthards/Kreis Hünfeld.[8]

Die Anklage gegen diese sieben Personen, die sich seit ihrer Verhaftung in Untersuchungshaft im Landgerichtsgefängnis Darmstadt befanden, lautete auf Vorbereitung zum Hochverrat. Obgleich von Beginn an drakonische Freiheitsstrafen zu erwarten waren, bestand für die Angeklagten ein wenn auch nur geringer Vorteil, der sie letztendlich vor der Hinrichtung bewahrte: Da der Volksgerichtshof zum erstenmal außerhalb Berlins prozessierte, mußte sich die nationalsozialistische Justiz *"noch profilieren"* und konnte *"noch nicht so frech auftreten wie später Freislers berüchtigter Senat in Berlin"*.[9] Zudem wohnte diesem Justizverfahren eine gewisse Öffentlichkeit bei; so berichtete etwa die lokale Presse über dieses Ereignis.[10] Vor allem diesem Umstand haben es die Angeklagten, denen die Untersuchungshaft infolge teilweiser - zumindest vordergründiger - Geständnisse auf ihre Gesamtstrafe angerechnet wurde, wohl zu verdanken, daß gegen sie nicht die Todesstrafe ausgesprochen wurde.[11]

III.

Der Volksgerichtshof zur Aburteilung von Hoch- und Landesverratsverbrechen - während des Zweiten Weltkrieges auch hinsichtlich von sogenannter 'Wehrkraftzersetzung' und 'Feindbegünstigung' - entstand per Gesetz am 24. April 1934 zunächst provisorisch und wurde knapp zwei Jahre später, 1935, dauerhaft eingerichtet.[12] Bereits seit Februar 1933 wirkten mehr als zwanzig, jedem Oberlandesgerichtsbezirk in Deutschland zugeordnete Sondergerichte, deren Rechtsgrundlage auf einer Notverordnung des Reichspräsidenten vom Sommer 1932 beruhte. Der Volksgerichtshof setzte sich aus jeweils fünf Richtern zusammen. Lediglich der Vorsitzende und ein Beisitzer mußten das Richteramt innehaben, wodurch der zahlenmäßige Einfluß linientreuer, nationalsozialistischer, von Hitler persönlich eingesetzter, ehrenamtlicher, für die Dauer von fünf Jahren fungierender Richter überwog. Zuständig für die Untersuchung und Entscheidung in erster und letzter Instanz, sprach der Volksgerichtshof mehr als 5.000 vollstreckte Todesurteile aus, davon 23 bereits zwischen 1934 und 1936.[13]

Neben den Verfahren vor den Sondergerichten und vor dem Volksgerichtshof praktizierten die Nationalsozialisten unmittelbar nach ihrer Machtübernahme auch die weder ein Gerichtsverfahren noch ein richterliches Urteil benötigende 'Schutz-

haft', die zumeist in die Konzentrationslager, während des Zweiten Weltkrieges häufig auch in die Vernichtungslager Auschwitz, Treblinka usw. führte. Die legalisierte Anwendung der 'Schutzhaft' betraf Kommunisten, Anarchosydikalisten und Sozialdemokraten, die sich ab März 1933 breiten, allein aufgrund politischer Gesinnung vorgenommenen Verhaftungswellen ausgesetzt sahen. Vor allem wegen politischer Vergehen gerichtlich Verurteilte nahm man nach Verbüßung ihrer Haftstrafe in 'Schutzhaft' und gliederte sie in das nationalsozialistische Konzentrationslagersystem ein.

IV.

An den mündlichen Verhandlungen des 2. Senats des Volksgerichtshofs in Darmstadt vom 26., 27. und 28. August 1936 nahmen als Richter teil: der Vorsitzende und Volksgerichtsrat Hartmann, Landgerichtsdirektor Dr. Schaad, Gauamtsleiter Ingenieur Fischer, Studienprofessor Heinlein und Gaurichter Angermann; als Beamter der Staatsanwaltschaft: erster Staatsanwalt Volk und als Urkundenbeamter der Geschäftsstelle: Justizsekretär Wesp.
Gegen Friedrich Lösch, Karl Schild, Eduard Bischoff, Theo(dor) Müller und Georg Hepp verhängte das Gericht am 28. August 1936 *"wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens unter erschwerenden Umständen"*[14] hohe Haftstrafen, wobei sich der Tatumfang realiter lediglich auf einige illegale Zusammenkünfte in den Jahren 1933/34, auf die Herstellung zweier Ausgaben der "Fanal" mit jeweils fünfzig Exemplaren sowie auf das heimliche Einführen zweier Nummern der "Internationale" erstreckte. Friedrich Lösch erhielt sieben Jahre Haft und sieben Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, Karl Schild vier Jahre und sechs Monate Haft und fünf Jahre Ehrverlust, Eduard Bischoff drei Jahre und neun Monate Haft und vier Jahre Ehrverlust, Theo(dor) Müller drei Jahre und sechs Monate Haft und vier Jahre Ehrverlust und Georg Hepp sechs Jahre Haft und sechs Jahre Ehrverlust. Anni Zerr wurde *"wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens"* zu zwei Jahren Haft und zwei Jahren Ehrverlust verurteilt; für sie bedeutete dies, trotz erlittener Untersuchungshaft, weitere neun Monate Zuchthaus. Zudem gehörte sie zu einer der ersten Frauen, die unmittelbar nach Ableistung ihrer Haftstrafe eine Odyssee durch zahlreiche Konzentrationslager erlebte: u.a. Moringen/Provinz Hannover, Lichtenburg, Ravensbrück.[15] Als einziger freigesprochen wurde Helmuth Moeßner, da er sich als Kronzeuge zur Verfügung gestellt hatte.[16] So hob das Gericht anerkennend hervor, daß er sich - seit November 1933 Mitglied der "Deutschen Arbeitsfront" (DAF), die im Mai 1933 an die Stelle der Gewerkschaften und der Unternehmervereinigungen getreten war - inzwischen geistig mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt habe.[17] Die Kosten des Verfahrens hatten die sechs Verurteilten zu tragen; für den freigesprochenen Moeßner kam die Reichskasse auf.

V.

Anarchosyndikalisten hatten bereits im wilhelminischen Deutschland die "Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften" gegründet, die im Dezember 1919 in "Freie Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten)" (FAUD (S)) umbenannt wurde und die von Rudolf Rocker formulierte "Prinzipienerklärung des Syndikalismus" als offizielle Plattform annahm.[18] Mit ihren wirtschaftspolitischen Zielsetzungen eines föderalistischen Gesellschaftsaufbaus bei lokaler Autonomie organisierte sie sich lokal nach Berufszweigen in Arbeiterbörsen und überregional in Industrieföderationen. Mittels direkter Aktionsformen wie Streiks, Boykottmaßnahmen, Fabrikbesetzungen und Sabotage sollten die Betriebe in die Obhut der sich selbst organisierenden Arbeiterschaft übergehen und hierdurch Staat, Regierung und Parteien, kurz: Hierarchie und Herrschaft überflüssig werden: *"An jedem Orte schließen sich die Arbeiter der revolutionären Gewerkschaft ihrer resp. Berufe an, die keiner Zentrale unterstellt ist, ihre eigenen Gelder verwaltet und über vollständige Selbstbestimmung verfügt. Die Gewerkschaften der verschiedenen Berufe vereinigen sich an jedem Orte in der Arbeiterbörse, dem Mittelpunkt der lokalen gewerkschaftlichen Tätigkeit und der revolutionären Propaganda. Sämtliche Arbeiterbörsen des Landes vereinigen sich in der Allgemeinen Föderation der Arbeiterbörsen, um ihre Kräfte in allgemeinen Unternehmungen zusammenfassen zu können. Außerdem ist jede Gewerkschaft noch föderativ verbunden mit sämtlichen Gewerkschaften desselben Berufs im ganzen Lande und diese wieder mit den verwandten Berufen, die sich zu großen allgemeinen Industrieverbänden zusammenschließen. Auf diese Weise bilden die Föderation der Arbeiterbörsen und die Föderation der Industrieverbände die beiden Pole, um die sich das ganze gewerkschaftliche Leben dreht."*[19] Immerhin gelang es der FAUD in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre mit 150.000 bis 200.000 Mitgliedern in Rheinland-Westfalen, Thüringen, Sachsen, Schlesien, Süddeutschland sowie in den Hafenstädten der Nord- und Ostseeküste[20] einen nicht unbeträchtlichen Einfluß innerhalb der Arbeiterschaft auszuüben, der dann aber ab Mitte der zwanziger Jahre bis 1933 stetig zurückging.

VI.

Wie bereits erwähnt, waren auch die anarchistischen und anarchosyndikalistischen Zusammenhänge nicht frei von einer Fehleinschätzung des Nationalsozialismus. Doch erkannten deren Organisationen - nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen mit dem italienischen Faschismus - ab Mitte der zwanziger Jahre, was von den Nationalsozialisten zu erwarten war. Galt anfänglich die Mitte der zwanziger Jahre auf dem internationalen Kongreß der Anarchosyndikalisten in Amsterdam (1925) formulierte Einschätzung des Faschismus als eines ideologischen Sammelsuriums, unfähig Gleichgewicht und Stabilität zu erreichen, so mußte sich die FAUD bereits wenige Jahre später, angesichts erster nationalsozialistischer Wahlerfolge und raschen

Mitgliederzuwachses, eingestehen, daß, sobald der Faschismus an die Macht gekommen sei, dessen Überwindung durch die Arbeiterschaft kaum noch möglich erschien. Zudem verband man die drohende Machtübernahme der Nationalsozialisten mit einer deutlichen Zunahme der Kriegsgefahr.

Daher nahm etwa seit Anfang der dreißiger Jahre die anarchosyndikalistische Agitation und Propaganda gegen die nationalsozialistische Bewegung einen breiteren Raum ein, wobei Augustin Souchy, Mitbegründer der "Internationalen Arbeiter-Assoziation" (IAA) und zusammen mit Rudolf Rocker und Alexander Schapiro deren Sekretär,[21] im Pressedienst der IAA vom 24. Oktober 1930 völlig zu Recht erkannte, daß *"der Geist breiter Massen... in Deutschland"* bereits zu diesem Zeitpunkt *"in erschreckender Weise mit nationalsozialistischem Ideengehalt erfüllt"* war: *"Hitlers Geist beschränkt sich nicht auf seine nationalsozialistische Partei, er spukt in allen parlamentarischen Parteien der deutschen Republik. Der nationalsozialistische Bazillus ist tief in die Nachkriegsgeneration der deutschen Nation eingedrungen."*[22] Im Falle der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten prophezeite Souchy diktatorische Exzesse, die das Terrorregime Hitlers ab 1933 dann auch tatsächlich praktizierte: Unterdrückung und Ausschaltung der Arbeiterbewegung samt deren sozialen und kulturellen Einrichtungen, Berufsverbote, Einführung einer nationalen Arbeitspflicht, Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, Zusammenfassung der Gewerkschafts- und Unternehmerorganisationen in einer Zwangsvereinigung, Aufhebung der Versammlungs-, Koalitions- und Pressefreiheit, Beginn der staatlichen Repression gegen jüdische Menschen usw. Da aber die antistaatliche Fraktion innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung infolge unzureichender Verankerung in den Betrieben über keine ausreichenden Möglichkeiten verfügte, mittels eines Generalstreiks den aufkommenden Nationalsozialismus abzuwehren, sei es, so Souchy, notwendig, daß *"ein Generalstreik in Deutschland von den großen Arbeiterorganisationen"* proklamiert werde: *"Das wäre die erste praktische Maßnahme, die gegen die faschistische Gefahr in Deutschland zu ergreifen wäre, ehe der Faschismus an der Macht ist, auf die dann andere Maßnahmen folgen müßten."*[23] In Anbetracht der Unwahrscheinlichkeit, die großen Arbeiterorganisationen SPD, KPD und ADGB für die Idee eines Generalstreiks zu gewinnen, forderte er die FAUD gleichzeitig dazu auf, sofort damit zu beginnen, konkrete Vorbereitungen für den Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme zu treffen. Hierdurch sollten die organisatorischen Zusammenhänge im Falle polizeilicher Auflösung erhalten bleiben, damit auch weiterhin für die Ziele des freiheitlichen Sozialismus und die Methoden der direkten Aktion geworben werden konnte.

Vor allem die 1922 begründete "Syndikalistisch-Anarchistische Jugend Deutschlands" (SAJD),[24] die, wenn auch eigenständig, als Jugendverband der FAUD galt, mit ihrer zwischen 1923 und 1931 erschienenen, u.a. von Georg Hepp redigierten Zeitschrift "Junge Anarchisten", engagierte sich frühzeitig gegen den zur Macht strebenden Nationalsozialismus. Doch weil sich sowohl die SAJD als auch die FAUD - nicht zuletzt aufgrund ihres organisatorischen Niedergangs Ende der zwanziger Jahre - ihre diesbezügliche Erfolglosigkeit eingestehen mußten, wurde innerhalb der

anarchosyndikalistischen Bewegung nach neuen, wirkungsvolleren Zusammenschlüssen und Aktionsformen gegen die NSDAP gesucht. So entstanden Ende 1929, neben und außerhalb der FAUD, als antifaschistische Kampforganisationen deutscher Anarchosyndikalisten, die "Schwarzen Scharen",[25] die sich uniformierten, teilweise bewaffneten und antifaschistische Aufklärung auch unter der Landbevölkerung im Sinne des Anarchosyndikalismus betrieben.[26] Freilich stießen die "Schwarzen Scharen", vor allem aufgrund ihres paramilitärischen Charakters, innerhalb der dem Antimilitarismus verpflichteten FAUD und SAJD, z.B. bei Georg Hepp und und Karl Gültig (Offenbach) auf deutliche Kritik,[27] woraufhin die FAUD in Berlin auf ihrer 12. Geschäftskommissionssitzung im Februar 1931 den Beschluß faßte, *"daß die 'Schwarzen Scharen' nur in Verbindung mit der FAUD und den Betrieben entstehen dürfen"*.[28] Die "Schwarzen Scharen", die insgesamt nie mehr als 250 Aktivisten umfaßten, und aus denen sich später Einzelne bei den "Deutschen Anarcho-Syndikalisten" (DAS) sowie während des spanischen Bürgerkrieges in der "Columna Durruti" wiederfanden,[29] bestanden zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme bereits nicht mehr und erlangten zudem - von lokalen Besonderheiten z.B. in Wuppertal abgesehen - kaum Bedeutung im antifaschistischen Lager.

Im Gegensatz zur Sozialdemokratie und den Kommunisten lehnten die Anarchosyndikalisten jegliche Bemühungen hinsichtlich einer Volksfront linker Organisationen unmißverständlich ab; vielmehr erstrebten sie eine Plattform aller Arbeiter gegen Faschismus und Nationalsozialismus.[30] Exemplarisch sei hier Gerhard Wartenberg, Schriftleiter der FAUD, erwähnt, der diese Zielsetzung 1932 in die pathetischen Worte kleidete: *"Deshalb voran zum entschiedenen und entschlossenen Kampf gegen die faschistische Mordpest! Fort mit den Parteien und Politikanten, die diese proletarische Kampfeseinheit von unten sabotieren! Diese Einheit aus den Massen selbst, in der Aktion, das ist der Anarchosyndikalismus!"*[31]

Neben der Propagierung eines Generalstreiks im Falle der nationalsozialistischen Machtübernahme kreisten die Diskussionen auf dem 19. und zugleich letzten Kongreß der FAUD auf Reichsebene im März 1932 in Erfurt,[32] an welchem auch Eduard Bischoff, Karl Schild, Friedrich Lösch und Georg Hepp als Delegierte teilnahmen,[33] u.a. auch um Boykottmaßnahmen gegen nationalsozialistische Unternehmer, *"um den Kampf nicht allein auf die faschistische Bewegung oder auf die faschistischen Betriebsorganisationen zu beschränken, sondern auch auf die faschistischen Elemente des Mittelstandes wirksam auszudehnen"*.[34] Weitere konkrete Vorbereitungen folgten: So plante man, die von den FAUD-Kongressen gewählte Geschäftskommission, gewissermaßen das - nicht weisungsbefugte - Repräsentationsorgan der FAUD, in Berlin offiziell aufzulösen und deren Aufgabenbereiche auf die FAUD-Mitglieder in Erfurt zu verteilen. Besprochen wurden desweiteren Fluchtwege aus Deutschland, illegale Grenzübertrittsmöglichkeiten, Geldsammlungen, ideelle und materielle Unterstützung der Angehörigen von Inhaftierten sowie der kontinuierliche Aufbau von Kommunikationsstrukturen.

VII.

Somit erwies sich die FAUD ab Ende Januar 1933 nicht gänzlich unvorbereitet. Gleichwohl stellte sich ihre organisatorische Instabilität (Mitgliederzahl 1932: 6.000 - 7.000)[35] als ein nicht zu überwindendes Hindernis heraus, um die 1932 in Erfurt getroffenen Absprachen tatsächlich realisieren zu können. Und dennoch bleibt die Feststellung gerechtfertigt, daß die FAUD nach 1933, wenn auch deutlich reduziert, handlungsfähig blieb, bis auch sie dann Mitte der dreißiger Jahre von der Dynamik des nationalsozialistischen Terrors überrollt wurde.[36] Um einem drohenden Verbot zuvorzukommen, löste sich die FAUD am 15. Februar 1933 eigenständig auf, wodurch es bis zur offiziellen Untersagung der Organisation am 5. März 1933 gelang, erhebliche Geld- und Sachwerte für die illegale Arbeit zu retten.
In Berlin allerdings traf die nationalsozialistische Repression die Anarchosyndikalisten bereits unmittelbar im Anschluß an den von dem niederländischen libertären Rätekommunisten Marinus van der Lubbe[37] am 27. Februar 1933 in Brand gesetzten Reichstag mit Vehemenz, nicht zuletzt auch deshalb, weil die dortige FAUD-Ortsgruppe in ihren Vorbereitungen auf die Illegalität zu nachlässig gehandelt hatte. Die Verhaftung der Berliner FAUD-Geschäftskommission, die Durchsuchung und Beschlagnahme der Bestände des anarchosyndikalistischen ASY-Verlages, der Gilde freiheitlicher Bücherfreunde sowie des Gesamtarchivs der IAA, deren Sitz sich bis 1933 in der Reichshauptstadt befand, geschahen bereits Anfang März 1933. Bezüglich der konfiszierten Adressenkarteien der Geschäftskommission, des ASY-Verlages, der Gemeinschaft proletarischer Freidenker sowie der Gilde freiheitlicher Bücherfreunde soll es gerade noch gelungen sein, eine Adressenliste mit rund siebenhundert Namen vor dem Zugriff der Gestapo zu retten.[38] Gerhard Wartenberg glückte es immerhin, die Geschäftskommission, wie 1932 auf dem 19. FAUD-Kongreß beschlossen, im Mai 1933 nach Erfurt zu verlegen. Von dort aus - ab Herbst 1933 aus Leipzig - bemühte man sich, Kontakte zu den noch bestehenden illegalen FAUD-Ortsgruppen in Deutschland zu knüpfen, was zunächst auch gelang.
Insgesamt lassen sich hinsichtlich des Widerstandes der FAUD in der Zeit von 1933 bis 1935/36 drei bedeutende Organisationsstrukturen benennen:[39] Erstens die illegale Geschäftskommission, die 1935, spätestens Anfang 1936 ihren Widerstand aufkündigen mußte; zweitens die Emigrantenvereinigung der FAUD in Amsterdam, wo auch zu Pfingsten 1934 die erste geheime Reichskonferenz der FAUD stattfand. Da die Niederlande für aus Deutschland flüchtende Anarchosyndikalisten oftmals die erste Station ihres Exils darstellten, begründete man dort als Anlaufstelle und Versorgungseinrichtung deutscher Flüchtlinge - das Gros ging schließlich nach Spanien, um sich in den dortigen sozialen Auseinandersetzungen zu engagieren - Ende 1933 zusammen mit dem "Internationalen Antimilitaristischen Büro" unter Albert de Jong die Auslandsvereinigung "Deutsche Anarcho-Syndikalisten" (DAS), zu deren Initiatoren der Darmstädter Gustav Doster sowie Fritz Schröder aus Kassel zählten. Und drittens schließlich die anarchosyndikalistischen Zusammenhänge in Deutschland

mit Hochburgen in Sachsen, Thüringen, Hamburg, Berlin, im Rheinland, im Rhein-Main-Gebiet sowie in Mannheim, Ludwigshafen und an der Ruhr.
Die ersten illegalen Strukturen in Südwestdeutschland, also im Rhein-Main-Gebiet (Frankfurt am Main, Offenbach/Main, Darmstadt, Wiesbaden) sowie in Ludwigshafen und Mannheim, neben Mitteldeutschland (Chemnitz, Dresden, Erfurt, Gotha, Leipzig, Plauen) und Westdeutschland (Aachen, Bochum, Dortmund, Düsseldorf, Duisburg, Hamborn, Köln, Krefeld, Mönchengladbach, Mülheim/Ruhr, Wattenscheid, Wuppertal) eines der drei regionalen Hauptzentren des organisierten Widerstandes der FAUD seit 1933,[40] konnten bereits nach den ersten Verhaftungswellen geknüpft werden. Zwischen Frühsommer und Herbst 1933 formierte sich aus den FAUD-Ortsgruppen in Darmstadt, Frankfurt am Main, Kassel, Ludwigshafen, Mannheim und Offenbach/Main ein einheitliches Kontaktnetz. Bereits seit dem 30. Januar 1933 befanden sich viele Anarchisten und Syndikalisten - soweit nicht vom Repressionsapparat der Nationalsozialisten erfaßt - im Widerstand.[41] So beteiligte sich die Mannheimer FAUD-Ortsgruppe, mit nunmehr dreißig bis fünfzig Mitgliedern die stärkste innerhalb der Provinzialarbeiterbörse (PAB) Südwestdeutschlands,[42] an einer Protestdemonstration unmittelbar im Anschluß an Hitlers Ernennung zum Reichskanzler und erklärte sich bereit, in einem antifaschistischen Bündnis aller antinazistisch Bewegten mitzuarbeiten. Zudem befürworteten die FAUD-Ortsgruppen in Mannheim und Offenbach/Main vorerst auch weiterhin den politischen Generalstreik.[43] Insgesamt hatte man sich innerhalb der Provinzialarbeiterbörse durch rechtzeitige Auflösung der Ortsgruppen und Treffpunkte, Beseitigung der Mitgliederkarteien sowie Aufteilung der Bücher und Geldmittel auf die weiterhin Aktiven sorgfältig auf die Illegalität vorbereitet.
Wie sah nun die personelle und organisatorische Situation der FAUD-Ortsgruppen in Südwestdeutschland zu Beginn des an der Macht befindlichen Nationalsozialismus aus? In Kassel, dessen FAUD-Ortsbörse noch etwa fünfzehn Personen umfaßte, gelang es frühzeitig, ein Fluchtnetz nach den Niederlanden zu spinnen.[44] Die Frankfurter Organisation der Anarchosyndikalisten bestand im wesentlichen - sieht man von Anni Zerr ab, die als Hausangestellte bei den de Jongs in den Niederlanden weilte[45] - noch aus vier Personen: Georg Hepp und Helmuth Moeßner, gegen die dann im August 1936 vor dem Volksgerichtshof in Darmstadt prozessiert wurde, sowie Max Guntermann und Christoph Kupfer, die beiden einzigen FAUD-Betriebsräte im Rhein-Main-Gebiet; beide gerieten ebenfalls in die großen Verhaftungswellen und wurden verurteilt. In Darmstadt, wo Gustav Doster bis zu seiner Verhaftung im März 1933 als Leiter des Rhein-Main-Bezirks der FAUD fungierte, und in Offenbach/Main fanden sich noch jeweils sechs Anarchosyndikalisten zum Widerstand bereit. In Ludwigshafen betrug die Zahl etwa fünfzehn bis zwanzig Personen.[46]
Diese Ortsgruppen agierten, nach dem Fünfergruppensystem gegliedert, völlig selbständig und eigenverantwortlich, standen aber nichtsdestotrotz in einem engen kommunikativen Austausch und stimmten illegale Aktivitäten untereinander ab. Während die Kasseler Anarchosyndikalisten noch Anfang März 1933 die Wochenschrift "Der Syndikalist" öffentlich verteilten, am 1. Mai des Jahres eine eigene

Zeitung, "Internationaler Sozialismus", verbreiteten,[47] bis Ende 1933 durch Willi Paul neben "Die Kommenden" einige Ausgaben der sechsseitigen hektographierten "Proletarischen Front" mit einer Auflage von ca. zweihundert Exemplaren auch in Thüringen und im Frankfurter Raum vor allem unter Erwerbslosen in Umlauf brachten und ihre illegalen Verbindungen nach Erfurt sowie zu Georg Hepp hielten, diente das Rhein-Main-Gebiet gewissermaßen als Drehscheibe der konspirativen Fühlungnahme zwischen den Niederlanden und Hessen. Dies hing wohl nicht zuletzt mit den engen persönlichen Verbindungen zwischen Anni Zerr und Georg Hepp zusammen, der zwischen 1933 und seiner Verhaftung im Jahre 1935 zu denjenigen Personen im Rhein-Main-Gebiet zählte, die häufige Reisekontakte nach Amsterdam und Kassel pflegten sowie insbesondere mit Gustav Doster, der nach seiner mit Hilfe illegaler FAUD-Gruppen organisierten Flucht aus dem Konzentrationslager Osthofen im November 1933 in Amsterdam lebte. Auf niederländischer Seite ist hier vor allem die bis heute den Traditionen des libertären Antimilitarismus verpflichtete Familie de Jong zu nennen, die, über Albert de Jong und das "Internationale Antimilitaristische Büro", als Ausgangspunkt illegaler, für Deutschland bestimmter, von der in Amsterdam tätigen FAUD-Auslandsleitung eingeschmuggelter Druckerzeugnisse diente.[48] Über diese geheimen Kontakte vermerkte Willi Paul von der FAUD Kassel in seinen autobiographischen Aufzeichnungen: *"Um eine positive Tätigkeit zu entfalten, mußten wir zum Ausland Verbindung aufnehmen. Genosse Fred Schröder war nach Holland geflüchtet* (im Juni 1933; S.W.) *und so nahm ich direkte Verbindung mit unserer holländischen Bruderorganisation auf, indem ich mich im August 1933 illegal nach Amsterdam begab... Wir organisierten an der holländischen Grenze Übergangsstellen und von diesem Zeitpunkt erhielten wir laufend illegal auf verschiedenen Wegen Aufklärungsschriften und Material und ebenso brachten wir Berichte ins Ausland."*[49] Zur Verteilung im Rhein-Main-Gebiet gelangte das illegale Schrifttum zuerst nach Offenbach: *"Die Weiterverteilung erfolgte so, daß Theo Müller aus Offenbach die illegalen Materialien in Bensheim* (an der Bergstraße; S.W.) *in Empfang nahm und dann in Darmstadt und Frankfurt an Mittelsmänner überreichte. Über Offenbach wurde die 'Internationale' dann zu den Gruppen in Mannheim und Ludwigshafen weitergeleitet, die selbst über keine direkte konspirative Verbindung nach den Niederlanden, wohl aber ins Saargebiet verfügten."*[50] Fahrradkuriere besorgten den regelmäßigen, erst infolge von Verhaftungen unterbrochenen Kontakt der Rhein-Main-Gruppen nach Wiesbaden, Mannheim, Ludwigshafen und Kassel.[51] Obgleich die sich im Widerstand befindlichen Anarchosyndikalisten nach 1933 - zumindest anfänglich - die föderalistische Betriebsarbeit weiterzuführen gedachten, verbreitete sich rasch die Einsicht, daß die Bedingungen hierfür seit der Machtübernahme Hitlers, nicht zuletzt aufgrund personeller Einschränkungen, sich gravierend verschlechtert hatten. Daher verlagerte sich das Hauptaugenmerk des illegalen Kampfes auf das Herstellen und Verteilen von Druckerzeugnissen, den Informationsaustausch und vor allem darauf, die persönlichen Zusammenhänge unter den Anarchosyndikalisten aufrechtzuerhalten. An illegalem Propagandamaterial, das zum Teil in verschweißten Konservenbehältnissen, von Rheinschiffern transportiert, nach

Deutschland eingeschmuggelt werden konnte, gelangten aus dem Ausland, von der bereits erwähnten, in Amsterdam wirkenden FAUD-Auslandsleitung, anarchosyndikalistische Zeitschriften unter Tarntiteln auch in das Rhein-Main-Gebiet, wobei als dortige Anlaufstelle ein Kiosk in Darmstadt fungierte:[52] "Die Internationale. Anarchosyndikalistisches Organ", herausgegeben vom Sekretariat der IAA[53] sowie die von einer der IAA nahestehenden "Gruppe sozialrevolutionärer Arbeiter" zusammengestellte "Direkte Aktion" (1933/34). Die Ausgabe 2 der "Internationale" beispielsweise vermittelte konkrete Hinweise auf mögliche Widerstandsaktivitäten:

"Was der revolutionäre Arbeiter unterläßt -

Er hofft nicht auf die Reaktion und den Krieg, er träumt nicht von der Revolution ohne Risiko, er lebt nicht von Phrasen. Er tritt niemals freiwillig in eine Nazi-Organisation ein. Er gibt keinen Pfennig für den Bettelsozialismus der Nazisammlungen. Er grüßt nicht die Mörderfahne des nationalsozialistischen Regimes. Er trägt keine nationalsozialistischen und patriotischen Abzeichen. Er grüßt nicht mit Spalier bei Nazi-Aufmärschen. Er läßt sich nicht antreiben im Betrieb. Er schickt seine Kinder nicht in die nationalsozialistischen Jugendorganisationen. Er läßt seine Kinder nicht taufen und konfirmieren. Er tritt nicht wieder in die Kirche ein, wenn er einmal ausgetreten ist. Er abonniert keine Nazi-Zeitungen. Er übt keine nur negative Kritik an der Gestaltung der illegalen Arbeit.

Und was er tut!

Er organisiert sich illegal und zahlt pünktlich seine Beiträge. Er sagt bei jeder Gelegenheit: Der Nationalsozialismus ist Deutschlands Unglück. Er verbreitet die Erkenntnis 'Die Befreiung der Arbeiterschaft kann nur das Werk der Arbeiter selbst sein'. Er liest aufmerksam seine illegale Zeitung, deren Inhalt er mündlich verbreitet und gibt sie weiter. Er kümmert sich um die Angelegenheiten seines Betriebes und seines Industriezweiges und bildet sich volkswirtschaftlich, um einmal in der Lage zu sein, an der Übernahme des Betriebes durch die Arbeiter und an der sozialistischen Reorganisation der Güterverteilung aktiv teilnehmen zu können. Er kämpft für die Sachen aller Arbeitenden und ohne für sich selbst Sonderrechte oder Dank zu verlangen. Er übt Solidarität und gegenseitige Hilfe und denkt zuletzt an sich, er ist bestrebt, ein Mensch zu sein."[54]

Als sich dann aber das Einschmuggeln illegalen Materials aus dem Ausland als zu gefährlich gestaltete - Anfang 1935 wurden die bis dahin aus Amsterdam kommenden Zeitungslieferungen endgültig eingestellt[55] -, begann man in Deutschland wieder mit der Herstellung eigener Schriften: So ab Sommer 1934 in Ludwigshafen/Mannheim vor allem für Südwestdeutschland mit der Herstellung und Verteilung des hektographierten Monatsblattes "Fanal. Revolutionäre Sozialistische Monats-Blätter" sowie des ein- oder zweimal erschienenen "Hessischen Landboten", in welchem unter dem

Motto Georg Büchners *"Friede den Hütten - Krieg den Palästen"* antifaschistische Texte zum Abdruck gelangten. An dieser Arbeit nahmen mit Friedrich Lösch, Eduard Bischoff, Karl Schild und Georg Hepp vier während des Volksgerichtshofprozesses in Darmstadt im Sommer 1936 verurteilte Anarchosyndikalisten teil. Hinzu kamen die in Leipzig, Sachsen und Thüringen photomechanisch produzierte "Soziale Revolution" sowie die in Süddeutschland, im Rheinland und an der Saar verteilte, ebenfalls den Raum Südwestdeutschlands erreichende "Direkte Aktion". Für die photographisch hergestellten Zeitungen gelangten die Filmnegative unentwickelt an die verschiedenen, die Abzüge in Umlauf setzenden Verteilerkontakte in Deutschland: *"Jeder einzelne Abzug wandert natürlich durch viele Hände. Öffnet die Polizei einen Brief mit einem solchen Negativ, so wird dasselbe belichtet, und es ist nicht mehr festzustellen, was darauf war..."*[56]
Neben den Zeitungen konnten auch andere Propagandaschriften in Umlauf gesetzt werden, etwa das "Braunbuch", welches sich mit dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 beschäftigte sowie eine Broschüre mit dem Tarntitel "Eßt deutsche Früchte und ihr bleibt gesund", die eine leicht verständliche Darstellung der gesellschaftlichen Zielsetzungen des Anarchosyndikalismus enthielt und dies mit einer Aufforderung zum Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur verband:

"Wir Anarchosyndikalisten fordern: ...Radikale Abschaffung des Militarismus, weil der Militarismus nicht dem Leben dient, sondern dem Tode, weil der Militarismus den Menschen nicht adelt, sondern verdirbt, weil der Militarismus die Jugend nicht zu Menschen erzieht, sondern zu Sklaven macht, weil der Militarismus die Menschlichkeit mit Untergang bedroht.

Ordnung	*Wohlstand*
Frieden	*Freiheit*
Gleichheit	*Brüderlichkeit*

Sind wir daher Verbrecher? Hat man das Recht, uns aus den Betrieben zu stoßen? Ins Gefängnis, Zuchthaus und Konzentrationslager zu sperren, daß man uns martert und unser Blut auf dem Schafott verspritzt."[57]

Überblickt man diese Aktivitäten der Anarchosyndikalisten in Südwestdeutschland, so kann das Jahr 1934 als der Zeitpunkt des regsamsten Widerstandes in dieser Region betrachtet werden.[58] Der informelle Zusammenhalt der sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Südwestdeutschland etablierenden Widerstandsstrukturen des Anarchosyndikalismus ergab sich primär über unregelmäßig abgehaltene, konspirative Begegnungen, die aus Gründen der besseren Geheimhaltung außerhalb von Städten, im zentral gelegenen Odenwald stattfanden.[59] Vorbereitet von Friedrich Lösch, vor 1933 Ludwigshafener FAUD-Vorsitzender, fand erstmals am 25. Juni 1933 eine überregionale Zusammenkunft mit - aus Sicherheitsgründen - maximal sechs Delegierten aus Ludwigshafen, Mannheim, Offenbach/Main und Frankfurt am Main in Wimpfen an der Bergstraße statt, nachdem bereits Ende Mai/Anfang Juni dieses Jahres ein Treffen anarchosyndikalistischer Gruppen des Rhein-Main-Gebie-

tes abgehalten werden konnte und die Frankfurter Ortsgruppe der FAUD sich im Frühjahr 1933, nachdem aus Erfurt kein Schriftenmaterial mehr eintraf, im Messeler Park versammelt und dabei sowohl eine Erneuerung der anarchosyndikalistischen Organisationsstrukturen im Rhein-Main-Gebiet als auch die Fertigstellung eigener illegaler Druckschriften debattiert hatte.[60]

Auf dieser ersten überregionalen Versammlung hessischer und württembergischer FAUD-Ortsgruppen seit der nationalsozialistischen Machtübernahme debattierte man *"über die Möglichkeiten der Herstellung eines organisatorischen Zusammenhalts, gab der Meinung Ausdruck, es müsse ein Mitteilungsblatt hergestellt werden, und einigte sich schließlich dahin, die Ortsgruppen durch Kuriere von jeweiligen neuen Verhaftungen im Gesamtbereich fortlaufend zu unterrichten und zur Unterstützung der Häftlinge und ihrer Angehörigen innerhalb der Ortsgruppen Gelder zu sammeln, die auf demselben Weg weitergeleitet werden sollten".*[61]
Bereits einen Monat später, am 30. Juni des Jahres, erfolgte eine erneute Kontaktaufnahme bei Eberbach. Ohne allerdings aufgrund geringer Beteiligung über konkrete Maßnahmen beschließen zu können, einigten sich die Anwesenden darauf, diese Besprechung in einem größeren Rahmen zu wiederholen, wozu es dann allerdings doch nicht kam, so daß das Treffen am Auersbacher Schloß im Herbst 1933 lediglich von Delegierten aus dem Rhein-Main-Gebiet frequentiert wurde. Noch immer standen eine effektivere Organisationsstruktur sowie das Bestreben auf der Tagesordnung, mit eigenen Mitteln illegales Schrifttum zur Verbreitung der anarchosyndikalistischen Weltanschauung herzustellen und zu diesem Zweck geeignetes Material aus dem Ausland einzuführen und innerhalb der FAUD-Vereinigungen abzusetzen. Nachdem die Diskussionen darüber in den einzelnen Ortsgruppen stattgefunden hatten, konnte im Spätherbst 1933 auf der nachfolgenden Zusammenkunft im Hochstätter Tal allerdings noch immer kein endgültiger Beschluß gefaßt werden. Konsens erzielten die Anwesenden lediglich darin, *"die Herstellung und Einfuhr illegaler Schriften noch einmal bis zum Frühjahr 1934 zurückzustellen und die endgültige Regelung dieser Angelegenheit einer neuen Zusammenkunft vorzubehalten. Zur Vorbereitung dieser Besprechung sollten sich die Beteiligten mittlerweile nach Kräften bemühen, den Kreis der alten Mitglieder und Sympathisierenden wieder zu sammeln, damit die Belieferung mit illegalem Material im geeigneten Zeitpunkt unverzüglich einsetzen könne".*[62] Nach vergeblichen Bemühungen, das Nachfolgetreffen im März 1934 bei Wimpfen abzuhalten, fanden sich Delegierte aus dem Rhein-Main-Gebiet sowie Mannheim und Ludwigshafen nach Ostern 1934 bei Zwingenberg ein. Endgültig kam man dabei überein, eine eigene Zeitschrift namens "Fanal"[63] zu produzieren und im Bereich der Provinzialarbeiterbörse Südwest unter den Mitgliedern der anarchosyndikalistischen Bewegung und darüber hinaus auch unter Sympathisanten in Umlauf zu setzen - allerdings lediglich behelfsmäßig und nur solange die illegale Einschleusung ausreichender Literatur nicht sichergestellt war - , was dann auch ab Sommer 1934 in einer Auflage von jeweils fünfzig Exemplaren pro Ausgabe und auf dem gleichen Weg erfolgte wie die Verteilung der ab August

1934 eingeführten "Internationale".[64] Die Zusammenkunft bei Zwingenberg stellte zugleich auch das letzte überregionale hessisch-württembergische Delegiertentreffen anarchosyndikalistischer Gruppen aus dem Rhein-Main-Gebiet sowie Ludwigshafens und Mannheims dar.

VIII.

Sämtliche Zusammenkünfte zwischen Frühsommer 1933 und Ostern 1934 dienten dem 2. Senat des Volksgerichtshofs in Darmstadt während des Prozesses gegen Friedrich Lösch, Eduard Bischoff, Karl Schild, Theo(dor) Müller, Anni Zerr, Georg Hepp und Helmuth Moeßner vom 26. bis 28. August 1936 als einer der beiden Hauptanklagepunkte. So konnte den einzelnen Angeklagten folgende Beteiligung an den diesbezüglichen Tatvorgängen nachgewiesen werden:

- **Friedrich Lösch**:[65] Seit 1921 der anarchosyndikalistischen Bewegung in Ludwigshafen angehörend, bekleidete er dort die Funktionen eines FAUD-Kassierers bzw. -Ortsvorsitzenden. Vom Zeitpunkt der Machtübernahme der Nationalsozialisten an engagierte er sich - 1933/34 arbeitslos - beim Aufbau illegaler Kommunikations- und Organisationsstrukturen im Rhein-Main-Gebiet und in Mannheim/Ludwigshafen. Hierzu initiierte er die oben beschriebenen Tagungen in den Jahren 1933/34 und befürwortete stets die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift. Friedrich Lösch beteiligte sich an der Herstellung der "Fanal" in herausragender Weise und verteilte von deren ersten beiden Ausgaben annähernd die Hälfte. Darüberhinaus stellte er, vermittelt über Gustav Doster, Anfang 1934 zur Einführung illegaler Schriften Kontakte ins Saarland her und schmuggelte schließlich im August 1934 zwanzig Exemplare der zuvor aus den Niederlanden in das Saarland eingeführten[66] ersten Nummer der "Internationale", getarnt unter der Bezeichnung "Deutschtum im Ausland. Blätter zur Pflege deutscher Art. Herausgegeben vom Verband deutscher Schulen im Ausland", nach Deutschland. Unverzüglich unterrichtete er davon die beiden Mannheimer Eduard Bischoff und Karl Schild. Letzterer übernahm den Kurierdienst zur Verteilung der Zeitungen. Ähnlich verfuhr man auch im Oktober 1934 anläßlich des Erscheinens der zweiten Ausgabe der "Internationale", die erneut mit etwa zwanzig Exemplaren in Frankfurt am Main, Offenbach/Main, Ludwigshafen und Mannheim ihre Leserschaft fand. Ebenfalls in der Verantwortung von Friedrich Lösch lag die sogenannte Fürsorgetätigkeit, das heißt die Sammlung und Vergabe finanzieller Mittel an die Angehörigen inhaftierter Anarchosyndikalisten.
- **Karl Schild**:[67] Seit 1924 bis Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) Mannheim, danach in der dortigen FAUD organisiert; seit 1930 arbeitslos, 1933 in 'Schutzhaft' und am 9. Januar 1935 erneut verhaftet. Gerichtlich nachgewiesen werden konnte ihm die Teilnahme an den konspirativen Zusammenkünften im Frühjahr 1933 an der Bergstraße, in Wimpfen am 25. Juni 1933, am Auersbacher Schloß im Herbst 1933 sowie bei Zwingenberg zu Ostern 1934. Daneben übernahm er den Hauptanteil der in seiner Wohnung realisierten technischen Produktion der

"Fanal", zeichnete den Schriftkopf und schrieb die Wachsmatritzen für die Texte. Desweiteren betätigte er sich als Verteiler illegaler, für die Ortsgruppen Frankfurt am Main, Offenbach/Main und Darmstadt vorgesehener Druckschriften. Zusammen mit Friedrich Lösch und Eduard Bischoff verantwortete er die Abfassung der neunzehn "Revolutionären Kriegsartikel", die in der ersten Nummer der "Fanal" abgedruckt wurden. Von beiden Ausgaben der "Fanal" überbrachte Karl Schild jeweils etwa zwanzig Exemplare an den als Gegenkurier fungierenden Offenbacher Theo Müller, der ihm die Verkaufseinnahmen übergab, die wiederum Friedrich Lösch zuflossen. Über denselben Verteilerkreis Lösch - Schild - Müller gelangte auch die "Internationale" an die entsprechenden Ortsgruppen.

- **Eduard Bischoff**:[68] Betätigte sich seit 1923 in der anarchosyndikalistischen Bewegung Mannheims und hielt dort wiederholt Referate über kulturelle, wirtschaftspolitische und gewerkschaftliche Themen. Ab 1929 arbeitslos, engagierte auch er sich nach 1933 gegen das nationalsozialistische Regime und nahm hierzu an dem überregionalen Koordinationstreffen nach Ostern 1934 bei Zwingenberg teil, auf welchem die Herausgabe der "Fanal" endgültig beschlossen werden konnte. Neben seiner Mitautorschaft an dieser Zeitschrift, stellte er seine Schreibmaschine zur Anfertigung der Matrizen und einen Abziehapparat zur Vervielfältigung zur Verfügung und übernahm darüberhinaus die Verteilung einiger Exemplare jeder Ausgabe der "Fanal".

- **Theo(dor) Müller**:[69] 1933/34 arbeitslos, gehörte er seit 1929 der anarchosyndikalistischen Bewegung in Offenbach/Main an. Während einer Zusammenkunft im rheinhessischen Alzey traf er mit Georg Hepp zusammen, *"mit dem er in der Folgezeit nähere Beziehungen unterhielt"*.[70] Theo Müller beteiligte sich an den Treffen im Juni/Juli 1933 an der Bergstraße, im Spätherbst 1933 im Hochstätter Tal und nach Ostern 1934 bei Zwingenberg. Er verantwortete die Versorgung der Städte Offenbach/Main, Frankfurt am Main und Darmstadt mit Druckschriften. In Offenbach/Main wirkte er darüberhinaus mit Georg Usinger und Karl Gültig zusammen.[71]

- **Georg Hepp**:[72] Seit 1926 Anarchosyndikalist in Frankfurt am Main, sowohl in der SAJD - dort als Leiter des Bildungsressorts wirkend - als auch in der FAUD. Zwischen 1931 und 1934 arbeitslos, fand er am 1. November 1934, unmittelbar vor seiner Verhaftung, eine Anstellung bei den Bayerischen Motorenwerken in Eisenach. Unter den Anarchosyndikalisten des Rhein-Main-Gebiets galt er als der *"Intellektuellste"*.[73] Der 2. Senat des Volksgerichtshofs in Darmstadt erblickte in ihm neben Friedrich Lösch einen der Hauptaktivisten des anarchosyndikalistischen Widerstandes in Südwestdeutschland. Als *"treibende Kraft in den Ortsgruppen Frankfurt am Main, Offenbach und Darmstadt"* trat er *"von Anfang an für die Wiederaufrichtung der aufgelösten anarchosyndikalistischen Bezirksorganisation im Rhein-Main-Gebiet ein"*.[74] Hierzu nahm er an sämtlichen Treffen der Jahre 1933/34 im Odenwald teil. Für die zweite Ausgabe der "Fanal" schrieb Georg Hepp einen Artikel, in welchem er sich mit den *"allgemeinen Entwicklungstendenzen des Faschismus"*[75] auseinandersetzte. Diesen Aufsatz übergab er Karl Schild während der Zwingenberger Tagung nach Ostern 1934. Darüberhinaus gehörte er auch zu demjenigen Personenkreis im

Rhein-Main-Gebiet, der sich an der Verbreitung der "Fanal" und der "Internationale" beteiligte - insbesondere in Frankfurt am Main, wo er Max Guntermann, der während des Gerichtsverfahrens 1936 als Zeuge fungierte, und den Mitangeklagten Helmuth Moeßner belieferte. Parallel dazu nahm Georg Hepp während einer Reise in die Niederlande im Februar 1934, bei der er seine Lebensgefährtin Anni Zerr besuchte, Verbindung zur Amsterdamer Emigrantenstelle um Gustav Doster auf, dem er über den Stand der illegalen anarchosyndikalistischen Widerstandsaktivitäten im Rhein-Main-Gebiet berichtete und sich dabei gleichzeitig über die Situation der anarchosyndikalistischen Bewegung in den Niederlanden informierte, mit der Absicht, die politische Kooperation zu verbessern.[76]
- **Anni Zerr**:[77] Gehörte seit 1927 der SAJD und der FAUD an und wirkte nach 1933 an den illegalen Kontakten zwischen der Amsterdamer Emigrantenvereinigung um Gustav Doster und Georg Hepp mit.
- **Helmuth Moeßner**:[78] Zählte seit 1926/27 zur Frankfurter anarchosyndikalistischen Bewegung; bis 1929 in der SAJD und seit Pfingsten 1929 in der dortigen FAUD-Ortsgruppe, wo er als Kassierer bzw. Vorsitzender tätig war.

IX.

Neben der Aufdeckung der illegalen Treffen im Odenwald in den Jahren 1933/34 nahm als zweiter Hauptanklagepunkt des Justizverfahrens gegen die sieben Angeklagten vom August 1936 die detaillierte Auswertung der anarchosyndikalistischen Druckerzeugnisse "Fanal" und "Die Internationale" den breitesten Raum ein. Zunächst beschäftigte sich das Gericht mit der "Fanal. Revolutionäre-sozialistische Monats-Blätter", benannt nach der von Erich Mühsam (1878 - 1934) herausgegebenen gleichnamigen Zeitschrift der Weimarer Zeit. Neben dem Vortragsredner Berthold Cahn gehörte Mühsam zu den bekanntesten deutschen Anarchisten, die dem Terror der Nationalsozialisten zum Opfer fielen. In Erinnerung an seine Ermordung am 9./10. Juli 1934 im KZ Oranienburg würdigte die erste Ausgabe der illegalen "Fanal" vom Sommer 1934 auf ihrer Titelseite in einem Nachruf den libertären Schriftsteller und Märtyrer der anarchistischen Bewegung: *"Einer unserer Besten ist also nicht mehr. Das klassenbewußte, revolutionäre Proletariat verliert mit Erich Mühsam einen Führer, der sein ganzes Denken und Fühlen, ja sein Leben der proletarischen Klasse geopfert hat. In Wort und Schrift, mit seiner scharfen Zunge und seiner noch schärferen Feder, hat er in unzähligen Versammlungen und Schriften das Proletariat immer wieder aufgerüttelt; war er ein ewiger Rebell gegen den Staat und den Kapitalismus. Er, der Apothekersohn, war nicht nur ein Theoretiker, der seinen Kampf aus der Redaktionsstube führte, sondern ein echter Sohn des Volkes, der sich im Kampf auch an die Spitze stellte. Er war auch keiner von denjenigen Intellektuellen, die über dem Proletariat stehend, nur mit dem Kopf das Proletariat führend, sich anmaßten die 'einzigen' Führer zu sein und sich in Wirklichkeit für alle*

Arbeit bezahlen ließen oder berühmt sein wollten. Dem Proletariat gehörte das Herz E. Mühsams."[79] Ein Mann *"mit solchen Tugenden"* habe nie ein *"Parteimensch"*, nur Anarchist sein können. Der deutschen Arbeiterbewegung vor allem durch seine Teilnahme an der bayerischen Revolution und an der ersten, anarchistischen Münchener Räterepublik Anfang April 1919 bekannt geworden, prägte er die Losung *"Alle Macht den Räten, keine Macht über den Räten"* und mußte für seine politische Überzeugung wiederholt Gefängnisstrafen auf sich nehmen. Der Nachruf schloß mit den Worten: *"Wir, die wir den Ideen Erich Mühsams anhängen, aber schwören, weiter zu kämpfen, bis die Bestie Kapitalismus niedergerungen und der Moloch Staat zertrümmert ist."*[80]

Der zweite Artikel in der "Fanal" befaßte sich unter dem Titel *"Ein Reichstagsbrandstifter meldet sich - SA-Mann Kruse Nr. 134522 vom Stabe Röhm schreibt aus der Schweiz an den Reichspräsidenten"* mit dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933. Mit dem sogenannten "Kruse-Brief" sollte die Alleinverantwortung der Nationalsozialisten am Reichstagsbrand belegt werden. Auch die Anarchosyndikalisten kolportierten damals die von der politischen Linken vertretene Behauptung einer nationalsozialistischen Verantwortung für den Reichstagsbrand und glaubten sich durch die Ereignisse vom 30. Juni 1934, dem sogenannten Röhm-Putsch, sogar noch darin bestätigt, *"daß das deutsche Volk von mörderischen Landsknechten überrumpelt worden"* sei.[81] Heute ist zweifelsfrei erwiesen, daß der Reichstagsbrand weder von den Nationalsozialisten, obgleich diese daraus ihren politischen Nutzen zogen, indem sie sich die Legitimation für die Abschaffung der Grundrechte der Weimarer Verfassung schufen und zu einer umfassenden Verhaftungswelle gegen die Arbeiterbewegung ausholten, noch von den Kommunisten initiiert wurde. Diese Tat stellte das Werk eines einzelnen Menschen dar, des niederländischen libertären Rätekommunisten Marinus van der Lubbe.[82]

Der dritte Beitrag der ersten Ausgabe der "Fanal", den das Gericht vollständig dokumentierte, beinhaltete die neunzehn, einer alten revolutionären Zeitschrift aus dem Jahre 1835 entnommenen *"Revolutionären Kriegsartikel"*, die Eduard Bischoff, Karl Schild und Friedrich Lösch für ihre Zwecke entsprechend umformuliert hatten:[83]

"§1. Du bist Soldat der Revolution.
§ 2. Im Kampf mit der Reaktion kannst Du kein(en) Pardon erwarten.
§ 3. Der Kampf ist unerbittlich und hart. Du mußt dafür allein die Verantwortung tragen.
§ 4. Die vornehmen Tugenden der revolutionären Soldaten sind: höchste Opferbereitschaft und Mut.
§ 5. Die Kampfwaffen sind das gesprochene und geschriebene Wort.
§ 6. Agitation, wo Du gehst und stehst.
§ 7. Vertreibe das 'Fanal' daher nur an 100% Genossen.
§ 8. Aber sei vorsichtig und bedenke, daß Du Deinen Kameraden gegenüber für unbedingte Sicherheit haftest.
§ 9. Gebe das 'Fanal' daher nur Deinen Klassengenossen.

§ 10. Unregelmäßigkeiten beim Verteilen und dem Vertrieb des 'Fanal' zieht unnachsichtliche Einstellung der Belieferung nach sich.

§ 11. Im revolutionären Klassenkampf gibt es keine 100% Sicherheit. Wo gehobelt wird, da fallen auch Späne.

§ 12. Wenn Du daher glaubst, den Aufgaben des revolutionären Klassenkampfes nicht gewachsen zu sein, so lasse Deine Finger davon. Ehrliche Feigheit ist uns lieber als mitmachen, um 'auch' dabei zu sein.

§ 13. Bei Haussuchungen und Vorführungen durch die politische Polizei verliere nie die Nerven. Laß Dich nicht gleich ins Bockshorn jagen. Die Polizei weiß in den seltensten Fällen etwas richtiges und will Dich nur aushorchen.

§ 14. Sei bei Verhören kühl und ruhig und vor allen Dingen sei sparsam mit Worten.

§ 15. Belaste keinen Kameraden.

§ 16. Gib erst dann etwas zu, wenn Du auch wirklich überführt bist.

§ 17. Solltest Du einmal auf der Straße von der politischen Polizei gestellt werden, dann sage den Kriminalbeamten, daß Du gerade dabei bist, das 'Fanal' auf die Polizei zu bringen.

§ 18. Verachte den Staatsbüttel und versage ihm seine Autorität.

§ 19. In allen Situationen zeige, daß Du ein echter revolutionärer Soldat bist. Vertraue und bringe den glühenden Optimismus an den Sieg unserer Sache auf, für den schon mancher unserer Kameraden gefallen ist."

Neben der "Fanal" zitierte der 2. Senat des Volksgerichtshofes in Darmstadt noch eingehender aus den beiden vorliegenden illegalen Ausgaben der "Internationale", nicht zuletzt vor allem auch deshalb, weil ein Reichsgerichtsurteil bereits einige Monate vor der nationalsozialistischen Machtübernahme, am 18. Oktober 1932, diese Zeitschrift auf den Verbotsindex gesetzt hatte und man hierüber die besondere Gefährlichkeit der anarchistischen bzw. anarchosyndikalistischen Bewegung noch zu untermauern trachtete.

In der ersten Ausgabe der nach dem Verbot als "Neue Folge" untertitelten "Internationale"[84] fand sich neben einem die Entstehung und Zielsetzung der Zeitschrift beschreibenden Aufruf *"An die deutschen Arbeiter und Intellektuellen"* eine Kritik an den Parteien des autoritären Sozialismus, denen aufgrund ihres Kampfes um die Eroberung der Staatsmacht ein hohes Maß politischer Verantwortung hinsichtlich des nationalsozialistischen Machteroberungsprozesses zugesprochen wurde. Daran schloß sich ein Credo für den Anarchismus an, dessen freiheitliche und humanistische Ideale der deutschen Arbeiterbewegung als *"neuer Weg"* zum Sozialismus anempfohlen wurden. Dazu hieß es:

"Die soziale Revolution besteht... darin, daß das arbeitende Volk seine Geschicke in die eigenen Hände nimmt. Eine sozialistische Gesellschaft ist gekennzeichnet durch die Herstellung der direkten Beziehung zwischen Produzenten und Verbrauchern, die durch deren eigene und autonome Organisationen allein bewerkstelligt werden. Sie können ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn sie vollständig unabhängig sind von den po-

litischen Parteien und vom Staate. Ihre Organisationsform ist föderalistisch und freiheitlich. In den Räten sind Staat und Partei überwunden.
Zentralistische Organisationen gewerkschaftlicher Natur und politische Parteien sind dem Befreiungskampf nur hinderlich. Sie hemmen die Initiative der Massen und lenken von der Idee der aktiven Selbst-Befreiung ab. Damit dienen sie der Reaktion statt der Revolution. Nicht politisches Vertretersystem, sondern permanente direkte Aktion auf allen Gebieten des sozialen und kulturellen Lebens ist die natürliche Methode der revolutionären Bewegung.
Wir bieten der deutschen Arbeiterschaft keine Patentlösung und wollen ihr keine starre und unabänderliche Lösungsformel aufdrängen. Es handelt sich vor allem und immer wieder um den Hinweis auf die Wichtigkeit des freiheitlichen Prinzips und der direkten Aktion, die in tausend neuen Formen ihren Ausdruck finden können. Es geht heute um die sozialistische Idee und ihre Verwirklichung. Der Arbeiterklasse in ihrem Kampfe für die freiheitliche und befreiende soziale Revolution zu dienen, setzt sich die 'Internationale' zur Aufgabe.

Nieder mit der Nationalsozialistischen Schreckensherrschaft!
Für die soziale Revolution!
Für den freiheitlichen Sozialismus!
Für das freie Räte-Deutschland!"[85]

Desweiteren gelangte ein längerer Aufsatz Rudolf Rockers mit dem Titel *"Der Weg ins Dritte Reich"* zum Abdruck. Darin setzte sich Rocker kritisch mit der Politik der deutschen Sozialdemokratie während der Novemberrevolution 1918/19 auseinander, wobei er ihr jegliche revolutionär-sozialistische Ausrichtung absprach und ihr gleichzeitig eine indirekte Verantwortung am Aufkommen des Nationalsozialismus zuschrieb: *"Hätten die Führer der numerisch so stark organisierten sozialistischen Arbeiterbewegung, als sie die Macht dazu hatten, dem preußischen Junkertum und den deutschen Fürsten gegenüber auch nur den hundersten Teil der Gründlichkeit bewiesen, welche der siegreiche Faschismus heute ihnen und dem Vermögen der deutschen Arbeiterschaft gegenüber an den Tag legt, so wäre Deutschland und der übrigen Welt die schmähliche Episode des Dritten Reiches erspart geblieben."*[86]
Neben Rudolf Rocker war auch Helmut Rüdiger, ebenfalls ein führender Anarchosyndikalist innerhalb der FAUD, Autor eines Beitrages (*"Unser Weg"*), in welchem als gesellschaftliche Alternative zur Sozialdemokratie und der Kommunistischen Partei nochmals der Anarchosyndikalismus mit seinem Ziel einer Förderung des Prozesses der Bewußtseinsentwicklung aller Werktätigen durch die organisierte direkte Aktion hervorgehoben wurde. Der erstrebte Massenwiderstand gegen das nationalsozialistische Regime solle, so Rüdiger, mit den Mitteln der Gehorsamsverweigerung der zur Zwangsarbeit abgestellten Unterstützungsempfänger und Jugendlichen, des Kampfes um würdige Arbeitsbedingungen und höhere Löhne sowie durch kollektive Propaganda vor allem in den Betrieben erreicht werden. Aktiven und passiven Widerstand in sämtlichen Bereichen gesellschaftlichen Lebens bezeichnete Rüdiger als Grundlage, um die Selbstzersetzung des Nationalsozialismus zu befördern: *"Der*

Kampf muß sich mit der Zeit immer planmäßiger gestalten. Durch aufeinander angewiesene Arbeitsprozesse zusammengehörige Betriebe, Dorfgruppen, Transport- und Handelsarbeiter, Hausgemeinschaften, Häuserblöcke müssen einen engen Kontakt unter sich herstellen und sich laufend über Aktionen verständigen."[87] Diese Aktionsformen sollten den Beginn einer neuen Selbstorganisation der Menschen *"auf der Grundlage ökonomischer Funktionen des Wirtschaftslebens und nach kulturellen Gesichtspunkten"* bilden, aus denen sich, gewissermaßen als revolutionäre Basiseinheiten, *"der Betrieb, die alle umschließende industrielle oder kulturelle Organisation (z.B. Elternvereinigung), die Föderation der Landarbeiter, die nach Gemeinden organisierten Kleinbauern, die Hausgemeinschaft, Stadtviertelorganisation und revolutionäre Kommune"* entwickeln können.[88] Auch wenn für einen revolutionären Prozeß keine allgemeingültigen Rezepte angegeben werden könnten, so bestünde eine programmatische *"Generallinie"* darin, wesentliche Schritte bereits im voraus festzulegen: Auflösung der Armee, Polizei und politischen Wehrverbände, Bewaffnung der Arbeiterschaft, Organisierung eines bewaffneten Selbstschutzes seitens der Kommune, der Betriebsorganisation und im Wohnviertel, vorläufige Inhaftierung aller enteigneten Kapitalisten sowie der Nutznießer des überwundenen Systems und deren Eingliederung in die neue Gesellschaftsstruktur, Betriebsübernahmen durch die Arbeiter, Reorganisation der Güterverteilung durch die auf dem Zusammenschluß der sich selbst verwaltenden Bewohnergruppierungen basierenden Kommunen, Parzellierung landwirtschaftlicher Großbetriebe, Assoziierung der Klein- und Mittelbauern zu gemeinschaftlicher Kollektivwirtschaft unter Aufhebung des kommerziellen Charakters der Einzelwirtschaft, Strukturierung der Arbeiter- und Gemeindeorganisationen nach dem Delegationsprinzip permanent tagender und beschließender Versammlungen, industrielle, kommunale und allgemeine Rätekongresse, die die Möglichkeiten der Produktion mit den Notwendigkeiten der Konsumtion vereinbaren und gleichzeitig die Neubildung der provisorisch vom Kapitalismus übernommenen wirtschaftlichen Gliederungen durchführen und schließlich Aufbau einer freiwilligen Miliz zur sozialen Verteidigung, die den Wohnvierteln und Betrieben direkt untergeordnet werden, allerdings nicht aus dem Produktionsprozeß ausscheiden sollte.

Ein weiterer, zweiseitiger Artikel (*"Sozialistisches Beginnen"*), eine theoretische Abhandlung über Anarchismus, erinnerte an den am 2. Mai 1919 im Verlauf der Niederschlagung der bayerischen Räterepublik ermordeten libertären Kulturphilosophen und Schriftsteller Gustav Landauer.[89] Es folgte ein weiterer, dem Andenken Erich Mühsams gewidmeter Aufsatz Helmut Rüdigers, in welchem dessen Bedeutung als Politiker und Literat für die anarchistische Bewegung in Deutschland gewürdigt wurde. Hieran schloß sich ein flammender Appell des Sekretariats der IAA, *"Mühsam ermordet"*, an, der der anarchistischen Bewegung Mut zusprach und sie, im Bunde mit der gesamten deutschen Arbeiterschaft aufforderte, im Widerstand gegen den Nationalsozialismus nicht zu verzagen: *"Genossen in Deutschland und der ganzen Welt! Vergeßt es nicht, wie der Faschismus einen Freiheitskämpfer wie Erich Mühsam, einen wehrlosen Gefangenen zu Tode gemartert hat! Es ist genug gemordet! Die Stunde der Sühne naht. Ruft dem Faschismus ein Halt zu! Organisiert den*

Widerstand zum Sturz der Diktatur! Arbeiter aller Länder! Auf zum Kampf in der ganzen Welt gegen den weißen Terror, gegen den faschistischen Mord! Nieder mit der blutigen Hitler-Diktatur! Nieder mit dem Faschismus! Es lebe die soziale Revolution! Es lebe der Anarchismus!"[90]

In zwei Beiträgen, *"Nach dem 30. Juni"* und *"Die Krise der nationalsozialistischen Diktatur"*, beschäftigte sich die erste Ausgabe der "Internationale" eingehender mit den innenpolitischen Folgen der Ereignisse vom 30. Juni 1934, die zurecht als Sieg der Reaktion und damit als eine weitere Verfestigung der nationalsozialistischen Diktatur bewertet wurden. Auf der Schlußseite gedachte man nochmals Erich Mühsams. Neben dem Abdruck eines seiner Gedichte mit der veränderten Überschrift *"Mit Gott, für Hitler und Vaterland!"* verlieh Rudolf Rocker in *"Mühsam und seine Henker"* seiner tiefen Scham Ausdruck, *"einem Lande anzugehören, dessen Regierung seit den letzten 18 Monaten jede Menschenwürde mit Füßen getreten, den organisierten Mord an ihrem Gegner zum Prinzip erhoben, eine alte Kultur in Trümmer gelegt und ihre wehrlosen Opfer in den Gefängnissen und Konzentrationslagern allen grausamen Qualen... preisgegeben hat"*.[91]

Die zweite Ausgabe der "Internationale" vom Herbst 1934 enthält eine vom "Organisationskomitee der D.A.S." verfaßte Einschätzung *"Zur Lage in Deutschland"* im Anschluß an die Ereignisse vom 30. Juni 1934: *"Die größte Gefahr, die heute droht, ist, daß das Regime einen Ausweg sucht im Abenteuer des Krieges. Nicht ausgeschlossen, daß ein wirtschaftlicher Zusammenbruch erfolgt, ehe es so weit kommt. Die wirtschaftlichen Krisenerscheinungen nehmen täglich zu. In diesem Sinne verlängert der Faschismus nicht, wie er es eigentlich beabsichtigt, die Lebensdauer des Kapitalismus, sondern er treibt ihn sogar schneller zum Abgrund."*[92] Heftig kritisiert wird die Lähmung des revolutionären Teils der deutschen Arbeiterschaft, deren Widerstandsaktivitäten sich keineswegs systematisch an einem Sturz des Nationalsozialismus orientierten. Zwar sei die Arbeiterbewegung ihrer alten Organisationen beraubt und daher auf sich allein angewiesen, doch beinhalte deren Niederlage auch ein konstruktives Moment, insofern die Menschen jetzt endlich ihre eigene Kraft erkennen könnten, um, hierbei ihre wirtschaftliche Machtposition nutzend, gegen die nationalsozialistische Diktatur eigenverantwortlich vorzugehen: *"Erkämpft eure Befreiung, organisiert euer Befreiungswerk selbst! Habt Mut zu diesem Kampfe, denn es bleibt kein anderer Ausweg! Nur ein freies Räte-Deutschland sichert euch allen Frieden, Wohlstand und Freiheit! Es lebe die Einheit aller Werktätigen auf der Grundlage der freien Räte! Mit den Räten zur Vernichtung des Kapitalismus, mit den Räten zum Aufbau der Bedarfswirtschaft. Die Räte werden der sich ständig von unten auf erneuernde Willensausdruck eines zu sich selbst gekommenen arbeitenden Volkes sein, das keine Ausbeuter und keine Machthaber mehr über sich duldet."* [93] Der raschen Wiederaufrüstung und der bedrohlichen Zunahme des Militarismus in Deutschland, mit dem Ziel, ein zweites Mal den Griff nach der Weltmacht zu wagen, könne einzig mit einem *"aktiven sozialrevolutionären Antimilitarismus"* begegnet werden.[94] Vor allem die Arbeiterschaft in der Rüstungsindustrie müsse hierbei über direkte Aktionen ihren Beitrag gegen die weitere Aufrüstung und die Kriegsvorberei-

tungen leisten: Wenn *"die Arbeiterschaft sich aufrafft und statt für die Besitzenden und Unterdrücker endlich ihr Leben für die eigene Sache einsetzt, dann kann sie durch direkte Aktion die deutsche Kriegsmaschine zertrümmern, in einer letzten gigantischen Anstrengung den Nationalsozialismus hinwegfegen und damit der Sozialen Revolution in Europa den Weg bahnen."*[95]
Neben einer ausführlichen Darstellung der innenpolitischen Situation im nationalsozialistischen Deutschland, mit den Hinweisen auf Hochrüstung und wachsende Kriegsgefahr sowie der sich daraus ergebenden Verpflichtung der deutschen Arbeiterschaft, ihren Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu effektivieren, widmete sich ein weiterer Schwerpunkt dieser Ausgabe der revolutionären Entwicklung in Spanien (*"Reaktion und Revolution in Spanien"* und *"Der Pressedienst der IAA. über Spanien. Spanische Chronik (bis Oktober)/Generalstreik und Bürgerkrieg in Spanien"*). Daneben behandelten die Aufsätze *"Gustav Landauer"* und *"Der Tod Nestor Machnow"* Leben und Werk zweier bedeutender Anarchisten. Es folgten ein Artikel des Sekretärs des "Internationalen Antimilitaristischen Büros", Albert de Jong, über *"Die Reaktion in Holland"*, ein weiterer Beitrag zum Thema *"Wie E. Mühsam ermordet wurde"*, ein Artikel *"Gangster?"*, der eine Begegnung zwischen dem Auslandspressechef der NSDAP, Ernst Hanfstaengl, und einem Vertrauensmann des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt beschrieb, der Beitrag *"Der Testamentschwindel oder die Josefslegende"*, in dem, unter Berufung auf entsprechende Veröffentlichungen Leopold Schwarzschilds im Prager "Neuen Tagebuch", das in der deutschen Presse publizierte Testament des am 2. August 1934 verstorbenen Reichspräsidenten Hindenburg als eine Fälschung aus dem Goebbelsschen Propagandaministerium bewertet wurde sowie unter dem Titel *"Interessante Enthüllungen"* ein Beitrag, der auf die deutsche Luftrüstung hinwies. Daran schlossen sich Gebote und Verbote für den *"revolutionären Arbeiter"* an, die den neunzehn *"Revolutionären Kriegsartikeln"* der ersten Nummer der "Fanal" ähnelten.

X.

Im Anschluß an die ausführliche Darstellung der jeweils beiden Ausgaben der "Fanal" und der "Internationale" bemühte sich das Gericht abschließend um eine Gesamteinschätzung der angeklagten Anarchosyndikalisten. Vor allem auf Anni Zerr hatte es der 2. Senat des Volksgerichtshofs abgesehen. Obgleich sie bis zuletzt unwiderlegbar bestritt, sich strafbar gemacht zu haben und die Richter sich außerstande sahen, ihr den Tatbestand des Hochverrats nachzuweisen, verurteilte man sie aufgrund ihrer persönlichen Verbindung zu Georg Hepp und ihrer Anstellung bei der Familie de Jong. Der 2. Senat warf ihr vor, in der Hauptverhandlung den *"ungünstigsten Eindruck"* hinterlassen zu haben und bezeichnete sie sogar als *"eine fanatische Anarchosyndikalistin..., der jedes Mittel zur Erreichung ihres Zieles recht"* sei.[96]
Die organisierten Widerstandsaktivitäten der Angeklagten wogen für das Gericht zusätzlich erschwerend, da diese sich selbstbewußt als Anarchosyndikalisten defi-

nierten. Die völlig aus der Luft gegriffene und unhaltbare Gleichsetzung von Anarchismus und Terrorismus, derer sich das Richterkollegium bediente, erwies die Ankläger als 'Opfer' ihrer eigenen Ideologie. Zwar stellten die Ankläger korrekt fest, daß Anarchismus mit Herrschaftslosigkeit identisch sei, allerdings verstanden sie, auf den spanischen Bürgerkrieg verweisend, darunter nur Gesetzlosigkeit und Gewalt. Gleichzeitig beriefen sich die Richter nochmals auf die Auslassungen des Reichsgerichts vom 17., 18. und 26. Oktober 1932, die zum Verbot der "Internationale" geführt hatten, da deren Inhalt angeblich den Tatbestand eines hochverräterischen Unternehmens erfüllte.

Somit konstruierte der Volksgerichtshof, um die drakonischen Gefängnisstrafen zu legitimieren, den Vorwurf, *"daß die Ziele des Anarchosyndikalismus"* darauf ausgerichtet seien, *"mit Gewalt die Verfassung des Reiches zu ändern"* und *"demnach hochverräterisch im Sinne des 80 Abs. 2 StGB sind"*.[97] Das Gericht behauptete, und mit dieser Argumentation lehnte es jede Zubilligung mildernder Umstände kategorisch ab, daß die Angeklagten Friedrich Lösch, Eduard Bischoff, Karl Schild, Theo(dor) Müller, Georg Hepp und Anni Zerr mit dem Vorsatz gehandelt hätten, *"durch ihre Tätigkeit die gewaltsame Beseitigung der nationalsozialistischen Regierung und die Errichtung der Anarchie vorzubereiten"*.[98] Den Angeklagten, denen der Senat ein überdurchschnittliches geistiges Niveau zubilligte, mußte demnach, so die Strafkammer, bewußt gewesen sein, daß sie nach dem Machtantritt Hitlers den Nationalsozialismus einzig mit Gewalt, das heißt, durch einen gemeinschaftlich geplanten Umsturz mittels des Wiederaufbaus einer neuen anarchosyndikalistischen Organisation beseitigen konnten, wobei die Richter gleichzeitig davon ausgingen, daß der Anarchosyndikalismus zum Zeitpunkt des Gerichtsprozesses *"für den Staat keine Gefahr"* darstellte.[99]

Die Höhe der Haftstrafen bestimmte das Gericht nach der jeweils angenommenen Bedeutung der Angeklagten innerhalb der anarchosyndikalistischen Bewegung sowie nach Umfang und Dauer ihres libertären Engagements. Zudem ordnete der Volksgerichtshof nicht nur einen langjährigen Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sondern auch eine polizeiliche Aufsicht an, um die sechs Verurteilten nach ihrer Strafverbüßung auch weiterhin *"in ihrem Tun und Treiben"* zu überwachen.[100] Der Haftantritt von Friedrich Lösch, Eduard Bischoff, Karl Schild, Theo(dor) Müller, Georg Hepp und Anni Zerr erfolgte unmittelbar nach Verkündung des Gerichtsurteils.[101]

Anmerkungen

1 Interviews mit Georg und Anni Hepp, geb. Zerr, vom 7.7.1988 sowie vom 13.4.1990; Axel Ulrich, Zum Widerstand der Freien Arbeiter-Union Deutschlands gegen den Nationalsozialismus. Ihr konspiratives Verbindungsnetz in Hessen und im Raum Mannheim/Ludwigshafen, in: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichte, Band 99/1988, S. 153ff.

2 S. Direkte Aktion. Herausgeber: Gruppe sozialrevolutionärer Arbeiter, Jg. 2, 1934, Nr. 2 (Internationaal Instituut voor sociale Geschiedenis, Amsterdam - IISG); Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 169.

3 Kontakte zwischen Wiesbadener und Düsseldorfer Anarchosyndikalisten lassen sich bis zum Frühjahr 1936 nachweisen. S. hierzu den bei R. Theissen/P. Walter/ J. Wilhelms, Antiautoritäre Arbeiterbewegung im Faschismus. Bd. 1: Anarchosyndikalistischer Widerstand an Rhein und Ruhr. Zwölf Jahre hinter Stacheldraht und Gitter. Originaldokumente, Meppen 1980, S. 104ff. abgedruckten, per Kurier nach Wiesbaden gelangten Brief des Düsseldorfer Anarchosyndikalisten Toni Bender vom April 1936.

4 Die Prozeßakten dieses Verfahrens befinden sich im Stadtarchiv (STA) Mannheim, Widerstandsdokumentation, A 150. Akte Lösch.

5 Günther Weisenborn, Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933 - 1945, 4. Aufl., Frankfurt am Main 1981, S. 186. So heißt es etwa im "Lagebericht 1937" der Gestapo: *"Die meisten Festnahmen erfolgten im Bereich der Staatspolizeistelle Düsseldorf mit 53 Personen. Es folgten dann Leipzig mit 39, Berlin mit 38, Erfurt mit 35 Festnahmen. Bei den Festgenommenen handelt es sich samt und sonders um überzeugte Anhänger der anarcho-syndikalistischen Bewegung, die in ihre Ideen derart verrannt sind, daß sie kaum noch zu brauchbaren Mitgliedern der deutschen Volksgemeinschaft erzogen werden können."* (zit. ebd. S. 186).

6 Theissen/Walter/Wilhelms, Antiautoritäre Arbeiterbewegung..., a.a.O., S. 55.

7 STA Mannheim 311, Bl. 13; Manfred Geis, Anarchosyndikalistischer Widerstand in Mannheim, in: Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Mannheim, hrsg. v. Erich Matthias u. Hermann Weber, Mannheim 1984, S. 356.

8 STA Mannheim, A 150, Bl. 2.

9 Horst Stowasser, Eine unbedeutende Sache, in: Das hört nie auf. Lebensgeschichten vom Anfang des Faschismus bis heute, hrsg. v. Horst Scharnagl, Frankfurt am Main 1983, S. 82.

10 Zum Beispiel das Darmstädter Tagblatt - Hessische Neueste Nachrichten vom 29.8.1936 (198. Jg., Nr. 236), S. 6.

11 Lösch: 16 Monate, Schild, Bischoff, Müller: je 19 Monate, Hepp: 16 Monate, Anni Zerr: 15 Monate (STA Mannheim, A 150, Bl. 3).

12 "Im Namen des deutschen Volkes". Todesurteile des Volksgerichtshofes, hrsg. u. eingel. v. Heinz Hillermeier, Darmstadt und Neuwied 1980; Justiz im Dritten Reich. Eine Dokumentation, hrsg. v. Ilse Staff, Frankfurt am Main 1978, S. 54ff.; Walter Wagner, Der Volksgerichtshof im nationalsozialistischen Staat, Stuttgart 1974; Lothar Gruchmann, Justiz im Dritten Reich 1933 - 1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner, München 1987; Hansjoachim W. Koch, Volksgerichtshof. Politische Justiz im Dritten Reich, München 1988.

13 Todesurteile 1932 - 1938: 1932: 52, 1933: 78, 1934: 102, 1935: 98, 1936: 76, 1937: 86, 1938 (Altreich): 85; Anteil des Volksgerichtshofes: 1934: 4, 1935: 9, 1936: 10, 1937: 32, 1938: 17 (nach Gruchmann, Justiz im Dritten Reich..., a.a.O., S. 900).

14 STA Mannheim, A 150, Bl. 3.

15 Allgemein s. auch Barbara Bromberg/Hanna Elling/Jutta von Freyberg/Ursula Krause-Schmitt, Schwestern, vergeßt uns nicht. Frauen im Konzentrationslager: Moringen, Lichtenburg, Ravensbrück 1933 - 1945, Frankfurt am Main 1988.

16 STA Mannheim, A 150, Bl. 6. Allerdings war Moeßner kein Polizeispitzel; seine Aussagewilligkeit läßt sich allein aus der infolge seiner Verhaftung entstandenen Zwangssituation erklären (Interview mit Karl Gültig vom 17.6.1988).

17 Seit dem Fühjahr 1934 hatte er eine Beschäftigung als Notstandsarbeiter (Ver-

trauensmann) im Arbeitslager Gotthards, Kreis Hünfeld in der Rhön (STA Mannheim, A 150, Bl. 6).

18 Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Meisenheim am Glan 1969; Angela Vogel, Der deutsche Anarcho-Syndikalismus. Genese und Theorie einer vergessenen Bewegung, Berlin 1977; Jochen Weichold, Linksradikalismus zwischen den beiden Weltkriegen, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 1985 (33. Jg.), S. 999ff.; Dieter Nelles/Ulrich Klan, "Es lebt noch eine Flamme". Rheinische Anarcho-Syndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus, Grafenau-Döffingen 1986; Peter Wienand, Der 'geborene' Rebell. Rudolf Rocker - Leben und Werk, Berlin 1981; Hans Manfred Bock, Anarchosyndikalismus in Deutschland. Eine Zwischenbilanz, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 3/1989 (25. Jg.), S. 293ff.

19 Zit. aus Der Syndikalist, 50/1919 (1. Jg.); s. auch Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus..., a.a.O., S. 363 - 367, hier S. 364; Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 154.

20 Nelles/Klan, "Es lebt noch eine Flamme"..., a.a.O., S. 71.

21 Augustin Souchy, "Vorsicht: Anarchist!". Ein Leben für die Freiheit. Politische Erinnerungen, 5. Aufl., Grafenau-Döffingen 1985.

22 Augustin Souchy, Deutschland. Der Faschismus im Anmarsch (Berlin, 24.10.1930), in: Pressedienst der IAA. Hrsg. vom Sekretariat der IAA; abgedruckt in: Theissen/Walter/Wilhelms, Antiautoritäre Arbeiterbewegung im Faschismus, a.a.O., S. 37ff.

23 Ebd.

24 Ulrich Linse, Die anarchistische und anarcho-syndikalistische Jugendbewegung 1919 - 1933, Frankfurt am Main 1976.

25 Ulrich Linse, Die "Schwarzen Scharen" - eine antifaschistische Kampforganisation deutscher Anarchisten, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 9/1989, S. 47ff.

26 In Kassel entstand die "Schwarze Schar" mit ca. 40 Personen um den dortigen Vorsitzenden der FAUD-Ortsgruppe Willi Paul. Ab Ende 1930/Anfang 1931 existierte im Rhein-Main-Gebiet, initiiert von Gustav Doster aus Darmstadt, eine "Schwarze Schar - Antifaschistische Vereinigung revolutionärer Jungarbeiter"; ebd. S. 56.

27 Ebd., S. 58f.; Interview mit Georg und Anni Hepp vom 7.7.1988; Interview mit Karl Gültig vom 17.6.1988.

28 Zit. nach: Linse, Die "Schwarzen Scharen"..., a.a.O., S. 59.

29 Patrik von zur Mühlen, Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 1939, Berlin/Bonn 1985.

30 Die politische Mitverantwortung der Sozialdemokratie und der KPD an der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland hebt der Tätigkeitsbericht des Sekretariats der IAA vom 24.3.1933, S. 41, hervor: *"Daß der Faschismus in Deutschland siegen konnte, ohne den geringsten Widerstand von seiten der Arbeiterbewegung mit ihren beiden großen Parteien..., ist der eklatanteste Beweis des Bankrotts der parteipolitischen Methoden."* Zit. nach Rudolf de Jong, Die Internationale Arbeiter-Assoziation (Anarcho-Syndikalisten) und der Faschismus, Hannover 1978, S. 19.

31 H. W. Gerhard (d.i. Dr. Gerhard Wartenberg), Über Hildburghausen ins dritte Reich! Nationalsozialismus und Arbeiterklasse, 2. Aufl., Berlin 1981 (zuerst

Berlin 1932), S. 30. Gerhard Wartenberg (1904 - 1942), seit 1922 in der anarchistisch-syndikalistischen Jugend aktiv, Mitglied der FAUD, Herausgeber des "Bakunist", Mitarbeiter diverser anarchistischer und anarchosyndikalistischer Zeitschriften (Der Syndikalist, Arbeiter-Echo, Fanal usw.), 1938 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, starb im KZ Sachsenhausen.

32 S. hierzu: Debatte. Diskussionsorgan zur Vorbereitung des 19. Kongresses der FAUD(A-S). Internes Mitteilungsblatt der Geschäftskommission, Berlin, Januar/Februar 1932 (IISG Amsterdam).

33 Bundesarchiv (BA) Koblenz, Bestand R 58/763.

34 Der Syndikalist 14/1932 (14. Jg.).

35 Wolfgang Haug, "Eine Flamme erlischt". Die Freie Arbeiter Union Deutschlands (Anarchosyndikalisten) von 1932 bis 1937, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 3/1989 (25. Jg.); Bock, Anarchosyndikalismus in Deutschland..., a.a.O., S. 333.

36 So nahm Augustin Souchy fälschlischerweise an, daß, da der Anarchismus in Deutschland viel zu unbedeutend sei, sich die Gestapo nicht mit dessen Anhängerschaft befassen werde - ein Irrtum, wie sich spätestens seit dem Erlaß des preußischen Innenministers Göring vom 3.3.1933, nicht nur gegen Kommunisten, sondern auch gegen Anarchisten und Sozialdemokraten vorzugehen, erwies. S. hierzu Wienand, Der 'geborene' Rebell..., a.a.O., S. 339.

37 Horst Karasek, Der Brandstifter. Lehr- und Wanderjahre des Maurergesellen Marinus van der Lubbe, der 1933 auszog, den Reichstag anzuzünden, Berlin 1980; Rotbuch. Marinus van der Lubbe und der Reichstagsbrand, hrsg. v. Josh van Soer, Hamburg 1983; Uwe Backes/Karl-Heinz Janßen/Eckhard Jesse/Henning Köhler/Hans Mommsen/Fritz Tobias, Reichstagsbrand. Aufklärung einer historischen Legende, München/Zürich 1986.

38 Wienand, Der 'geborene' Rebell..., a.a.O., S. 339; Haug, "Eine Flamme erlischt"..., a.a.O., S. 364.

39 S. hierzu Theissen/Walter/Wilhelms, Antiautoritäre Arbeiterbewegung im Faschismus..., a.a.O., S. 48f.

40 Als weitere Brennpunkte anarchistischen und syndikalistischen Widerstandes sind Breslau, Hamburg, Königsberg, Ratibor und Stettin zu nennen; s. hierzu: Jan Foitzik, Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933 bis 1939/40 unter besonderer Berücksichtigung des Exils, Bonn 1986, S. 88f.; Günter Bartsch, Anarchismus in Deutschland. Band 1, 1945 - 1965, Hannover 1972, S. 33f.

41 Von den 1932 noch 6.000 - 7.000 Mitgliedern der FAUD betätigten sich Mitte 1934 etwa 600 im Widerstand (Bock, Anarchosyndikalismus in Deutschland..., a.a.O., S 333).

42 Vor der Illegalität setzten sich die FAUD-Ortsgruppen der PAB Südwest wie folgt zusammen (Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 156ff.; Interview mit Georg und Anni Hepp vom 7.7.1988 und 13.4.1990; Interview mit Karl Gültig vom 17.6.1988): Offenbach/Main: 50 - 60 Mitglieder; Darmstadt: 20 Mitglieder (s. hierzu: Heinrich Pingel-Rollmann, Widerstand und Verfolgung in Darmstadt und in der Provinz Starkenburg 1933 - 1945, Darmstadt/Marburg 1985, S. 121f.); Münster: 10 - 15 Mitglieder; Mannheim: über 300 Mitglieder (mit zwei Industrieföderationen in den Bereichen Metall und Baugewerbe); Ludwigshafen: 200 - 250 Mitglieder; Frankfurt am Main: 10 Mitglieder sowie - zwischen 1926 und 1933 - etwa 20 Anhänger der SAJD (s. hierzu: Georg Hepp, Die syndikalistisch-anarchistische Jugendgruppe Frankfurt am Main, in: Arbeiterjugendbewegung in Frankfurt 1904 - 1945. Material zu einer verschütteten Kulturgeschichte. Eine

Ausstellung im Historischen Museum Frankfurt, Frankfurt am Main 1978, S. 72); Kassel: 20 - 30 Mitglieder (s. hierzu Christine Fischer-Defoy, Arbeiterwiderstand in der Provinz 1933 - 1945. Arbeiterbewegung und Faschismus in Kassel und Nordhessen 1933 - 1945. Eine Fallstudie, Berlin 1982, S. 36f.; Jörg Kammler, Ich habe die Metzelei satt und laufe über... Kasseler Soldaten zwischen Verweigerung und Widerstand (1939 - 1945). Eine Dokumentation, Fuldabrück 1985; ders., Zur historischen Ausgangslage des Arbeiterwiderstandes: Die Kasseler Arbeiterbewegung vor 1933, in: Volksgemeinschaft und Volksfeinde, hrsg. v. Wilhelm Frenz, Jörg Kammler u. Dietfried Krause-Vilmar, Kassel 1933 - 1945, Bd. 2, Studien, Fuldabrück 1987).

43 Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 160; ders., Neue Forschungsergebnisse zum gewerkschaftlichen Widerstand in Hessen. Syndikalistischer Widerstand in Hessen, in: Informationen. Hrsg. vom Studienkreis zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes 1933 - 1945 e.V., 1-2/1986, S. 13ff.

44 Kammler, Zur historischen Ausgangslage des Arbeiterwiderstandes..., a.a.O., S. 322ff.; Fischer-Defoy, Arbeiterwiderstand in der Provinz..., a.a.O., S. 86.

45 Interview mit Georg und Anni Hepp vom 7.7.1988.

46 In Offenbach gehörten neben Theo(dor) Müller, Adam Pfrang, Ferdinand Herissé auch Georg Usinger und Karl Gültig zum dortigen Widerstand. Georg Usinger (2.2.1900 - 17.3.1990, Arbeiter) war 1922 Mitbegründer der Offenbacher FAUD-Ortsgruppe und wirkte dort als Kassierer. Er geriet ebenfalls in die große Verhaftungswelle der Jahre 1934/35 - bei einer Hausdurchsuchung entdeckte die Gestapo die FAUD-Fahne unter einer Decke auf dem Sofa und fand desweiteren IAA-Konferenzprotokolle - und verbrachte bis 1940 insgesamt 52 Monate in Untersuchungshaft, im Zuchthaus und im KZ Dachau. Der gegen ihn und andere - mehrheitlich Anarchosyndikalisten - geführte Prozeß fand noch nicht vor dem Volksgerichtshof statt, *"sonst hätte es mir wahrscheinlich den Kopf gekostet"* (so Georg Usinger in einem Interview mit dem Verfasser vom 16.2.1989). Karl Gültig, geboren am 20.11.1906, Schreiner, war ab 1925 Mitglied der Offenbacher SAJD und FAUD, betätigte sich nach 1933 im illegalen Widerstand und verteilte auch nach der Zerschlagung der illegalen FAUD-Strukturen im Rhein-Main-Gebiet, Ludwigshafen und Mannheim 1934/35 Schriftmaterial, ehe er selbst verhaftet wurde: *"Ich bin in Offenbach Anfang 1935 verhaftet worden. Kurz vorher bin ich zu Adam Pfrang und Herissé gefahren und habe Bescheid gesagt. Nach meiner Verhaftung kam ich zuerst in das Gestapo-Gefängnis in der Ludwigstraße. Da kam auch Georg Usinger dazu."* Von Offenbach/Main aus brachte man ihn dann in das SS-Gefängnis nach Darmstadt, aus dem er wieder, da sich sämtliche Verhafteten belastender Aussagen gegen ihn enthielten und ihm nichts konkretes nachgewiesen werden konnte, freigelassen wurde (s. Adolf Mirkes/Karl Schild, Zeugnisse: Offenbach 1933 - 1945. Verfolgung und Widerstand in Stadt und Landkreis Offenbach, Köln 1988, S. 116; zu Karl Gültigs anarchosyndikalistischer Tätigkeit vor 1933 s. "...durch polizeiliches Einschreiten wurde dem Unfug ein Ende gemacht." Geheime Berichte der politischen Polizei Hessen über Linke und Rechte in Offenbach 1923 - 1930, hrsg. v. Bernd Klemm, Frankfurt am Main 1982, S. 107, 130, 141, 164, 197, 217, 260, 272f., 277).

47 Haug, "Eine Flamme erlischt"..., a.a.O., S. 376.

48 Rudolf Rocker, Aus den Memoiren eines deutschen Anarchisten. Herausgegeben von Magdalena Melnikow und Hans Peter Duerr, Frankfurt am Main 1974, S. 303; Jochen Schmück, Der deutschsprachige Anarchismus und seine Presse. Von ihren Anfängen in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zu ihrem

Niedergang im Zweiten Weltkrieg, Magisterarbeit FU Berlin, Berlin 1986, S. 211ff.

49 Willi Paul, Politischer Lebenslauf, in: Kammler, Ich habe die Metzelei satt und laufe über..., a.a.O., S. 170; Theissen/Walter/Wilhelms, Antiautoritäre Arbeiterbewegung im Faschismus..., a.a.O., S. 67f.; zum Tode von Willi Paul am 27.4.1979 s. den Nachruf von Otto Reimers und Georg Hepp, in: Akratie 13/1980, S. 29f.

50 Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 167f.; Interview mit Georg und Anni Hepp vom 7.7.1988 sowie vom 13.4.1990.

51 Interview mit Karl Gültig vom 17.6.1988.

52 Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 167.

53 Insgesamt erschienen in den Jahren 1934/35 vier Ausgaben (in fünf Nummern) der "Internationale" unter dem Tarntitel "Deutschtum im Ausland. Blätter zur Pflege deutscher Art", herausgegeben vom Verband deutscher Schulen im Ausland; s. Lieselotte Maas, Handbuch der deutschen Exilpresse 1933 - 1945, 2 Bde. plus Registerbd., München/Wien 1976, S. 304f.; ein Nachdruck der Nummern 2, 3/4 und 5 erschien Köln 1980.

54 Die Internationale 2, Oktober/November 1934, Barcelona-Amsterdam-Stockholm-Paris; Stockholm trat erst ab der Nr. 2 als Erscheinungsort hinzu.

55 Nelles/Klan, "Es lebt noch eine Flamme"..., a.a.O., S. 172.

56 Die Soziale Revolution. Organ der deutschen Anarchosyndikalisten im Ausland (IAA), Stockholm-Paris, Jg. 1, Mitte Januar 1934 (IISG Amsterdam; zit. nach Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 166). Diese Zeitung ist nicht identisch mit der von der Zentralstelle der FAUD 1934 in Leipzig herausgegebenen Zeitung "Die soziale Revolution".

57 Zit. nach Nelles/Klan, "Es lebt noch eine Flamme"..., a.a.O., S. 172f. Das zwei Monate nach dem Reichstagsbrand in einer Auflage von mehreren hunderttausend Exemplaren in Paris veröffentlichte, von führenden Mitgliedern der KPD herausgegebene "Braunbuch" bemühte sich um den Nachweis, daß die Nationalsozialisten den Reichstagsbrand geplant und ausgeführt hätten, um massiv gegen die Arbeiterbewegung vorgehen zu können. Da Marinus van der Lubbe in dieser Schrift als homosexueller Lustknabe, Sympathisant des Faschismus und Antisemit diffamiert wurde, entstand in den Niederlanden 1933 das "Rotbuch". Darin wies das "Internationaal van der Lubbe-Comité", in dem sich gleichgesinnte Freunde van der Lubbes zusammengefunden hatten, dessen Alleintäterschaft nach. Das "Rotbuch" erschien erst fünfzig Jahre später in deutscher Übersetzung: Rotbuch. Marinus van der Lubbe und der Reichstagsbrand, a.a.O.

58 Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 168.

59 S. hierzu STA Mannheim, Widerstandsdokumentation, A 150, Akte Lösch, Bl. 7ff.

60 Ebd., Bl. 7.

61 Ebd., Bl. 8. Die Sammlung erbrachte rund 8,- RM.

62 Ebd., Bl. 9.

63 Zum Titelblatt der Fanal s. Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 167.

64 STA Mannheim, A 150, Bl. 9.

65 Ebd., Bl. 9ff.

66 Ebd., Bl. 11.

67 Ebd., Bl. 12ff.; Ein Bewährungssoldat der "Strafdivision 999": Karl Schild, in: Irene Hübner, Unser Widerstand. Deutsche Frauen und Männer berichten über ihren Kampf gegen die Nazis, Frankfurt am Main 1982, S. 166ff.; Mirkes/Schild, Zeugnisse: Offenbach 1933 - 1945..., a.a.O., S. 74ff.; Fritz Salm, Im Schatten des Henkers. Widerstand in Mannheim gegen Faschismus und Krieg, Frankfurt am

Main 1979, S. 150; s. auch die Sammlung von Karl Schild über den Widerstand der Strafdivision 999 im Dokumentationsarchiv zur Erforschung der Geschichte des deutschen Widerstandes in Frankfurt am Main.

68 Ebd., Bl. 13f.

69 Ebd., Bl. 14.

70 Ebd., Bl. 5.

71 Interview mit Georg Usinger vom 16.2.1989.

72 STA Mannheim, A 150, Bl. 14; Interview mit Georg und Anni Hepp vom 7.7.1988; Hepp, Die syndikalistisch-anarchistische Jugendgruppe Frankfurt am Main, a.a.O., S. 72; Stowasser, Eine unbedeutende Sache, a.a.O., S. 75ff.

73 Interview mit Karl Gültig vom 14.4.1989; Interview mit Georg Usinger vom 16.2.1989.

74 STA Mannheim, A 150, Bl. 14.

75 Ebd., Bl. 14.

76 Zu einem Treffen von Anarchosyndikalisten um Pfingsten 1934 nach Amsterdam zu fahren, sah sich Georg Hepp nicht imstande, so daß an seiner Stelle der Bulgare Kirill Inkoloff aus Darmstadt mit einer von Hepp bezahlten Fahrkarte nach Amsterdam reiste; ebd., Bl. 15 und 31.

77 Ebd., Bl. 15f.; Stowasser, Eine unbedeutende Sache..., a.a.O., S. 75ff.

78 Ebd., Bl. 5f.

79 Zit. nach Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 167; Berthold Cahn, jüdischer Anarchist und Mitglied der Föderation Kommunistischer Anarchisten Deutschlands (FKAD), betätigte sich während der Weimarer Republik vor allem als Vortragsredner und wurde im Zusammenhang mit der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 von den Nationalsozialisten ermordet.

80 STA Mannheim, A 150, Bl. 17.

81 Ebd., Bl. 17.

82 S. Anm. 37.

83 STA Mannheim, A 150, Bl. 17ff.; anarchosyndikalistisches Schrifttum gelangte, wenn auch nur vereinzelt, über Eduard Bischoff an die Mannheimer KPD und über Karl Schild an die dortige SPD und Sozialistische Arbeiterpartei (SAP); s. Ulrich, Zum Widerstand..., a.a.O., S. 169.

84 Als Druckerei wurde angegeben: Costa, Barcelona, Nueva de la Rambla 45.

85 STA Mannheim, A 150, Bl. 19f.

86 Ebd., Bl. 20f.

87 Ebd., Bl. 21; Helmut Rüdiger (1903 - 1966) gelangte über die SAJD zur FAUD, war Redakteur des "Syndikalist" und emigrierte 1933 nach Spanien. Ab 1934 war er, gemeinsam mit Arthur Müller-Lehning, Redakteur der "Internationale" und Sekretär der IAA. Nach seiner Emigration nach Schweden war er Redakteur des "Arbetaren" und profilierte sich als Theoretiker des Föderalismus.

88 Ebd., Bl. 22.

89 Siegbert Wolf, Gustav Landauer zur Einführung, Hamburg 1988; Gustav Landauer, Auch die Vergangenheit ist Zukunft. Essays zum Anarchismus, hrsg. v. Siegbert Wolf, Frankfurt am Main 1989; Ulrich Linse, Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871, Berlin 1969; Gustav Landauer und die Revolutionszeit 1918/19. Die politischen Reden, Schriften, Erlasse und Briefe Landauers aus der November-Revolution 1918/19, hrsg. v. Siegbert Wolf, Berlin 1974; Wolf Kalz, Gustav Landauer. Kultursozialist und Anarchist, Meisenheim am Glan 1967; Charles B. Maurer, Call to Revolution. The Mystical Anarchism of Gustav Landauer, Detroit 1971; Eugene Lunn, Prophet of Community. The Romantic Socialism of Gustav Landauer, Berkeley 1973; Ruth Link-Salinger (Hyman), Gustav Landauer. Philosopher of Utopia, Indianapolis 1977.

90 STA Mannheim, A 150, Bl. 24.
91 Ebd., Bl. 24f.
92 Ebd., Bl. 25.
93 Ebd., Bl. 26.
94 Ebd., Bl. 27.
95 Ebd., Bl. 27.
96 Ebd., Bl. 34.
97 Ebd., Bl. 39.
98 Ebd., Bl. 39. Strafverschärfend wirkten sich bei Friedrich Lösch, Eduard Bischoff und Karl Schild deren politische Vorstrafen aus; ebd., Bl. 42.
99 Ebd., Bl. 42.
100 Ebd., Bl. 43.
101 Anni Zerr verbrachte insgesamt 20 Monate in verschiedenen Konzentrationslagern. Eduard Bischoff und Theo(dor) Müller wurden bis 1945 in Konzentrationslagern festgehalten. Karl Schild beorderte man im Februar 1943 in das "Bewährungsbataillon 999", wo er bis 1945 zwangsverpflichtet blieb. Eine gewisse Ausnahme war Georg Hepp beschert; zwar wäre er im Anschluß an seine Entlassung aus dem Zuchthaus Butzbach im April 1941 nach gängiger Praxis direkt in ein Konzentrationslager gesperrt worden, doch setzte man ihn als Facharbeiter in der Rüstungsindustrie ein. Jede Woche hatte er sich bei der Polizei zu melden; zudem erklärte man ihn für unwürdig, in der Wehrmacht zu dienen. Ende 1943 entfiel dann seine Polizeiüberwachung und damit auch die Wehrunwürdigkeit. Dies bedeutete Anfang 1944 die Einberufung in das "Bewährungsbataillon 999", zuerst zur Ausbildung in die Schwäbische Alb. Da der mit der Herstellung von Thermostaten und Benzinleitungen betraute Kleinbetrieb, in dem Georg Hepp nach seinem Zuchthausaufenthalt gearbeitet hatte, direkt aus Berlin einen wichtigen Rüstungsauftrag erhielt und Georg Hepp dort der einzige Betriebsmechaniker war, bekam er schließlich seine Wehrunwürdigkeitsbescheinigung wieder. Als die Bombenangriffe der Alliierten im Laufe des Jahres 1944 zunahmen, verlegte die Firma ihre Produktion ins Elsaß, wo Georg und Anni Hepp - beide hatten im Sommer 1941 geheiratet - das Kriegsende abwarten konnten; s. Stowasser, Eine unbedeutende Sache, a.a.O., S. 88ff.

Willy Buschak

Das Leben des Emilio Lopez Arango

Angefangen hat alles vor bald fünf Jahren, in Bochum, an einem Lesetisch im Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung. Ein Stapel alter Zeitungen lag vor mir. Die meisten waren auf schlechtem Papier gedruckt, aber noch ganz gut erhalten. Hin und wieder fehlte eine Seite, manchmal war nur noch das Titelblatt vorhanden, aber das ließ sich verschmerzen. Dafür war die Sammlung fast vollständig: "La Protesta", erschienen in Buenos Aires, die beste Quelle für die Geschichte der anarchistischen Bewegungen Lateinamerikas. Einerlei, zu welchem Thema oder Ereignis man sucht, in "La Protesta" wird man fast immer fündig. Freilich gerät man als Leser auch häufig in Gefahr, abzuschweifen, oder sich zu verlieren. Viel zu viel Neues tut sich auf, ein wahrer Kosmos an Gruppen und Organisationen, an Zirkeln und Studiengruppen. Mit Staunen liest man, daß es in Argentinien zwischen den beiden Weltkriegen eine besondere Berufsgruppe der Chromputzer gab; alles, was an Autos blitzt und blinkt, wird von ihnen saubergehalten und auf Hochglanz poliert. Obendrein haben diese Kollegen ihre eigene Gewerkschaft gegründet, genauso wie die Autowäscher und diejenigen Arbeiter, die große Weinflaschen von fünf Litern Inhalt in Korbhüllen verpacken. Am vorsichtigsten muß man sein, wenn man sich der letzten Seite von "La Protesta" nähert; hier lauert der Teufel im Detail. Auf dieser Seite befinden sich die Versammlungsanzeigen. Im November 1923 z.B. begegnet man einer Gruppe, die sich "Amigos del Argonauta" (Freunde des Argonauten) nennt und ein großes Picknick veranstaltet. Reichhaltiges Buffet, bescheidene Preise, ein Radio soll versteigert werden, eine Kapelle wird aufspielen. Eine "Liga de Educación Racionalista" (Liga für verstandesgemäße Erziehung) kündigt eine literarisch-musikalische Revue an: Werke von Schubert, Verdi und Liszt sollen gegeben werden, man wird Gedichte von Rubén Dario und Juana de Ibarbourou rezitieren. Bibliotheken aus den Provinzstädten bitten um kostenlose Exemplare von Zeitungen und Broschüren. Die Druckerei von "La Protesta" will Lumpen haben, da man wieder einmal die Maschinen reinigen muß. Eine Gruppe, die ihre Zeitung kostenlos verschickt, ruft die verehrten Leser auf, hin und wieder einen Geldbetrag einzuschicken.

Viele der Zeitungen, in denen ich blättere, tragen Randnotizen oder Adressenaufkleber. *"Grüße an den Genossen Diego Abad de Santillán"* hat jemand mit blauer Tinte auf den Rand einer Titelseite geschrieben. Auf einem Adreßaufkleber liest man: *"Pierre Ramus, Wien, Austria, Klosterneuburg"*, auf einem anderen: *"Freedom Press, 127 Assailston St., N.W., London"*. Am häufigsten sind die Zeitungen adressiert an: *"Dr. Max Nettlau, Larasthgasse 32, Wien IX/2"*. Das liest sich wie ein kleiner Auszug aus dem Gotha des internationalen Anarchismus. Max Nettlau, ein gebürtiger Österreicher, ist der bislang bedeutendste Historiker des Anarchismus. Er hat eine riesige

Sammlung von Büchern, Broschüren und Zeitungen hinterlassen, die sich heute in Amsterdam, im "Internationalen Institut für Sozialgeschichte", befindet. Diego Abad de Santillán ist ein Wanderer zwischen den anarchistischen Welten gewesen; in Spanien und Argentinien hat er gleichermaßen seine Spuren hinterlassen. Er zählt zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der mächtigen FAI ("Federación Anarquista Ibérica"), die - 1927 gegründet - die anarchistische Gewerkschaft CNT ("Confederación Nacional del Trabajo") am Gängelband hielt. Pierre Ramus alias Rudolf Großmann gab die Zeitschriften "Die Freie Generation" (später als "Jahrbuch der Freien Generation"), "Wohlstand für alle" und "Erkenntnis und Befreiung" heraus. Die "Freedom Press" schließlich war eine der bedeutendsten anarchistischen Zeitungen Großbritanniens.

"La Protesta" setzt sich üblicherweise aus einem Gewimmel von Artikeln zusammen; der Platz reichte nie aus. Schon auf der Titelseite drängeln sich Kommentare, Berichte und Nachrichten über Ereignisse aus dem In- und Ausland. Am 27. Oktober 1929 dagegen ist alles anders: Nur ein Thema beherrscht die Titelseite, der Mord an Emilio Lopez Arango. Links ein großer Leitartikel, ungezeichnet. Das Entsetzen sei zu groß, um einige ausgewogene Zeilen schreiben zu können, die Tragödie so überwältigend, daß es nicht einmal gelinge, dem eigenen Schmerz Ausdruck zu geben. Der Tod Arangos könne sich eines Tages als erster Schritt hin zu einem katastrophalen Zusammenbruch erweisen.

In der Mitte der Zeitung ein Photo Arangos: ein junger Mann Mitte der dreißig, eher schmächtig, im Straßenanzug, Krawatte; daneben einige Stellungnahmen der anarchistischen Gemeinschaft. Das Sekretariat der "Asociación Continental Americana de los Trabajadores" (ACAT; Kontinentalamerikanische Arbeiterassoziation) schreibt, mit Arango verliere die libertäre Bewegung in Südamerika ihren besten Kopf. Genauso klagt das "Comité Pro Presos y Deportados", mit Arango sei eine der wichtigsten Persönlichkeiten des Anarchismus ermordet worden. Es habe schon viele politische Attentate in Argentinien gegeben, schreibt die Redaktion, aber selten sei eines dermaßen kaltblütig ausgeführt worden, wie das auf Arango. Drei Männer klingeln an der Tür seiner Wohnung, Arango öffnet, sie schießen sofort und fliehen unerkannt in einem Auto. Arango ist von drei Kugeln getroffen und schwer verwundet; die Nachbarn eilen um Hilfe, aber zehn Minuten nach dem Attentat stirbt Arango. Er hinterläßt eine Frau, *"companera"*, Lebensgefährtin, schreibt "La Protesta", und drei Kinder: *"Fünfzehn Jahre Engagement in der anarchistischen Bewegung hinterlassen den Seinen nicht mehr als einen Namen, der Erinnerung und Achtung verdient."*

Fünfzehn Jahre Engagement in der anarchistischen Bewegung müssen irgendwo ihre Spuren hinterlassen haben. Bei Walter Bittner, der ein Buch über die Geschichte der argentinischen Gewerkschaften vor Perón geschrieben hat, finde ich nicht einmal seinen Namen.[1] Freunde und Bekannte aus Argentinien schütteln den Kopf. Emilio Lopez Arango? Nie gehört. Die Spurensuche ist langwierig. Hier und da gibt es eine Notiz über Arango, ich finde den einen oder anderen Artikel aus seiner Feder. Ab und an taucht sein Name in Protokollen auf. Eine Reihe längerer Abhandlungen Arangos

AÑO XXXIII — Buenos Aires, Domingo 27 de Octubre de 1929 — N.o 6405

LA PROTESTA

Diario de la mañana

FUNDADO EL 13 DE JUNIO DE 1897

PORTE PAGO
SUSCRIPCION MENSUAL
Incluso el SUPLEMENTO
$ 2.50
Número suelto
10 Cts.

Redacción, Administración y Talleres: Perú 1537.—U. T. 0478 B. Orden.—Correspondencia de Redacción a LA PROTESTA— Giros y Valores a M. Torrente

El Asesinato de López Arango

Una manifestación de vileza y de cobardìa

EL ARMA DEL CRIMEN

La consternación producida por el hecho infame es demasiado grande para que podamos hilvanar serenamente estas líneas. Es tanto lo que tenemos que decir, es tan intensa la tragedia, que no acertamos a expresar el dolor que nos domina. Emilio López Arango ha sido cobardemente asesinado por sicarios que a estas horas deben estar completamente satisfechos de su obra y de su gesto. Una vida cortada criminalmente en plena juventud, una existencia de militante proletario probo y recto interrumpida de un modo bestial, heredado del fascismo.

Un camarada y un amigo que no tendremos más a nuestro lado, un padre que deja en la orfandad tres hijos que serán una perpetua acusación para los asesinos.

Esa desaparición inopinada de Arango deja a nuestro alrededor como una sensación de vacío. Hay un puesto en la propaganda que no será fácil de llenar.

A través de muchos años ha desarrollado una labor tesonera de propaganda escrita que no hemos de juzgar nosotros; ahí está. Habrá chocado más o menos agriamente con adversarios de dentro y de fuera, pero nadie se atreverá a poner en duda su sinceridad interna, su voluntad apasionada por servir a una gran causa. Su pérdida es una pérdida enorme no solo para esta casa, sino también para el anarquismo regional.

Si como amigos y compañeros de brega el dolor nos aplasta como una montaña que pesara sobre nuestro corazón, como anarquistas sentimos una impresión indecible de vergüenza. ¡Se advertirá por fin el mal camino? No levantamos aquí el brazo acusador. No hace falta. El villano asesinato de Arango, a la puerta de su domicilio después de una emboscada de impunidad segura, es de esos hechos que los sicarios ocultan como se ocultan todas las infamias que rebajan y mancillan a la humanidad. Sea de la reacción fascista o de donde sea, ese crimen es siempre una batalla que han ganado nuestros adversarios del despotismo y de las tinieblas.

¡Ojalá no les aproveche! ¡Ojalá los sicarios tengan un día el castigo de la comprensión de toda la magnitud de su infamia! No les deseamos ningún otro mal, no pedimos para ellos ningún otro castigo. Han obrado con sangre fría digna de mejor causa, con toda premeditación. Se ve que conocen el oficio de la delincuencia vulgar. Si en este país triunfase la dictadura fascista que amenaza desde diversos sectores, los asesinos de Arango figurarán en los puestos de honor del escuadrismo.

Los anarquistas del país, por encima de todos los sectores, los que tienen realmente interés por las ideas y saben poner las cosas secundarias en el lugar que les corresponde, deben reflexionar, ser justos ante todo y obrar en consecuencia. La muerte de Arango puede ser el primer escalón de una caída catastrófica o el comienzo de una sana reacción de la conciencia libertaria contra manifestaciones asqueantes e infames. Los anarquistas, los anarquistas que se preocupan del porvenir del movimiento, los soldados rasos honestos y abnegados de la causa, esos son los que tienen la palabra, esos son los que deben decidir con su conducta ante este asesinato cuál ha de ser la posición del anarquismo en el país. A ellos apelamos y ellos darán su respuesta estrechando filas para la obra de superación y de dignificación en que estamos empeñados.

Damos unos breves datos biográficos sobre Arango.

Nació en Cudilleros, provincia de Oviedo (España), el 25 de mayo de 1894, de una familia de pescadores. En contacto desde temprano con las privaciones proletarias, emigró muy joven a Cuba, a los 13 o 14 años. En Cuba hizo sus primeras armas como asalariado que debía subvenir a sus necesidades materiales. De Cuba regresó a España y de allí vino a la Argentina hace casi veinte años, entrando a trabajar en el gremio de panaderos.

Durante un gran período de desocupación, allá por 1912, ambulando por las calles de Buenos Aires en busca de pan y de trabajo, tropezó con un puesto callejero de libros y, aficionado a la lectura, le llamó sobre todo la atención uno que se titulaba "La conquista del pan". En sus tristes condiciones, el título no podía ser más sugestivo. Con sus últimos centavos compró el libro, y ese día quedó sin comer. Pero también, desde ese día quedó cautivado por las páginas meridianas de Kropotkin y se hizo anarquista. Su primer período de militante lo tuvo entre los panaderos, convirtiéndose en uno de los principales factores de su reorganización. Los panaderos viejos recuerdan siempre con cariño a aquel muchacho de 1912 y 1913, incansable y estudioso, que adquirió por su propia fuerza de voluntad sus conocimientos. Arango es el tipo del perfecto autodidacta: creemos que no asistió nunca a una escuela, no pudo asistir, porque en su hogar no se podía pagar el lujo de la instrucción.

Durante una huelga del gremio, fué detenido por un hecho más o menos vulgar en todo conflicto en donde se ponen frente a frente huelguistas y rompehuelgas. Fué sometido a proceso y condenado a un año y medio de prisión, pena que cumplió hasta el último día.

La cárcel fué para él una escuela, no sólo por encontrarse en compañía de militantes como Apolinario Barrera, Teodoro Antilli y otros, sino porque tuvo tiempo para ensayarse a escribir y para leer abundantemente.

A su salida de la prisión vilvió a su gremio, siendo el redactor de "El Obrero Panadero". De "El Obrero Panadero" pasó a LA PROTESTA, en 1916, y en el yunque, es decir, en la mesa de redacción en donde escribimos estas líneas, terminó su formación intelectual y adquirió el carácter que todos saben. A partir de entonces la vida de Arango es más generalmente conocida, pues salvo un breve período en 1919-20, ha ocupado siempre en el diario el puesto de más responsabilidad. Su nombre ha traspasado las fronteras del país y era ya ampliamente conocido como uno de los militantes más íntegros del anarquismo regional. Estamos seguros de que esta tragedia ha de ser internacionalmente deplorada. Circulan por ahí algunos folletos y el libro escrito en colaboración, "El anarquismo en el movimiento obrero", que dirán a los interesados cuáles eran los pensamientos cardinales de Arango en la lucha y en la propaganda.

En el congreso continental de mayo de este año ha sido elegido miembro del secretariado de la Asociación Continental Americana de los Trabajadores.

Deja una compañera y tres hijos de corta edad, en las condiciones que se puede suponer. Quince años de militante anarquista en las primeras filas no dejan a los suyos más herencia que un nombre digno de respeto y recuerdo.

EMILIO LOPEZ ARANGO

Hoy a las 9 horas, se efectuará el sepelio-El cortejo partirá de B. Mitre 3270

ASOCIACION CONTINENTAL A. DE LOS TRABAJADORES

UN CRIMEN SIN NOMBRE —

El miembro de este Secretariado, compañero Emilio López Arango, ha sido asesinado del modo más cobarde y alevoso que se puede imaginar, por asesinos vulgares seguros de toda impunidad.

La Asociación Continental Americana, el movimiento libertario de América, pierde en Arango una de sus mejores fuerzas. Interpretando los sentimientos solidarios y justicieros del proletariado revolucionario adherido, el Secretariado se asocia al duelo causado por ese crimen y eleva su más ferviente condenación contra los asesinos.

Los trabajadores de la Argentina sabrán hacer menos sensible la pérdida redoblando sus actividades de propaganda y de organización, en el sentido señalado con tenacidad y honradez durante muchos años por el malogrado compañero.

EL SECRETARIADO

C. PRO PRESOS Y DEPORTADOS

LA VICTIMA DE HOY — E. LOPEZ ARANGO

Víctima de un cobarde e infame asesinato, cayó atravesado ayer por las balas anónimas de una banda de canallas, el camarada Arango, en su propio domicilio.

Con esto queda consumado un plan que las turbas reaccionarias llevaron a cabo con toda alevosía, pudiendo darse por satisfechos de su obra que resta al movimiento obrero y anarquista a uno de los militantes más activos; a falta de razonamientos para combatirlo, apelaron al medio infame de la agresión a boca de jarro, después de llamarlo en su propio hogar, descargando en la puerta, al querer atenderlos, tres balazos que fueron mortales, huyendo luego sus agresores en automóvil.

Socorrido no vivió más de diez minutos.

Las balas le desgarraron por completo la vida, terminando así con el amigo y compañero que fué todo abnegación en defensa de los ideales que dignamente sostuvo: el comunismo anárquico.

Por lo tanto, el Comité, asociándose al dolor que causa la desaparición de este valioso militante, invita a acompañar sus restos hasta el cementerio del Oeste, a donde todos, hermanados en la misma angustia, ahogaremos en el corazón las lágrimas, despidiendo al que fué animador tenaz y sincero del movimiento emancipador proletario, dando con nuestra presencia la prueba cariñosa del afecto que todos le teníamos, animándonos para proseguir su obra, a pesar de semejante crimen.

Por el Comité:
Julio Stefani, secretario

F. O. LOCAL BONAERENSE

A LOS CAMARADAS Y TRABAJADORES EN GENERAL

POR LOPEZ ARANGO —

Alevosamente ha sido asesinado el camarada López Arango. El hecho no puede ser más repugnante.

La F. O. L. B. exhorta a los compañeros a que se adhieran al duelo, acompañando a su última morada al malogrado compañero que fué en vida un militante recto e inteligente, que supo definir claramente la orientación del movimiento obrero revolucionario del país.

El cortejo se formará en el local de B. Mitre 3270, donde el día de ayer se velaron sus restos.

Adhiriéndose al duelo por el compañero asesinado, la F. O. L. B. suspende el acto que tenía anunciado por la liberación de S. Radowitzky.

EL CONSEJO LOCAL

F. O. REGIONAL ARGENTINA

El alevoso asesinato de que fué víctima en la tarde del viernes, el compañero Emilio Lópéz Arango, ha llenado de luto al movimiento anarquista. No caben palabras para condensar todo el inmenso dolor que nos causa su trágica desaparición; como tampoco nos alcanzan las palabras para expresar nuestra más fuerte condenación contra ese premeditado crimen que ha sido gestado por las almas traidoras, cómplices de la reacción más descarada.

Frente, pues, a ese luctuoso hecho y para expresar la manifestación de condolencia que sobre esa desaparición nos causa, este Consejo llama a todos los militantes revolucionarios para que acompañen sus restos mortales a la última morada. El cortejo partirá del local de esta Federación, Bartolomé Mitre 3270, a las 9 horas.

La muerte de ese viejo militante, que tuvo a su cargo la redacción del órgano anarquista LA PROTESTA desde hace unos quince o más años, debe servir de clarinada estridente para que todos los revolucionarios sinceros se conciten en las filas responsables de las ideas libertarias a fin de proseguir con tesón en esa obra netamente anárquica que supo desarrollar el camarada vilmente asesinado. Creemos que este repugnante accidente que nos arrebató a uno de los más clarividentes pensadores y uno de los militantes más responsables del movimiento anarquista, debe ser cobrado por los que nos consideramos defensores de esta entidad, es un crimen que no debe quedar en la impunidad, y lo menos que los revolucionarios deben saber es quienes son los dos o más autores de tan criminoso y vil asesinato. ..

EL CONSEJO FEDERAL

¡ANARQUISTAS!

Hoy a las 9 horas se efectuará el sepelio de los restos del compañero Emilio López Arango. El cortejo será una demostración contra el crimen, donde los anarquistas se darán cita de honor.

La redacción y administración de LA PROTESTA, en cuyos 33 años de existencia no se ha registrado un hecho tan incalificable, invita a todos los compañeros a integrar el cortejo fúnebre del que fué nuestro fiel camarada y amigo.

LO PREVISTO

Ha hecho crisis la situación violenta que venían creando los elementos patronales en la zona portuaria

Tal como lo habíamos adelantado en ediciones anteriores, la situación violenta que contribuyeron a crear los elementos que sirven a la reacción en la zona del puerto de la capital, se vino tornando cada vez más grave, hasta que en la tarde del día viernes hizo crisis y culminó en la nota sangrienta y lamentable que ya se tenía prevista.

Lo habíamos dicho, y hoy estamos en condiciones de testimoniar nuestras afirmaciones de ayer: la actitud tolerante que venía observando las autoridades ante la agresividad fascista de las bandas de maleantes que recorren la ribera, pretendiendo ejercer un monopolio exclusivo del trabajo, tenía que traer como consecuencia la precipitación de acontecimientos deplorables. Y eso es lo que ha ocurrido en la tarde del viernes.

La actividad del capitán jubilado Miranda, que es quien comanda las huestes maleantes en la zona del puerto, la acción del que figura como presidente de la pretendida sociedad autónoma de diques y dársenas, un tal Fernández, y la actitud complaciente de las autoridades marítimas, todo ello amparado y alentado por el subprefecto Barbón, que demuestra gran interés por favorecer los planes del capitalismo reaccionario, fueron todos factores determinantes de esa situación violenta creada en el puerto de la Capital. Y a nadie sino a esos factores cabe achacar la responsabilidad del suceso sangriento ocurrido el día viernes, a raíz del cual resultó muerto un inspector de la Liga, y herido de gravedad un obrero organizado.

Las informaciones que suministran los diarios de ayer acerca de este suceso, así como lo que hemos logrado averiguar por nuestra parte, permiten establecer que, como en otros casos, en éste la provocación ha partido de los elementos fascistas capitaneados por el tal inspector, que pretendieron desalojar de un vapor a los trabajadores organizados para ubicarse ellos en el trabajo. He aquí la información que dá un diario de la mañana:

"Ayer, a las 14.30, en la ribera del Riachuelo, ocurrió un grave hecho de sangre, resultando una persona muerta, y otra gravemente herida.

"Las causas que motivaron dicho suceso no ha sido aún establecidas, pues las personas detenidas a raíz de él, manifestaban la más absoluta ignorancia sobre lo acaecido.

"A la hora nombrada, a bordo del vapor "Munindepis", de bandera norteamericana, surto en el Riachuelo frente a las calles Pedro Mendoza y Patricios, se hallaban trabajando varios estibadores.

"Acompañado de varios individuos, llegóse al lugar mencionado Benjamín Pérez, argentino, de 54 años de edad, viudo, quien se domiciliaba en la localidad de Valentín Alsina.

"Pérez detúvose a conversar con uno de los estibadores, conversación que duró un buen rato, y quedó interrumpida al oirse un disparo de revólver, cayendo Pérez mortalmente herido.

"Dicho disparo, cuyo autor no está individualizado, originó un recio tiroteo entre los acompañantes de la víctima y los obreros estibadores.

"Al acudir la policía halló a Pérez cadáver ya, y al estibador Pedro Leguizamón, quien estaba gravemente herido de bala.

"De inmediato se procedió a la detención de las personas que tuvieron intervención en el hecho, en conjunto treinta, las cuales fueron remitidas al local de la Prefectura.

"Posteriormente se les tomó declaración, manifestando todas ellas desconocer los motivos del suceso, como así mismo a los autores de los disparos".

Se produjo, pues, lo que ya estaba previsto desde que comenzó esta nueva maniobra reaccionaria del gran capitalismo que simuló disolver la Asociación Nacional del Trabajo y retirar el control liguista del puerto, pero que encomendó a sus agentes mercenarios la comisión de las mismas tropelías que cometieron hasta ayer, y la utilización de los mismos medios tendientes a destruir la organización de los obreros portuarios. La situación violenta creada en el puerto de la capital ha hecho crisis, pues, culminando en el suceso que comentamos, y de ello hay que cargar la responsabilidad a las autoridades, que, como se ha dicho, no estaban ignorantes de lo que habría de producirse.

Las autoridades sabían que desde el día anterior al tiroteo, la situación se había tornado gravísima por la actitud agresiva de las turbas fascistas que responden a los intereses patronales. Sabían que, a raíz de esa agresividad prepotente de los elementos maleantes, los trabajadores organizados se habían visto obligados a paralizar sus tareas en cinco o seis vapores, y sabían, en suma, que de un momento a otro sobrevendría la crisis y se producirían acontecimientos de mayores consecuencias. Sin embargo, las autoridades nada hicieron por evitar estos males que, lo repetimos, no podían ignorar. Antes al contrario, con su actitud complaciente, dieron lugar a que las bandas de facinerosos armados que responden a la patrulla se envalentonaran y continuaran en su tren de atropellos y provocaciones hasta producir el suceso que dejamos comentado.

La reacción se cierne amenazante sobre la organización de los trabajadores portuarios, impidiendo a éstos el ejercicio del más sagrado y elemental de los derechos, el de trabajar, que equivale al derecho de ganar el pan. Repetimos, pues, lo que hemos expresado ayer acerca de la situación portuaria, es decir, que el proletariado debe estar atento y dispuesto para responder al primer llamado que reclame una acción [illegible]

AÑO XXXIII — Buenos Aires, Martes 29 de Octubre de 1929 — N.o 6406

LA PROTESTA

Diario de la mañana

FUNDADO EL 13 DE JUNIO DE 1897

Enviar (Para M. Trenti) Calle Aurora 52 PASO MOLINO — MONTEVIDEO

PORTE PAGO
SUSCRIPCION MENSUAL
Incluso el SUPLEMENTO
$ 2,50
Número suelto
10 Cts.

Redacción, Administración y Talleres: Perú 1537.—U. T. 0478 B. Orden.—Correspondencia de Redacción a LA PROTESTA— Giros y Valores a M. Torrente

DESPUES DE LA TRAGEDIA

AHORA O NUNCA

Un motivo de reflexión para los anarquistas

Hemos llorado desde lo más profundo del alma al compañero asesinado tan vilmente. Lo lloraremos. Pero aun haciendo toda la violencia imaginable a nuestros sentimientos íntimos, ponemos sordina a nuestros impulsos y continuamos la brega, como lo hubiera hecho Arango de haberse encontrado en el lugar nuestro.

Nos figuramos que los anarquistas todos sabrán valorar la pérdida experimentada; no todos los días aparecen hombres de su temple, de su capacidad, de su constancia y de su gran espíritu de consecuencia. Para nosotros se añade a la desaparición del compañero difícilmente sustituible, la desaparición del amigo.

Como amigo lo hemos llorado y no serán las vertidas las últimas lágrimas. Pero esos sentimientos son personales, de nuestra amistad, y los queremos reprimir para hablar de los intereses más generales del movimiento anarquista, de su porvenir, de sus necesidades apremiantes.

Tenemos confianza en el movimiento y ésta es la hora de expresarla por nuestra parte como es hora de que el movimiento responda a ella.

La muerte de Arango, por la significación que tiene, por todo lo que revela, por lo que traduce, debe ser para todos, para sus amigos y también para sus adversarios, un campanazo de alarma: ¡Ahora o nunca! ¡Ser o no ser!

Es preciso un momento de reflexión, un momento de hombría, de elevación espiritual por encima de todas las miserias morales de la vida y la firme voluntad de poner coto al mal. Los que en esta hora persistan en odios mal dirigidos, en propósitos y aspiraciones que degradan, esos no reflexionarán, esos no saldrán al frente a estrechar filas, a defender la anarquía como debe defenderse contra el veneno de la insidia, del autoritarismo, incluso contra los sicarios que equivocaron el camino.

Nosotros apelamos a todos los buenos, a esa pléyade de compañeros que, anónimamente, sin pretensiones, sin ambiciones, como anarquistas de verdad, sacrifican cuanto tienen y dan a la causa el aporte de sus energías, de sus recursos, de su vida entera. Ellos son los que tienen la palabra ahora, ellos son los que deben decir, con los hechos, con el ejemplo propio, lo que debe hacerse, para superar esta hora gris en el horizonte de nuestro movimiento. Tenemos confianza en ellos. Para ellos la anarquía es justicia, libertad, solidaridad, amor. Y son los sentimientos nobles y dignos los que deben anteponerse a todo. A un lado la maldad, donde quiera que se anide, a otro el corazón lleno de esperanzas y de anhelos generosos. Para reconocer a los buenos no tendremos otro signo que éste: su conducta, su corazón, su voluntad.

¡Camaradas todos! Es la hora. Volvemos a repetirlo: ¡Ser o no ser! El dilema es extremo, pero es así, no exageramos.

Tendemos una mano fraternal a todos los que son capaces de sobreponerse a las pequeñas disidencias personales y están dispuestos a estrecharla como señal de reconocimiento, por encima de nuestros disgustos inevitables. La anarquía es una, y la anarquía debe formar siempre un haz, un bloque unido contra el enemigo; el espíritu de la autoridad, que corrompe todo lo que toca. Pero como las formas de la autoridad son múltiples, así la anarquía puede componerse de la más grande variedad posible de matices y de actividades. No pedimos que nadie renuncie a sus predilecciones, a sus organismos, a su propia prensa, a su propio ambiente. Todo lo contrario. Estamos dispuestos a estimular esa variedad, porque es signo de vida y de inteligencia. Pero tenemos un derecho y un deber moral a pedir a todos los anarquistas que pongan un ¡basta! enérgico y definitivo a todo lo que no sea primordial para los intereses de nuestro movimiento y de nuestras ideas, para restablecer la unidad moral del anarquismo frente a todos sus adversarios de dentro y de fuera.

Es con ese espíritu que decimos con la sinceridad que hemos tenido siempre:

¡Anarquistas de todas las tendencias, sin renunciar a vuestras predilecciones, a vuestra interpretación particular de ideas y de hechos, uníos contra la plaga del autoritarismo y contra la perversidad!

EL SEPELIO DE LOS RESTOS DE LOPEZ ARANGO

Millares de compañeros siguieron el féretro llevado a pulso hasta el Cementerio del Oeste

EL DOLOR NO HA SIDO SOLO NUESTRO —

Cómo era de suponer, la desaparición trágica de nuestro compañero de tareas ha tenido honda repercusión entre los anarquistas. La consternación y el dolor de todos los hombres dignos se ha expresado en forma elocuente. Raramente hemos visto llorar a tantos compañeros, viejos y nuevos militantes, que conocieron todas las alternativas de la lucha revolucionaria y que han renovado sus energías cuanto más grandes eran los peligros que amenazaban al movimiento por parte de la reacción. También del interior de la república nos han llegado conmovedores testimonios de protesta y de solidaridad. El dolor ha sido grande; se advierte la magnitud de la pérdida experimentada y se maldice a los viles asesinos.

EN EL LOCAL B. MITRE 3270 —

Los restos de Arango fueron llevados el sábado por la tarde al local de la calle B. Mitre 3270, donde se levantó la capilla ardiente. Millares de personas desfilaron durante la tarde y la noche ante el cadáver del compañero asesinado, ofreciendo el testimonio de su respeto hacia el caído y de su condenación del crimen. Se vió allí, en la indignación y la pena reflejada en todos los rostros, cuán hondas eran las simpatías de que gozaba el malogrado compañero. El féretro fué cubierto de flores y el homenaje mudo de la colectividad anarquista no ha podido ser más conmovedor.

EL CORTEJO —

A las ocho y media del domingo se puso en marcha el cortejo fúnebre. Antes el camarada Biagiotti interpretó en breves palabras el sentimiento de todos, poniendo de relieve la magnitud de la tragedia, pero exhortando vibrantemente a no desmayar, a seguir adelante, con fe inmutable en el porvenir y en [illegible] por el cual Arango ha dado todo lo que tenía.

El féretro fué sacado del local por miembros de la redacción de LA PROTESTA y por militantes de la F. O. R. A. En el curso del largo trayecto, acompañado de millares de personas, no obstante haberse puesto en marcha antes de la hora indicada, fueron numerosos los compañeros que se turnaron para llevar a pulso hasta la última morada los restos del extinto.

VIVAS A LA ANARQUIA Y CANCIONES REVOLUCIONARIAS

La demostración era imponente; era precedida por un compacto grupo de compañeras cargadas de flores, y como abarcaba todo lo ancho de la calle, a su paso ha debido paralizarse todo el tráfico. La curiosidad pública adivinaba de inmediato que el cortejo proletario, tras un féretro llevado a pulso por hombres de trabajo, no podía ser más que el de nuestro compañero de tareas. Las canciones revolucionarias, "Hijos del pueblo" y demás, y los vivas a la anarquía, fueron el más grato acompañamiento en el entierro del querido camarada. A esos himnos de fe, a esos gritos de afirmación revolucionaria, se mezclaban también las lágrimas. Era inevitable. Muchos cantaban para no verse forzados a llorar.

EN EL CEMENTERIO DEL OESTE —

El cortejo fué considerablemente engrosado al llegar al cementerio del Oeste, donde había cerca de un millar de compañeros que esperaban la llegada de la demostración. Esa enorme muchedumbre entró al son de "Hijos del pueblo" en la necrópolis. Los ánimos no estaban para pronunciar discursos, sin embargo fué necesario improvisar dos tribunas, desde donde algunos amigos y compañeros íntimos, y algunos delegados de organismos del interior del país, hicieron pública su protesta y su solidaridad, manifestando todos la voluntad de llenar el deplorable vacío y de seguir adelante a pesar de todos los obstáculos.

El ataúd quedó sepultado en la sección 2, manzana 2, tablón 15, sepultura 28.

UN ASPECTO DEL CORTEJO FUNEBRE

Otra instantánea de la gran manifestación de duelo

Contra el crimen

F. O. L. ROSARINA —

Esta Federación ha destacado un delegado, que expresó en el cementerio, ante la tumba abierta de Arango, la profunda indignación de los trabajadores revolucionarios de esa ciudad.

F. O. L. DE MAR DEL PLATA —

El Consejo local nos ha enviado el domingo 26 el telegrama siguiente:

"Este Consejo y camaradas de Mar del Plata envían el más sentido pésame por el asesinato de nuestro compañero Emilio López Arango y repudian a sus cobardes asesinos."

APOLINARIO BARRERA —

Este compañero nos envía las siguientes líneas:

"Camaradas: Por sobre todo, mi protesta más enérgica contra el asesinato vil de Arango y mi confianza en el porvenir.

"¡Viva la anarquía y adelante! — A. Barrera.

ATENEO CLARIDAD —

De esta institución transcribimos la carta que sigue:

"Buenos Aires, 26 de octubre de 1929. —A la redacción de LA PROTESTA — Estimados camaradas: El "Ateneo Claridad" enviales su más profundo sentimiento por la muerte alevosa y criminal de vuestro compañero Emilio López Arango, uno de los militantes más destacados de la izquierda social y del movimiento obrero.

"Lamenta que esta penosa y dolorosa desaparición que saluta a todos los hombres libres, nos proporcione la ocasión de saludarlos. — E. Barthelemi, secretario-interior. — Antonio Zamora, secretario general".

S. DE R. y PROTECCION MUTUA U. O. DEL AFIRMADO (B. A.)

Ciudadano director del diario LA PROTESTA: — Comunícole que en la asamblea realizada por este sindicato en el día de hoy se resolvió: Ponerse de pie en homenaje al ciudadano Emilio López Arango y protestar enérgicamente contra ese crimen salvaje, que toda la clase obrera, sin distinción ideológica, debe condenar.

Adhiriéndonos profunda y sinceramente al duelo, lo saludamos atte. — José Pérez, secretario general.

EL ACTO DE DEPOSITAR EL CADAVER EN LA SEPULTURA

OTROS TESTIMONIOS DE SOLIDARIDAD

Camaradas, salud.

La fatal noticia que me trasmitió LA PROTESTA, ha caído como losa de plomo en mi espíritu. No conocía personalmente al camarada Arango, pero sí por su labor. El cobarde asesinato me rememora días no muy lejanos, que camaradas del otro continente con los cuales me unían lazos de amistad profunda como amigos y luchadores del ideal que tanto amamos, iban desapareciendo en forma análoga que lo ha hecho el que hasta hace un momento convivía con nosotros las horas inciertas de la humanidad presente. La muerte, en sí, nada es, si el que desaparece supo en vida aprovechar el tiempo. Arango ha sido uno de éstos y si bien deja un vacío, no debemos desesperar. Hasta cierto límite, nos puede apesadumbrar constatar crímenes como el presente. ¿Quién no sentirá el dolor? No tiene reparos la catástrofe acaecida y debemos pensar en que el Moloch se ha tragado un hermano más. ¿Cuándo daremos fin al martirologio a que el monstruo nos tiene sometidos? ¿Quién no recuerda a Boal, Archs, Seguí, Peronas, Albarisias y tantos otros como regaron con su sangre generosa las piedras de las calles de Barcelona, por ejemplo? ¡Serenidad y adelante, queridos compañeros! No creyendo en Dios no podemos pedirle que salve el alma del que en vida fué un buen amigo y un mejor camarada, pero su memoria, y con la suya la de los que igualmente fueron tan cobardemente asesinados, levanta el espíritu decaído y fortalece la voluntad indecisa, para no amilanarse ante el dolor de una derrota y sí afianzarse más en la lucha para ganar finalmente la batalla.

Por lo que a mí respecta, cada compañero caído en la tan desigual lucha, es un nuevo acicate que me empuja adelante, como refresco del deber que la razón impone a todo el que no sea un eunuco, o bestia rastrera. Mi dolor unido al vuestro. ¡Seamos hombres! —P. Porta, Rosario.

DE DOS GOLONDRINAS —

Con dolor nos asociamos al duelo por el infortunado compañero que supo luchar por el bien de la causa, noble y altivo. También nosotros, los golondrinas, damos nuestro grito de protesta y nuestra voz de repudio a los cobardes sin cerebro. [illegible] golondrinas al escribir estas líneas de dolor, no es para llorar, sino para demostrar a los asesinos que, matando a un hombre, no se mata una causa.

Para terminar con estas iniquidades, sigamos luchando con valentía como supo hacerlo nuestro infortunado compañero. Sigamos hasta terminar con esta sociedad carcomida, hasta conquistar la justicia, el amor y la libertad. — Dos Golondrinas. — Mar del Plata, octubre de 1929.

Camaradas:

Envío mi más profundo pésame por la muerte del inolvidable camarada Emilio López Arango, que no fué más que víctima de un odio insensato. Al mismo tiempo exhorto a los nuevos camaradas a seguir la obra de este incansable luchador, hasta llevar a feliz término la redención humana. Saludos cordiales. Joaquín Augusto, Salliqueló.

findet sich in der Beilage "Suplemento Quincenal" zu "La Protesta". Rudolf Rocker erwähnt ihn in seinen Memoiren: *"Zusammen mit E. Lopez Arango wurde Santillán später einer der Schriftsteller von La Protesta."*[2] Antonio Elorza erwähnt Arango in seinem Nachruf auf Santillán: *"In den Spalten von La Protesta in Buenos Aires führte Santillán mit einem weiteren spanischen Emigranten, Emilio Lopez Arango, die Kampagne für die Wiedergewinnung der FORA für den Anarchismus."*[3] Langsam nur fügen sich die Teile des Puzzles zusammen. Das Bild wird auch am Ende nicht vollständig sein. Aber einen Schluß läßt es zu: Arango ist einer der wichtigsten Vertreter des argentinischen Anarchismus der zwanziger Jahre. Kurz nach seinem Tod wird auch die anarchistische Bewegung zerbrechen.[4]

Emilio Lopez Arango stammte aus einer galizischen Fischerfamilie. Am 25. Mai 1894 wurde er in Emdilleros, in der Provinz Oviedo, geboren. Seine Familie war arm, wie alle Familien in der Gegend. Der Schulbesuch beschränkte sich auf das Nötigste; immerhin lernte Arango lesen und schreiben. 1907 oder 1908 fuhr er nach Kuba; schlechte Ernten, Überschwemmungen und Hungersnöte führten viele spanische Landarbeiter auf denselben Weg. Zugvogelarbeiter kamen zur Zuckerrohrernte für ein halbes Jahr auf die Insel. Der eine oder andere blieb etwas länger, hoffte vielleicht, in den Zuckersiedereien oder anderswo Beschäftigung zu finden. Jahrhundertelang war die Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen Sklavenarbeit, mit der Aufhebung der Sklaverei und dem Einsatz von Dampfmaschinen wanderten Tagelöhner ein, aus Haiti und Jamaika, aber auch aus Spanien. Arango blieb nur ein paar Monate; er kehrte schon bald nach Spanien zurück. 1909 ging er nach Argentinien.[5] Auch dort gab es überseeische Sachsengänger, Wanderarbeiter - vorzugsweise aus Italien -, die im November bei der Weizenernte halfen. Arango kam auf dem Höhepunkt der Einwanderungswelle. Mindestens 1,5 Millionen Menschen strömten im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nach Argentinien. Allein 1909 waren es, nach den Statistiken der Einwanderungsbehörde, 215.897, 43 % davon Italiener, 40 % Spanier. Drittgrößte Bevölkerungsgruppe waren, erstaunlich genug, die Russen mit 7,6 %. Als Einwanderer *"wird jeder ausländische Tagelöhner, Handwerker, Gewerbetreibende, Ackerbauer oder Lehrer, falls er jünger als 60 Jahre ist und seine Rechenschaft und Befähigung nachzuweisen vermag"*, angesehen. Außerdem mußte er ein Zeugnis über seinen *"guten Leumund"* vorweisen, von einem argentinischen Konsul oder Einwanderungsagenten mit Brief und Siegel versehen.[6] So genau wurde das freilich nicht immer gehandhabt. Erst recht nicht in Boomzeiten, wenn die argentinische Wirtschaft Arbeitskräfte benötigte. So konnten sich auch Menschen, denen die Polizeibehörden ihrer Heimatländer keinen allzu guten Leumund attestieren würden, in Argentinien niederlassen: französische und italienische, deutsche und russische Revolutionäre, Matrosen des Panzerkreuzers Potemkin z.B. Jeder Einwanderer konnte auf Staatskosten nach dem Punkt des Landes befördert werden, an dem er sich niederlassen wollte. Aber rund die Hälfte der Einwanderer blieb im Großraum Buenos Aires hängen, wo

sich Industrie und Gewerbe konzentrierten und der damals rund 1,25 Millionen Menschen zählte. Ernst von Hesse-Wartegg, ein deutscher Reiseschriftsteller, sprach von Buenos Aires als der *"internationalsten Stadt des Erdballs, wo es neben vierhunderttausend Argentiniern allein schon ebenso viele Italiener gibt. Dazu kommen Hunderttausende von Spaniern, Franzosen, Uruguayern, Russen, Türken, Engländern, Deutschen, Österreichern, ja es gibt wohl kaum eine Nation, die nicht in diesem Babel am La-Plata-Strom vertreten wäre".*[7] In wenigen Jahren hatte sich die Bevölkerungszahl von Buenos Aires vervielfacht. 1895 zählte die Stadt 650.000 Einwohner, eine Generation später, 1920, waren es 1.676.041. Die meisten Einwanderer wohnten in conventillos, in Mietskasernen der verkommenen Stadtviertel oder an der Peripherie der Stadt. Man ernährte sich von Gelegenheitsarbeiten. Ein 1923 entstandener Tango von Celedonio Flores bringt das Lebensgefühl der Einwanderer zum Ausdruck:

"Ich, Herr Richter, wurde in der Vorstadt geboren,
in der Vorstadt, wo einen das Elend verzweifeln läßt,
im sozialen Morast, wo eines Nachts
die Armut eine Bleibe gefunden hatte.
Als kleiner Junge wühlte ich bereits im Schlamm,
in dem alles, was groß ist, in Fäulnis verfällt."[8]

Vor dem ersten Weltkrieg boomte die argentinische Wirtschaft; Argentinien war der weltgrößte Fleischexporteur. Vom Rio de la Plata wurde doppelt so viel Fleisch exportiert wie aus den USA. Seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte man in Argentinien nach einem brauchbaren Verfahren zum Konservieren und Frischhalten von Fleisch gesucht; bis dahin kannte man nur das Einpökeln. Dörr- oder Salzfleisch wurde nach Brasilien exportiert. 1876 wurde in Frankreich ein Verfahren zur Tiefkühlung von Fleisch erfunden, 1877 gingen die ersten Dampfer mit Gefrierfleisch von Buenos Aires auf die Reise nach Europa. Die Gefrierfleischindustrie wurde bald zur wichtigsten Exportindustrie Argentiniens, war aber fast völlig in englischen und amerikanischen Händen. 23 % der argentinischen Ausfuhr des Jahres 1917 entfielen auf Gefrier- und Konservenfleisch. Aber von zwölf Gefrierfleischfabriken war nur eine, La Negra - wie alle anderen auch in der Provinz Buenos Aires gelegen - in argentinischem Besitz.[9]

Buenos Aires war der wichtigste Handelsplatz Südamerikas und eine der teuersten Städte der Welt. *"In keiner Hauptstadt Europas wird man so reichhaltige Juwelierläden mit den kostbarsten Schmucksachen, Modewarenlager mit den teuersten Seidenartikeln und Pelzen, kostspieligsten Kleidern, Hüten, Schuhwerk und Wäsche vorfinden. Die Üppigkeit ist in Buenos Aires geradezu auf die Spitze getrieben, das beste ist den Argentiniern gerade gut genug und sie zeigen dabei nicht immer das Protzenhafte reich gewordener Emporkömmlinge."*[10] Der Gegensatz zwischen dem Leben der Reichen und der Armen wird in einem Tango von Augustín Magaldi thematisiert:

"Das Echo der Morgendämmerung trägt das Kommen und Gehen der Wagen
der Menschen herüber, die sich beim Karneval vergnügen,

während ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte,
weil ich überlegt habe, wie ich für die Meinen an Brot komme."[11]

Buenos Aires war gleichzeitig die Hochburg des lateinamerikanischen Anarchismus. Seit 1857 gab es hier eine Gewerkschaft der Drucker, die "Sociedad Tipografica Bonaerense", die eine eigene Zeitschrift herausgab und 1870 Kontakt mit der I. Internationale in Europa aufnahm. Nach dem Fall der Pariser Kommune kamen Flüchtlinge aus Bordeaux und Südfrankreich an den Rio de la Plata. Sie gründeten eine französische Sprachgruppe der Internationale und standen in sporadischer Postverbindung mit dem Generalrat in London. Nach dem Sturz der Republik in Spanien, 1874, wanderten viele Anhänger Bakunins, der antiautoritären Richtung der Internationale, nach Argentinien aus. Eine spanische Sprachgruppe der Internationale entstand, kurz darauf eine italienische Sprachgruppe. 1885 kam Errico Malatesta, einer der bekanntesten italienischen Anarchisten, ein Mann, der mit den Gefängniszellen ganz Europas vertraut war und an einer Vielzahl von Aufständen teilgenommen hatte. Er blieb bis 1889 in Buenos Aires, gründete eine Zeitung, die "Questione Sociale" und nahm Anteil an der Entstehung erster anarchistischer Gewerkschaften.

Zwanzig Jahre später barg Buenos Aires ein Gestrüpp anarchistischer Gruppen und Organisationen. Es gab Dutzende von Zeitungen und Zeitschriften anarchistischer Provenienz. Dem Lebensgefühl der Einwanderer und Eingewanderten entsprach der Anarchismus eher als der moderate Sozialismus. Staat, Unternehmer, Polizei und Armee schienen eine geschlossene Front zu bilden, sobald Vorrechte und Privilegien drohten, in Gefahr zu geraten.

Für Reformbereitschaft gab es nirgendwo Platz, politische Rechte besaßen die Eingewanderten nicht. Wahlen waren in Argentinien üblicherweise ein einziges Betrugsmanöver. Erst 1910 wurde ein für die damalige Zeit modernes Wahlrecht eingeführt; alle erwachsenen Männer über achtzehn Jahre konnten wählen, die Stimmen mußten geheim abgegeben werden.

Der Anarchismus war die hegemoniale Strömung der argentinischen Arbeiterbewegung. Freilich setzte er sich aus einer Unzahl von Organisationen, Gruppen und Grüppchen zusammen, die alle auf eigene Faust Propaganda betrieben und Zeitungen mit kleinen Auflagen publizierten, die oft nur kurze Zeit erschienen. Als Arango in Buenos Aires eintraf, wurde dort an Zeitungen und Blättchen u.a. publiziert: "Acción Sindicalista" (Syndikalistische Aktion), "Periódico Sindicalista Revolucionario" (Revolutionär-Syndikalistische Zeitschrift), "El Azote. Semanario anticlerical" (Die Geißel. Antiklerikale Wochenzeitung), "El Cuartel. Periódico Mensual Antimilitarista" (Die Garnison. Antimilitaristische Monatszeitung), "Luz al Soldado" (Licht dem Soldaten), "Luz y Vida" (Licht und Leben), "Los Nuevos Caminos. Revista mensual de Arte, Critica y Estudios Sociales" (Die Neuen Wege. Monatszeitschrift für Kunst, Kritik und soziale Studien), "Organización Obrera" (Arbeiterorganisation), "Il Pensiero" (Der Denker), "El Sindicato" (Die Gewerkschaft), "El Sol" (Die Sonne), "L'Agitatore" (Der Agitator) und natürlich "La Protesta". Dazu kam eine verwirrende Anzahl von Fachblättern in kleinerer Auflage, sehr unregelmäßig erscheinend, von den Gewerkschaften herausgegeben. "El Obrero Panadero" (Der Bäckereiarbeiter)

war eines der ältesten Fachblätter, das, mit großen Unterbrechungen, seit 1890 erschien.
In dieser wunderlichen Vielfalt von Kulturen, Nationalitäten, Sprachen und politischen Welten landete Emilio Lopez Arango an einem nicht näher bekannten Tag des Jahres 1909. Die Konjunktur war gerade günstig, Arbeit war reichlich vorhanden, die Arbeitslosigkeit fast verschwunden. Eben diese Nachricht wird ihn nach Argentinien gelockt haben. Es gibt keine Hinweise darauf, was er in den ersten Tagen und Wochen getan, wovon er gelebt, wo er gewohnt, wie er sich ernährt hat. Jedem Einwanderer bot Argentinien in besonderen Einwanderungshotels für fünf Tage kostenlose Unterkunft und Verpflegung. Hat Arango sich darauf eingelassen? Hat er die Hilfe von Landsleuten in Anspruch genommen? Hat er auf der Suche nach Arbeit die Vorstädte von Buenos Aires durchstreift, bei den Mühlen und an den Docks vorgesprochen? Viele Fragen, auf die es keine Antworten mehr gibt.
Vielleicht stand Arango schon am Straßenrand, als sich am 1. Mai 1909 die Kolonnen der Arbeiter dem Stadtzentrum näherten. Die Sozialisten marschierten zur Plaza Constitución, die Anarchisten, zahlreicher erschienen, zur Plaza Lorca. Vielleicht hat Arango den offenen Wagen gesehen, der immer wieder vor den Demonstranten herfuhr, für Provokationen sorgte und in dem Ramón Falcón saß, der Polizeichef von Buenos Aires, dessen Anarchistenhaß sich zu einer wahnhaften Manie entwickelt hatte. In der Nähe der Plaza Once schoß die Polizei auf die Demonstranten, einige zerstreuten sich, andere boten der Provokation die Stirn. Es gab acht tote Arbeiter und vierzig Verletzte. Die "Federación Obrera Regional Argentina" (FORA), der Dachverband der argentinischen Gewerkschaften, rief zum Generalstreik auf, die Sozialisten schlossen sich an, die Stadt wurde lahmgelegt. Der Verkehr kam zum Erliegen, am Nachmittag des 3. Mai 1909 schlossen die Geschäfte; Lebensmittel wurden knapp, die Überseeschiffe wurden nicht mehr abgefertigt. Vielleicht stand Arango an Bord eines solchen Schiffes, das schon im Hafen festgemacht hatte, aber seine Passagiere nicht los wurde. Dann hätte er eine runde Woche warten müssen, denn erst am 10. Mai wurde die Arbeit wieder aufgenommen.
Arango arbeitete, so viel finde ich schließlich heraus, als Bäcker. Eine typische Gelegenheitsarbeit, denn Bäcker arbeiteten mal hier und mal da, immer nur für ein paar Tage. Backstuben gab es in Buenos Aires wie Sand am Meer und in fast jeder Backstube, jedem Bäckertreff, jeder Kneipe, in der Bäcker zusammenkamen, gab es einen Anarchisten.
1910 feierte das offizielle Argentinien den Jahrestag seiner Unabhängigkeitserklärung. Für den 25. Mai 1910 war der Höhepunkt der Feiern geplant. Die Anarchisten stellten der Regierung ein Ultimatum: Alle politischen Gefangenen sollten freigelassen, alle Deserteure amnestiert werden. Deserteure gab es sehr viele in Argentinien, jedes Jahr folgten nur etwa 50 % der Einberufenen ihrem Stellungsbefehl. Außerdem, so forderten die Anarchisten, sollte das verhaßte Ley de Residencia aufgehoben werden. Das 1902 erlassene Gesetz gab der Regierung die Möglichkeit, Ausländer, die die "öffentliche Ordnung" störten, sofort auszuweisen. Die Syndikalisten der "Confederación Obrera Regional Argentina" (CORA) preschten vor, riefen den

Generalstreik für den 18. Mai aus, sehr zum Mißvergnügen des Consejo Federal der FORA, der aber nicht mehr zurückkonnte. Am 8. Mai fanden in Buenos Aires Massenversammlungen mit insgesamt 100.000 Teilnehmern statt. Man beschloß den Generalstreik für den 18. Mai, wenn die Regierung bis dahin nicht auf alle Forderungen eingegangen sein sollte. Die Regierung verhängte am 14. Mai den Kriegszustand über die Hauptstadt. Unter Beteiligung patriotischer Vereine und Studenten begann eine wahre Anarchistenjagd, Hunderte von Funktionären wurden eingekerkert, die Druckerei von "La Protesta" wurde in Brand gesteckt, die der sozialistischen "Vanguardia" zerstört. In den Worten eines deutschen Beobachters liest sich das so: *"Als im Sommer 1910 eine internationale Anarchistenbande, von den in Buenos Aires erscheinenden anarchistischen Blättern aufgestachelt, die Festlichkeiten zu Ehren der hundertjährigen Unabhängigkeit bedrohte, nahm die studentische Jugend von Buenos Aires ihre Bestrafung selbst in die Hand, zerstörte die Redaktionslokale und schützte die Straßen."*[12]

Arango muß die Kundgebungen und Demonstrationen, die Auseinandersetzungen mit den Studenten und der Polizei mitbekommen haben. Möglich, daß er zu dieser Zeit zum erstenmal mit Anarchisten in direkte Berührung kam. Darüber gibt es eine Legende, die 1929 in "La Protesta" mitgeteilt wurde. Wieder einmal auf der Suche nach Arbeit und Brot sei Arango durch die Straßen gestreunt und schließlich vor einem Bücherkarren stehen geblieben. Eine Broschüre habe ihn magisch angezogen: "Die Eroberung des Brotes" von Kropotkin. Der Titel hätte nicht suggestiver sein können; Lopez Arango erstand die Broschüre mit seinem letzten Peso. Für diesen Tag blieb er ohne einen Bissen, die Ideen Kropotkins hielten ihn seitdem in Bann. Denkbar, daß sich das so abgespielt hat, daß Arango im Mai 1910 ohne Arbeit war und sich zum erstenmal mit anarchistischer Literatur auseinandersetzte. In der Backstube hat er die "Ausbildung" vielleicht fortgesetzt. Wie kaum eine andere Werkstatt waren die Backstuben Domänen der Anarchisten. Die Gewerkschaft der Bäcker war die älteste anarchistische Gewerkschaft, immer noch hoch angesehen, trotz momentaner Schwächen und trotz heftiger innerer Auseinandersetzungen. Während einer der zahlreichen Bäckerstreiks wurde Arango verhaftet und zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt, die er bis auf den letzten Tag absitzen mußte. Der Gefängnisaufenthalt wurde zu einer Wende in Arangos Leben. Die Zellengenossen führten ihn in die anarchistische Begriffswelt ein, Arango vervollständigte seine Bildung und verbesserte seine sprachlichen Fertigkeiten. Aus der Haft entlassen, kehrte er in die Backstube zurück. Aber von nun an arbeitete er in der "Sociedad de Resistencia Obreros Panaderos" mit und war häufig in der Redaktion des "Obrero Panadero" zu sehen. Er bewährte sich so gut, machte sich so schnell einen Namen, daß er um 1916 in die Redaktion von "La Protesta" aufgenommen wurde.[13]

Damit hatte er den Olymp des argentinischen Anarchismus erklommen. Die Zeitung war am 13. Juni 1897 ins Leben gerufen worden, damals noch unter dem Titel "La Protesta Humana". Gregorio Inglán Lafarga, ein katalanischer Tischler, und José Prat waren die ersten Redakteure. Alle fünfzehn Tage kam "La Protesta Humana" heraus, ohne Unterbrechung bis zum Dezember 1902, als das Ley de Residencia eine kurze

Publikationspause erzwang. Mit einem Paukenschlag war "La Protesta" schließlich wieder da: als Tageszeitung. Dr. Juan Creaghe, ein gebürtiger Ire, der seit längerem in Argentinien lebte, hatte sein gesamtes Vermögen geopfert, um das tägliche Erscheinen sicherzustellen. Fast dreißig Jahre lang erschien "La Protesta" von nun an pünktlich jeden Morgen, in der eigenen Druckerei hergestellt. Anzeigen gab es nicht, sieht man von den Kleinanzeigen ab, mit denen sympathisierende Geschäftsleute auf ihre Restaurants, Milchbars oder Geschäfte aufmerksam machen wollten. Die Zeitung hielt sich über ihre Abonnenten am Leben, mit dem Fleiß der Packer, mit Drukkarbeiten für verbundene Gewerkschaften. Die Löhne für die graphischen Arbeiter und das Redaktionspersonal waren nie sehr hoch und des öfteren konnten sie eine Zeitlang nicht gezahlt werden; niemand störte sich daran. Für alle Mitarbeiter, so bezeugt Diego Abad de Santillán, der in den zwanziger Jahren in der Redaktion arbeitete, war "La Protesta" eine geheiligte Einrichtung, ein Stück des eigenen Lebens geworden. Redaktion und Drucker waren eine solidarische Familie, die gemeinsam lebte und litt. Ab und an bekam der eine oder andere von besser verdienenden Anarchisten einen gebrauchten, aber noch tragbaren Anzug geschenkt oder ein Paar Schuhe, die sich den Füßen des neuen Besitzers nicht so recht anfügen wollten. Aber als in den frühen zwanziger Jahren eine nordamerikanische Gesellschaft die Kreditwürdigkeit der argentinischen Presse untersuchte, so Diego Abad de Santillán, gab es nur zwei Zeitungen, die eines Kredits in unbegrenzter Höhe für würdig gehalten wurden: "La Prensa", von der Auflagenhöhe her alle anderen Zeitungen in den Schatten stellend, und "La Protesta", der David unter den Zeitungen des Landes. Es versteht sich, daß die Gemeinschaft um "La Protesta" nie daran dachte, einen solchen Kredit in Anspruch zu nehmen.

Spätestens ab 1918 war der Autodidakt Emilio Lopez Arango die Seele der Redaktion. Wegen seiner Haltung, seines Fleißes und seiner Offenheit wurde er von allen respektiert. In all den Jahren seiner Tätigkeit in der Redaktion konnte Arango sich nur einmal einen Anzug leisten, und den kaufte er gebraucht in einem Second-Hand-Shop.

Immer wieder kam es vor, daß die Redaktion von der Polizei geschlossen wurde und "La Protesta" für einige Tage oder gar Wochen nicht erscheinen konnte. Arango arbeitete dann wieder in der Backstube, hin und wieder auch im Hafen von Buenos Aires als Packer. "La Protesta" war das politische Zentrum der anarchistischen Familie, wurde in alle Auseinandersetzungen hineingezogen und war oft genug selbst Anlaß von Meinungskämpfen. "La Protesta" war aber auch eine soziale Institution: Über die Zeitung wurden Sammlungen für die Familien verhafteter oder deportierter Genossen organisiert. Berühmt waren die Sommerfeste der Zeitung auf der Insel Maciel, Plaza de los Pescadores, anarchistische Volksfeste mit Musik, Tanz, Theater, Rezitation, Picknick, Bücherlotterie usw.

Arango muß eine Unmenge von Artikeln geschrieben haben. "La Protesta" brachte natürlich die allgemeinen politischen Nachrichten, denn in den Haushalten, in denen sie gelesen wurde, war sie die einzige Zeitung. Daneben gab es philosophische und theoretische Abhandlungen anarchistischer Natur, Berichte über Veranstaltungen, jede Menge Hinweise auf Boykotts und Streiks sowie Informationen über neue

Literatur und über kulturelle Veranstaltungen. Als goldene Jahre der argentinischen Gewerkschaften bezeichnen manche Historiker jene Jahre, die Arango in der Redaktionsstube von "La Protesta" zubrachte. Tatsächlich waren die Dinge etwas komplizierter. Sicher machten die argentinischen Unternehmen glänzende Geschäfte; schließlich war Krieg in Europa, Gefrierfleisch und Getreide, nach England geliefert, brachten gute Gewinne, auch wenn sich die Konkurrenz aus Chicago schon lästig bemerkbar machte. Sicher vermied die Regierung Irigoyen, seit 1916 an der Macht, die direkte Konfrontation mit den Gewerkschaften. Aber das hieß nicht, daß die Unternehmer konzessionsbereiter und die Arbeitskämpfe weniger heftig geworden wären. Sicher nahm die Zahl der organisierten Arbeiter ständig zu: Am Ende des Ersten Weltkrieges hatten die Gewerkschaften 40.000 - 50.000 Mitglieder. Vor dem Krieg gab es zwei, seit 1915 nur noch eine Gewerkschaftszentrale. Anarchistische FORA und syndikalistische CORA hatten sich im April 1915 zusammengeschlossen, die neue Organisation behielt den traditionsreichen Namen FORA. Die FORA war im Jahre 1901 als Einheitsgewerkschaft von Anarchisten und Sozialisten gegründet worden. Auf dem Gründungskongreß der FORA war erklärt worden: *"Es gibt keine Verpflichtung irgendwelcher Art gegenüber der Sozialistischen Partei oder den Anarchisten, noch gegenüber einer anderen politischen Partei"*; die FORA, so hieß es weiter, sei *"vollständig unabhängig und autonom"*.[14] Schon 1902 verließen die Anhänger der Sozialisten die FORA wieder und gründeten die UGT (Union General de los Trabajadores). Die FORA war aber die in jeder Hinsicht wichtigere Organisation. Alle bedeutenden Streiks der folgenden Jahre gingen von ihr aus und die wichtigsten Berufsgruppen waren bei ihr organisiert. Sie lehnte jegliche Unterstützung durch öffentliche Gewalten sowie jegliche Petition an Regierung oder Parlament strikt ab. Direkt zwischen Arbeiter und Unternehmer, ohne weitere Vermittlung, vor allem ohne Einschaltung des Staates, sollten alle Absprachen getroffen werden. Die UGT, die sich seit 1909 CORA nannte, lehnte das programmatische Bekenntnis zum Anarchismus ab, das sich die FORA mittlerweile zugelegt hatte. Im Programm der neuen, einheitlichen Organisation, die sich im April 1915 bildete, fehlte die ausdrückliche Festlegung auf den Anarchismus. Die neue FORA, so hieß es, sei eine Arbeiterorganisation, in der verschiedene ideologische Strömungen Platz hätten. Direkte Aktionen und revolutionäre Ausrichtung des Klassenkampfes blieben aber weiterhin Eckpfeiler des Programms.

Die Einheit hielt genau vier Wochen. Arango hatte sie von Anfang an heftig mißbilligt. Für ihn war sie nur ein weiterer Versuch der Neutralisten, der "Nur-Gewerkschafter", die Vorherrschaft der Anarchisten in der argentinischen Arbeiterbewegung zu brechen. Die Opposition um Arango, der der gesamte Kurs nicht schmeckte, scherte im Mai 1915 aus dem Einheitsverband aus und gründete die FORA V (so genannt nach dem fünften Kongreß der FORA im Jahre 1905, der grundlegende anarchistische Prinzipien verabschiedet hatte). Die FORA V war eine rein anarchistische Gewerkschaftszentrale, aber viel kleiner als die FORA IX (so nannte sich die Mehrheitsorganisation, nach dem neunten Kongreß vom April 1915, dem Vereinigungskongreß). Zwischen beiden Organisationen entbrannte ein erbitterter Kampf um die richtige

Ausrichtung der Gewerkschaften; allerdings war dies beileibe nicht die einzige Streitfrage, um die mit allen Kräften gerungen wurde. Die Haltung der Anarchisten zum Ersten Weltkrieg war keineswegs eindeutig. Es gab durchaus Gruppen, die in Deutschland das Symbol schlechthin der christlich-kapitalistischen Zivilisation sahen, das "größere Übel" sozusagen, demgegenüber ein Sieg der Ententemächte vorzuziehen sei.[15]

Aus Rosario kam eine reformerische Strömung, die sich der Erneuerung des Anarchismus verschrieben hatte. Rosario war nicht irgendeine Stadt, sondern das zweitgrößte Handels- und Industriezentrum Argentiniens; seine Zuckerraffinerie war der größte Industriebetrieb des Landes. In Rosario erschien seit kurzem die Zeitung "La Rebelión". Ihre Herausgeber, Enrique Garciá Thomas und Alejandro Alba, wandten sich im September 1916 an "La Protesta", an die *"Genossen Barrera und Arango"*: *"Wir haben ganz ernsthaft eine Niederlage zu bekennen"*, schrieben sie, *"die Niederlage des Anarchismus als bewegender Kraft... Einer der Fehler, wenn nicht sogar der entscheidende, ist nach unserem Verständnis der Mangel an Einheit in der Aktion, das Fehlen unmittelbarer Ziele, die die Summe des vorhandenen revolutionären Wollens zusammenfassen. Gegenwärtig verläuft alles unabhängig von der Gesamtheit... Es gibt sozusagen eine vollständige Trennung, nicht nur zwischen den Genossen des Inlandes und der Hauptstadt, der Städte und des flachen Landes, sondern auch zwischen denen eines selben Ortes. Wenn jemand ein Manifest herausgibt, bleibt die Auflage immer niedrig, wegen der unzureichenden Mittel, über die ein Dutzend Genossen verfügen und es ist ganz natürlich, daß ein solches Manifest, dessen Auflage und Verbreitung begrenzt ist, im allgemeinen keinen nennenswerten Einfluß hat... Die Verbreitung unserer Presse bleibt dem Zufall überlassen. La Protesta lebt von immer wieder neuen Augenblickseingebungen, andere Periodika von mehr oder minder dauerhaftem Leben sind nicht gerade Organe zur Verbreitung unserer Ideen, auch nicht zur Orientierung oder Erziehung, sie dienen zu überhaupt nichts anderem als geistiger Akrobatik oder dazu, nebensächliche Angelegenheiten loszuwerden, die ohne Interesse oder Bedeutung für irgendjemanden sind."*[16] Wenn man aus dem Anarchismus eine wirklich eindrucksvolle Bewegung machen wolle, dann gebe es nur einen Weg: unmittelbare Ziele zu setzen, eine dauerhafte Organisation zu schaffen, kurzum, der Anarchismus müsse in einer revolutionären Partei organisiert werden.

Bei Arango und der Redaktion von "La Protesta" stieß der Vorschlag aus Rosario auf keinerlei Gegenliebe. Daß der Anarchismus in einer Krise steckte, wollte man nicht leugnen. Die grundlegenden philosophischen Probleme seien zwar gelöst, das Verhältnis zum Staat definiert, der Kampf gegen jedwede Form von Autorität und Herrschaft zum moralischen Prinzip des Anarchismus gemacht, aber die philosophischen Konzepte reichten nicht mehr aus. Die Verneinung aller Autorität, sei sie nun göttlicher oder menschlicher Natur, reiche nicht hin, der Menschheit den Weg zur Erlösung zu weisen. Aber eine anarchistische Partei lehnten Arango und "La Protesta" mit aller Entschiedenheit ab. *"Einem Anarchisten reicht es, sich seiner Aufgabe bewußt zu sein, er hat schon genug damit zu tun, eine Bresche in das Gebäude der Ge-*

sellschaft zu schlagen und die Fahne der Erlösung aufzurichten. Und welch besseres Mittel zur Verfolgung unserer Ideale gäbe es in allen Winkeln der Welt, über alle Meere und Grenzen hinweg, als die besondere Verbundenheit, die dem Revolutionär zu eigen ist, ohne Notwendigkeit von Ausweisen und Registern."[17] Würden sich die Anarchisten in einer Partei organisieren, dann würde dies nur auf eines hinauslaufen: Allen Statuten, aller Disziplin, aller Zellenbildung zum Trotz würden sie sich von der allgemeinen Arbeiterbewegung ausschließen. Die Organisation sei für einen Anarchisten nur Vehikel, nur ein Mittel für libertäre Propaganda. *"Der Anarchismus"*, schrieb Arango, *"ist eine soziale Bewegung, die alle menschlichen Aktivitäten umfaßt, oder das zumindest tun sollte"*; eine solch umfassende Bewegung lasse sich nicht in das enge Bett einer Partei pressen.[18]

Der Streit zwischen "La Protesta" und "La Rebelión" war nur der Auftakt zu einer weit größeren, folgenschweren Auseinandersetzung, der um die russische Revolution von 1917. Auch den argentinischen Anarchisten erschien die russische Revolution anfangs als ein schöner Traum. Der russische Oktober erschien als Ankündigung eines neuen Tages, als Verkörperung eines *"edelmütigen Wollens"*; nur zu verständlich war daher das Bestreben in Europa und beiden Amerika, sich von diesem Wollen mitreißen zu lassen. Unter den Anarchisten und Syndikalisten Hollands, Schwedens und Frankreichs übte das russische Modell eine große Anziehungskraft aus. Der Kongreß der "Unione Sindicale Italiana" vom 25. - 26. Juni 1919 in Bologna votierte für den Anschluß an die Kommunistische Internationale, während die spanische CNT 1919 noch eine unentschlossene Haltung einnahm.

Nachrichten über die russische Revolution waren schon sehr früh nach Argentinien gekommen. Die "Partido Socialista Internacional" (Internationale Sozialistische Partei), eine linke Abspaltung von der "Partido Socialista" (Sozialistische Partei), publizierte bereits 1918 in ihrer Presse Artikel und Reden von Lenin, Trotzki, Sinowjew und anderen russischen Autoren. Die Begeisterung für die russische Revolution, für das neue Ideal, schien keine Grenzen zu kennen. Der Bolschewismus wurde als Ausdruck einer neuen Ordnung gefeiert, die soziale Revolution als unvermeidlich angesehen. 1919 entstanden in Argentinien die ersten kommunistischen Zellen und im gleichen Jahr wurde die erste kommunistische Zeitung, "Bandera Roja", gegründet, aber nach einem Monat bereits wieder unterdrückt. Gegen Ende des gleichen Jahres entstanden unter Transportarbeitern, Friseuren und Arbeitern der Gefrierfleischfabriken die ersten kommunistischen Gewerkschaften. Die kommunistische Gewerkschaftsföderation reklamierte lauthals 180.000 Mitglieder für sich. Die phantastische Ziffer wurde zwar belächelt, der Begeisterung für die Bolschewiki aber tat dies keinen Abbruch. Es gab zu dieser Zeit keine anarchistische Gruppe, die offene Kritik an den Ereignissen in Rußland äußerte; selbst "La Protesta" tat das nicht, auch Arango schwieg.

1920 wurde bolschewistische Literatur in größerer Auflage verbreitet und der Abgrund zu traditionellen anarchistischen Konzeptionen wurde deutlicher. Diejenigen, die geglaubt hatten, der Bolschewismus biete auch für Anarchisten etliche Anknüpfungspunkte, wandten sich entsetzt ab. Zur gleichen Zeit begann in Rußland die

Verfolgung der Anarchisten. Die auch in der anarchistischen Presse Argentiniens weit verbreiteten Reiseberichte Augustin Souchys, der sich 1920 in Rußland aufhielt, sorgten unter Anarchisten für eine gründliche Desillusionierung. Immerhin war die Sympathie mit der russischen Revolution noch so stark, daß die sogenannten Anarcho-Bolschewisten auf dem außerordentlichen Kongreß der FORA im Jahre 1920 eine Mehrheit bekamen. Auf ihre Initiative hin nahm die FORA am Gründungskongreß der Roten Gewerkschaftsinternationale (RGI) in Moskau teil. Der Name FORA wurde um das Adjektiv *"comunista"* ergänzt. Den Anschluß der FORA an die Kommunistische Internationale konnten die Anarcho-Bolschewisten allerdings nicht durchsetzen. Die Mehrheitsstimmung auf dem Kongreß ging in eine andere Richtung: Man wollte zwar die Einheit mit der russischen Revolution, aber man wollte auch die Wiedererrichtung der alten anarchistischen Internationale, der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA).

Niemand nahm den Kampf gegen die *"Bolschewisten und Nurgewerkschafter"*, gegen die *"politischen Chamäleons"* und *"Moskauer Agenten"* so entschieden auf wie Arango. Er entwickelte eine grundlegende Kritik der Bolschewiki und des Marxismus und lehnte dabei selbst die Anwendung des Begriffs Revolution auf die Ereignisse in Rußland ab. Er sprach nur noch vom *"bolschewistischen Staatsstreich"*, von einer Partei, die sich *"mit subversiven Parolen und radikalen Programmen"* verkleidet habe, um die Leitung der Revolution an sich zu reißen und den gerade erst zerstörten Staat von neuem zu errichten. Die Anhänger der Bolschewiki in Argentinien waren für ihn Personen von *"zweifelhafter Moralität und wenig empfehlenswertem Lebenslauf"*. Das Programm der Bolschewiki reduzierte sich demzufolge auf *"umstürzlerische Gesten"*, *"zerstörerische Phrasen"* und *"gewaltsame Aktionen"*.[19] Arango ging noch weiter und holte zu einer grundsätzlichen Kritik marxistischen Denkens aus. Dreh- und Angelpunkt dieses Denkens war für ihn die Theorie des "Industrialismus". *"Die industrialistische Konzeption, auf den Klassenkampf angewandt, läßt sich vom historischen Materialismus leiten und folgt dem industriellen Entwicklungsprozeß der kapitalistischen Organisation. Für die Verteidiger dieses Systems, das ein Kind des Industrialismus und notwendige Konsequenz des Zentralisierungsprozesses in den großen kapitalistischen Nationen ist, soll die Arbeiterklasse den wirtschaftlichen Alternativen der herrschenden Klasse folgen, soll ihre organisierte Kraft in die Waagschale werfen, um die Leitung der wirtschaftlichen Maschinerie zu übernehmen, die heute noch von der Bourgeoisie beherrscht wird."*[20] Arango war das gesamte Fortschritts- und Transformationsmodell des Marxismus suspekt. Er weigerte sich, Fortschritt und Industrialismus, Fortschritt und immer höhere Güterproduktion gleichzusetzen. Zwischen materieller Entwicklung des Kapitalismus und moralischer Entwicklung der Arbeiterklasse bestehe kein Zusammenhang. In Arangos Revolutionskonzept spielte nicht die Organisation die Hauptrolle, sondern das Individuum als selbständige denkende Einheit. Gerade die industriell am weitesten entwickelten Länder seien moralisch die nicht am höchsten stehenden. Das gesamte Emanzipationskonzept des Marxismus war in Arangos Augen auf technische Probleme reduziert und verengt. Ein Arbeiter könne in dieser Sichtweise sehr wohl eine

Fabrik leiten, die ökonomische Maschinerie eines Gewerbes beherrschen, ohne die moralischen Fähigkeiten zu besitzen, die ihn von der Unterwürfigkeit und Sklaverei befreien. Erst recht im bolschewistischen Revolutionsmodell werde nur die Führung ausgewechselt, die Instrumente der Herrschaft und Unterdrückung jedoch blieben erhalten. Der Marxismus setze auf die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse, auf die ökonomischen Verhältnisse, die aus der Arbeiterklasse eine homogene soziale Gruppe machen. Gerade dies aber sei ein Fehlschluß, denn die Arbeiterschaft sei als revolutionäre Kraft nur so viel wert, wie sie ideologisch und moralisch darstelle. Auf gewerkschaftlichem Gebiet sprächen sich die Marxisten für Industriegewerkschaften aus und schüfen damit doch nur ein wahrhaftes gewerkschaftliches Durcheinander. Wenn man die engen Beziehungen zwischen den verschiedenen Industriezweigen berücksichtige, dann sei es gar nicht möglich, eine saubere Trennung nach Industriegewerkschaften durchzuführen. Die Industriegewerkschaft sei nichts anderes als ein Abbild der kapitalistischen Zentralisierung. *"Nehmen wir zum Beispiel die Herstellung von Zahnstochern. Wenn man den Rohstoff zur Fertigung dieses kleinen Produktes nimmt, dann gehören die Arbeiter, die Zahnstocher produzieren, zur Holzindustrie. Aber schon werden die Leiter der Gaststättengewerkschaft auf ihre Rechte pochen und sich beklagen, daß die Beschäftigten der Zahnstocherbetriebe, vom Gebrauch und der Verwendung ihres Produktes her, zur Gastronomie gehören."*[21] Gewichtiger als dieses etwas gekünstelt wirkende Argument ist der Hinweis Arangos, Argentinien sei ein Agrarland und was solle dort eine Industriegewerkschaft. Überhaupt legten die Marxisten aller Richtungen ein viel zu großes Gewicht auf den ökonomischen Faktor, unter sträflicher Vernachlässigung *"des ideologischen Faktors, der alle Aktionen der Völker bestimmt"*.[22]

1921 war Arango mit seinen Freunden am Ziel. Ein neuer Kongreß der FORA wurde einberufen und die Anarcho-Bolschewisten mußten die Segel streichen. Der Zusatz *"comunista"* wurde wieder aus dem Namen gestrichen. Die Anhänger der Bolschewiki, insgesamt vierzehn Gewerkschaften, verließen die FORA. Mit sechzig sogenannten unabhängigen Gewerkschaften und der FORA IX gründeten sie im Jahre 1922 die "Unión Sindical Argentina" (USA). Die USA genoß die Unterstützung von Sozialisten, Kommunisten, Syndikalisten und Anarcho-Bolschewisten. Sie trat für die Unabhängigkeit der Gewerkschaften ein, lehnte den Parlamentarismus ab und sah in den Gewerkschaften die Keimzelle einer sozialistischen Gesellschaft. Die Einheit währte freilich nicht lange; bereits 1924 schieden die Sozialisten wieder aus und gründeten zwei Jahre später mit der "Confederación Obrera Argentina" (COA) ihre eigene gewerkschaftliche Dachorganisation. Die Kommunisten blieben bis 1926 in der USA, waren dann drei Jahre ohne Dachverband, bis sie schließlich 1929 das "Comité Sindical de Unidad Clasista" ins Leben riefen. Damit war alles wieder wie gehabt: Es gab wieder, wie vor 1914, drei gewerkschaftliche Zentralen, eine anarchistische, eine syndikalistische und eine sozialistische, dazwischen eine mehr oder minder große Zahl unabhängiger Gewerkschaften. Die Gewichte waren allerdings anders verteilt. Die FORA war längst nicht mehr die unumstritten stärkste Kraft in der argentinischen Arbeiterbewegung. 1920 soll sie 180.000 Mitglieder gehabt haben,

1923 nur noch 60.000 und 1929, im Jahr der Ermordung Arangos, gerade noch 40.000. Die USA soll 1922 an die 262.000 Mitglieder gezählt haben, die COA runde 80.000. Die Nachkriegsjahre waren für die argentinische Arbeiterschaft Jahre einer scharfen wirtschaftlichen Krise, für die sinkende Agrarexporte verantwortlich waren. Die Lebenshaltungskosten stiegen empfindlich und die Arbeitslosigkeit wuchs; in Buenos Aires betrug sie 1918 an die 10%. Erst Mitte der zwanziger Jahre besserte sich die ökonomische Situation wieder. Der Kongreß verabschiedete eine Reihe fortschrittlicher Sozialgesetze - zum Beispiel den Achtstundentag -, von denen die meisten jedoch auf dem Papier blieben. Der Staat versuchte immer wieder, sich als Vermittler in Arbeitskämpfen zu etablieren, meistens jedoch nur da, wo wahlentscheidende Teile der Arbeiterschaft beeinflußt werden konnten. Es gab ausgedehnte Arbeitskämpfe in fast allen Bereichen, die selten ohne blutige Zusammenstöße abliefen. Im Januar 1919 richtete die Polizei in Buenos Aires ein Blutbad unter streikenden Metallarbeitern an und einige Tage darauf ein Massaker unter den Teilnehmern des Beerdigungszuges. Anarchisten und Syndikalisten proklamierten gemeinsam den Generalstreik, der die Stadt lahmlegte; es kam zu Massenverhaftungen und guerillaartigen Überfällen auf Polizeistationen. "La Protesta" war die einzige Zeitung, die in diesen Tagen auf den Straßen zu haben war, mit Informationsbulletins und Streikaufrufen. Kurz darauf wurden die Redaktionslokale geschlossen, Arango flüchtete zu Verwandten nach Santa Fé. Erst im Oktober 1920 konnte "La Protesta" wieder erscheinen.
Ein Streik der patagonischen Landarbeiter vom Dezember 1921 bis zum März 1922 wurde mit äußerster Brutalität niedergeschlagen, einige Tausend Landarbeiter wurden ermordet. Es ist verständlich, daß die Anarchisten der FORA daran festhielten, mit dem Staat dürfe nicht verhandelt werden, da er sich im Zweifelsfalle doch wieder als die alte Unterdrückungsmaschinerie erweise. Freilich mußte sich die FORA nicht nur mit den konkurrierenden Gewerkschaftsdachverbänden USA und COA auseinandersetzen, sondern auch mit einer erbitterten Opposition in den eigenen Reihen. In der am 25. März 1921 gegründeten Zeitung "La Antorcha" fand eine Opposition ihren Ausdruck, die zwischen Sympathien für die Syndikalisten und Kommunisten hin- und herschwankte. Von der Asemblea Regional der FORA, die vom 30. August bis zum 3. September 1924 stattfand, wurde sie zwar als außerhalb der Organisation stehend betrachtet und sollte in Zukunft weder moralische noch materielle Unterstützung erhalten; zudem sollten alle Personen, die "La Antorcha" und die ihr nahestehenden Gruppen "Pampa Libre" sowie "Ideas" unterstützten, keine wichtigen Funktionen in der FORA mehr bekleiden dürfen. Aber bis dahin sind die Auseinandersetzungen bis aufs Messer geführt worden. Das ist durchaus wörtlich zu nehmen. Anhänger der beiden Gruppen gingen selbst mit Schußwaffen aufeinander los. Der Streit ging auch nach der Trennung, dem seltsamen Unvereinbarkeitsbeschluß vom September 1924, weiter. Im Dezember des gleichen Jahres kam es zu einem heftigen Schußwechsel um die Redaktion der Zeitschrift "Pampa Libre" in der Ortschaft General Pico. Angreifer waren diesmal Mitglieder der FORA. Sie wollten die Druckmaschinen *"sichern"*, denn angeblich wurde "Pampa Libre" in einer Druckerei hergestellt, die mit dem Geld der FORA gekauft worden sein sollte. Im Zentrum aller dieser Angriffe und Ausein-

(aus: La Protesta. Supplemento Semanal 107, 3. Jg., 4. Febr. 1924)

andersetzungen stand Arango. Er war der Kopf von "La Protesta" und zog die wütende Kritik, manchmal den Haß aller mit ihr unzufriedenen Gruppen und Personen des argentinischen Anarchismus auf sich.
In den folgenden Jahren wurden alle Kräfte vom Wiederaufbau absorbiert. Ab 1. September 1926 erschien "La Protesta" auf Arangos Initiative in größerem Format und widmete sich vor allem dem Wiederaufbau der Gewerkschaften. Die FORA schickte

fünf Agitatoren ins Landesinnere, aber es war unverkennbar, daß sie mit dem Rücken zur Wand stand. Am 1. Februar 1927 organisierte die Polizei eine Razzia bei stadtbekannten Anarchisten, zu der die Explosion einer Bombe vor dem Haus des Konteradmirals Hermelo den publikumswirksamen Anlaß verschaffte. Arango enthüllte in "La Protesta" die Hintergründe und wies nach, daß die FORA mit der Bombenexplosion nichts zu tun hatte. Vielmehr, so meinte er, sollten alle diejenigen systematisch verfolgt werden, die sich den politischen Machenschaften nicht zur Verfügung stellten. Alle, die die Gewerkschaften vom Einfluß der "Partido Radical" (Radikale Partei), der argentinischen Regierungspartei, freihalten wollten, sollten mundtot gemacht werden; dem regierungsoffiziellen Gewerkschaftertum, dem "obrerismo radical", sollte der Weg geebnet werden.[23]

1927, so schien es, ging es endlich wieder aufwärts mit der traditionsreichen FORA. Im Juli 1927 gelang es nach Jahren erfolgloser Propaganda zum erstenmal, eine Versammlung von Eisenbahnern abzuhalten, die sich zur FORA bekannten. Gerade die Eisenbahner hatten sich als Berufsgruppe mit einigen Privilegien (z.B. einer Altersversorgung) immer sehr unzugänglich gegenüber anarchistischer Propaganda gezeigt. Auch die Transportarbeiter von Buenos Aires, bis dahin fest in der Hand der USA, zeigten hier und da wieder Interesse an der FORA. In Rosario und Santa Fé entstanden neue Komitees für Propaganda und Reorganisation der FORA und im Juli wurde das traditionsreiche Comité Pro Presos y Deportados, die "Schwarze Hilfe" der argentinischen Anarchisten, neu gegründet. Es gab mehrere Generalstreiks für Sacco und Vanzetti, den ersten am 8./9. April 1927, dem Tag der Bestätigung der Todesurteile, wobei Bäcker und Chauffeure an der Spitze standen. Der zweite Generalstreik wurde am 5. August, der dritte am 10. und der vierte schließlich am 22. und 23. August 1927, dem Tag der Hinrichtung Saccos und Vanzettis, veranstaltet. Im Juli 1927 führte die FORA eine intensive Kampagne für Simon Radowitzky durch, der seit Jahren im Zuchthaus von Ushuaia, im äußersten südlichen Zipfel Patagoniens, inhaftiert und zur Symbolfigur für die argentinischen Anarchisten geworden war. In dieser Zeit schienen die Anarchisten die Straßen wiedergewonnen zu haben; Arango aber blieb skeptisch. Im September 1928 hieß es in "La Protesta": *"In den letzten Monaten wurden alle möglichen Aufrufe herausgegeben, Aufforderungen an die inaktiven Genossen erlassen, unaufhörlich Zusammenkünfte veranstaltet, von Kommissionen Versammlungen organisierter und nicht organisierter Arbeiter abgehalten, Konferenzen duchgeführt, ebenso wurde in beträchtlichem Umfang schriftliches Propagandamaterial herausgegeben, mit dem Ziel der Neuorganisierung und der Orientierung unserer Aktivitäten auf übergeordnete revolutionäre Ziele, aber nach der augenscheinlichen Gleichgültigkeit und nach den unmittelbaren Wirkungen zu urteilen, haben wir kein Gehör gefunden."*[24]

Die FORA hatte sich vehement gegen einen Anschluß an die Kommunistische Internationale und für die Wiederbelebung der alten bakunistischen Internationale ausgesprochen. Vom Gründungskongreß der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) im Dezember 1922 in Berlin war die FORA nicht minder enttäuscht. Alle Probleme seien vom rein europäischen Blickwinkel aus angegangen worden und der Kampf gegen die

Marxisten werde von den europäischen anarchistischen Genossen mit viel zu wenig Ernsthaftigkeit geführt. Es reiche überhaupt nicht aus, auf den einen oder anderen Paragraphen aus den Statuten der RGI hinzuweisen und jede ideologische Stellungnahme gegenüber dem Bolschewismus zu vermeiden. Die Einheitsfront mit kommunistischen Organisationen kam für die FORA erst recht nicht in Frage. *"Ich glaube nicht daran"*, hatte Arango bereits 1920 über die Einheitsfront gesagt. *"Ich weiß, es gibt viele Leute, die ganz ernsthaft an die Möglichkeit der Einheit glauben, aber ich meine, sie liegen falsch. Ich bin vollkommen überzeugt, daß sich die Einheit des Proletariats aus der Entwicklung der Mentalität der Massen ergeben muß, aus einem höheren Grad des Bewußtseins, aus einer Entwicklung, die die Massen begreifen läßt, daß der wirkliche Weg zur Emanzipation von der FORA vorgezeichnet wird."*[25] Der europäische Anarchismus zeige ein Janusgesicht. Man sei für die Opposition gegenüber Moskau und gleichzeitig für die Einheitsfront mit der RGI, man kritisiere den Bolschewismus im Namen der Unabhängigkeit der Gewerkschaften, was für Arango nichts anderes hieß, als den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Auf dem Berliner Kongreß wandten sich die Abgesandten der FORA mit ihrer unnachgiebigen Kritik besonders an ihre spanischen und französischen Genossen. Die CNT hatte sich für den Eintritt in die RGI und den Aufbau eines linken Flügels ausgesprochen und das "Comité de défense syndical" aus Frankreich propagierte die Einheitsfront mit der RGI. Die europäischen Anarchisten, so kritisierte die FORA, seien allzu leicht geneigt, Konzessionen an den Syndikalismus zu machen und damit die schiefe Ebene in Richtung Kommunismus zu betreten. Mit Sorge beobachtete Arango die Kampagne für die Unabhängigkeit der Gewerkschaften in Europa. Er konnte sich keine gewerkschaftliche Organisation losgelöst von den ideologischen Strömungen in der Arbeiterschaft vorstellen. Schließlich richte sich der revolutionäre Kampf nicht allein gegen die Kapitalisten, sondern auch gegen den Staat und seine Institutionen. Wer ideologischen Auseinandersetzungen in den Gewerkschaften ausweiche *"und die Arbeiterklasse der Gnade aller Opportunisten überläßt, dafür dann aber spezifische Organisationen mit 'ausgewählten Menschen' schafft, die nichts anderes darstellen als simple Familienzirkel ohne jeden Zusammenhang mit der sozialen Bewegung und unfähig sind, eine wirkliche revolutionäre Arbeit zu verrichten"*, der habe sich selbst aus der Arbeiterbewegung verabschiedet.[26] Wenn sich die soziale Frage auf Erhöhung der Löhne und Verkürzung der Arbeitszeit reduzieren lasse, dann könne man denjenigen zustimmen, die die Gewerkschaften von jeglichem politischen und ideologischen Einfluß freihalten wollten. Die ökonomischen Probleme seien aber nur **ein** Ausschnitt der allgemeinen Probleme der Menschheit. Obwohl das Proletariat im ökonomischen Sinn als eine genau umgrenzte Klasse erscheine, stelle es sich auf der gesellschaftlichen Bühne als heterogene Schicht denkender Individuen dar, mit höchst unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen. Der Syndikalismus sei allein Exponent ökonomischer Notwendigkeiten und interpretiere ausschließlich die materiellen Interessen der Arbeiterklasse. Über die großen Gewerkschaftsorganisationen Europas fällte Arango ein vernichtendes Urteil. Das Problem war dabei alles andere als ein rein theoretisches, denn in den zwanziger Jahren hatte der Internatio-

nale Gewerkschaftsbund, vor allem über sein Branchensekretariat, die Internationale Transportarbeiterföderation, in Argentinien besonders unter Seeleuten und Eisenbahnern Zuspruch gefunden. Für Arango waren die europäischen Gewerkschaften bürokratisierte Organisationen mit Statuten, die Pflichten für die Massen und Rechte für die Führung festlegten.[27]

"Um zu einer wirksamen Internationalisierung der libertären Arbeiterbewegung zu kommen, muß man mit dem Eurozentrismus der gegenwärtigen Internationale brechen", schrieb Arango. *"Und das läßt sich nur erreichen, wenn die amerikanischen Länder ihre eigenen Fragen nach Europa bringen und mit ihrer eigenen Meinung in den Debatten über theoretische und taktische Probleme mitreden."*[28] Eine südamerikanische Föderation zu gründen, war eine alte Sehnsucht der libertären Bewegung des Kontinents. Die FORA brachte einen solchen Vorschlag zum erstenmal im Jahre 1905 auf; auf ihrem außerordentlichen Kongreß des Jahres 1920 wurde er wieder aufgegriffen. Der Consejo General der FORA rief am 20. August 1921 alle libertären Organisationen auf, sich in einer anarchistischen kontinentalen Internationale zusammenzuschließen; Bons wurden herausgegeben, um die notwendigen Fonds zusammenzutragen. Die mexikanische "Confederación General de Trabajadores" (CGT) arbeitete zur gleichen Zeit am selben Ziel. Mit anarchistischen Gruppen in Uruguay und Paraguay, in Chile, Peru, Bolivien, Kuba und Brasilien wurde eine lebhafte Korrespondenz geführt. Nach hoffnungsvollem Anlauf bewegte sich dann aber nichts mehr und der Meinungsaustausch schlief ein. Erst die Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation brachte den Stein wieder ins Rollen. Nach dem zweiten Kongreß der IAA, 1925 in Berlin, reiste die Delegation der FORA durch ganz Südamerika, um von neuem Stimmung für die Gründung der kontinentalen Internationale zu machen. Nach zwei Vorgesprächen in den Jahren 1925 und 1927 lud der Consejo General der FORA am 15. Juni 1928 zur Gründungskonferenz nach Buenos Aires ein. Delegierte aus Argentinien, Paraguay, Mexiko, Guatemala, Brasilien, Bolivien, Peru, Costa Rica und Uruguay versammelten sich vom 11. bis 16. Juni 1929 in der argentinischen Hauptstadt. Der deutsche Anarchist Augustin Souchy vertrat die IAA, Diego Abad de Santillán das Internationale Antimilitaristische Büro mit Sitz in Amsterdam. Die Teilnehmerschaft war bunt zusammengesetzt; zum Teil waren Organisationen gekommen, deren Einfluß sich auf eine Stadt beschränkte, wie die "Federación Obrera Local" aus La Paz in Bolivien oder namensgleiche Gruppen aus Rio de Janeiro, Bage und Para in Brasilien. Zahlenmäßig bedeutender waren die "Federación Obrera Regional Uruguaya", die CGT aus Mexico, das "Centro Obrero Regional de Paraguay" und natürlich die FORA. Letztere war mit drei Delegierten erschienen, einer davon war Emilio Lopez Arango.

Arango intervenierte zweimal während der Konferenz. Er sprach sich dagegen aus, in der Prinzipienerklärung Vorstellungen über die zukünftige anarchistische Gesellschaft niederzulegen; dies sei dogmatisch. Niemand könne so weit voraussehen, daß man einen verbindlichen Entwurf in der Prinzipienerklärung der Konferenz verabschieden könne. Die schließlich angenommene Erklärung der Prinzipien der "Asociación Continental Americana de los Trabajadores" (ACAT) trug Arangos Handschrift:

"Zweierlei Wege werden von den proletarischen und sozialistischen Bewegungen vorgeschlagen, um aus der gegenwärtigen Situation herauszukommen: Die Eroberung des Staates, um die politische Umwälzung der Gesellschaft über Verordnungen herbeizuführen, und die Organisation des wirtschaftlichen Lebens auf der Basis der Arbeit aller und jedes Einzelnen. Die erste Lösung strebt danach, die neue gesellschaftliche Organisation von oben nach unten aufzubauen, die zweite will dies von unten nach oben tun, die eine hat als Verhaltensnorm die Autorität, die andere die Freiheit." Abschaffung des Staates und aller Monopole sind die beiden einzigen Orientierungspunkte, die Arango in der Prinzipienerklärung gelten läßt, dazu die sehr allgemeine Umschreibung, Ziel sei *"der freie Mensch in der freien Gesellschaft"*.[29] Der libertäre Sozialismus könne nur durch die soziale Revolution verwirklicht werden. Als revolutionäre Mittel galten dem Gründungskongreß der ACAT die Zusammenfassung aller Arbeiter in Gewerkschaften, Streiks und Sabotage sowie, im Fall grenzüberschreitender Solidarität, der Boykott. Arango hatte sich dafür stark gemacht, den Boykott nur noch für diesen Fall vorzusehen, da die FORA in den letzten Jahren schlechte Erfahrungen mit Boykotts gemacht habe. Fast nie sei es gelungen, einen Boykott halbwegs einheitlich abzubrechen, immer wieder hätten kleinere Gruppen versucht, mit einem Boykott ihre egoistischen Interessen auf Kosten der Allgemeinheit durchzusetzen. Die ACAT bekannte sich als Gegnerin jeglicher politischer Machenschaften und jeder Form der Klassenkollaboration. Als unmittelbare Ziele wurden festgelegt: Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzung, Kampf gegen Militarismus und Krieg durch den Boykott der Rüstungsindustrie, Kriegsdienstverweigerung, Generalstreik und Sabotage im Kriegsfall. Zudem wurden eine Reihe weiterer Resolutionen angenommen, u.a. ein Bekenntnis zur Solidarität mit den politischen Gefangenen und eine Resolution zur Einwanderung, derzufolge Immigranten sich vor Beginn ihrer Reise bei den entsprechenden Arbeiterorganisationen über die Arbeitsverhältnisse am angestrebten Zielort erkundigen sollten, um den einheimischen Arbeitskräften keine Konkurrenz zu machen. Außerdem müsse unter den zuwandernden Arbeitern wesentlich mehr Propaganda betrieben werden. Schließlich wurde Arango in das Sekretariat der ACAT gewählt. Der Kongreß erwies sich als persönlicher Erfolg Arangos; er hatte sich wie kein Zweiter für dessen Einberufung engagiert und die lateinamerikanischen Anarchisten hatten seine politischen Konzepte akzeptiert. Anarchismus sollte keine Angelegenheit kleiner abgeschotteter Propagandasekten sein, sondern seine Verankerung in Gewerkschaften finden.[30]

Kurz nach dem Kongreß zog sich Arango auf Anraten seines Freundes Diego Abad de Santillán aus der Redaktion von "La Protesta" zurück. Beide wollten den Streit unter den Anarchisten entgiften und auf eine sachliche Basis zurückführen. Arango wollte Zeit zum Nachdenken gewinnen, lesen und an sich arbeiten. In einem Betrieb unweit seiner Wohnung arbeitete er wieder in seinem alten Metier als Bäcker. Um den Aufbau der ACAT wollte er sich jedoch auch weiterhin kümmern; viel Zeit allerdings blieb ihm nicht. Knapp fünf Monate nach dem Gründungskongreß der ACAT wurde er von einem Italiener, der in der anarchistischen Szene von Buenos Aires als ständiger Befürworter terroristischer Akte eine Rolle am Rande gespielt hatte,

El 3º. Aniversario de una Tragedia

POCOS hechos lograron conmover de una manera tan profunda la conciencia anarquista en este país y en el exterior, como el asesinato alevoso y cobarde de Emilio López Arango. Recordamos la sensación de estupor que embargó a los anarquistas, a la que sucedió, elocuente y espontáneo, la repulsa contra el crimen, y la convicción lacerante de que con Arango, desaparecía una de las figuras más recias del anarquismo argentino. De esto han transcurrido tres años, ayer cumplidos; tres años plenos de acontecimientos trascendentales, que no han borrado sin embargo la memoria de ese militante de inconfundible personalidad.

Arango era quizás nuestra figura más representativa, no ya por su capacidad intelectual, por todos reconocida y que lo coloca entre los defensores más destacados de la corriente libertaria en América, sino por la maravillosa identificación lograda con el movimiento regional. Es difícil precisar hasta que punto el ambiente es la obra de Arango, o hasta qué punto Arango es reflejo mental del movimiento local. El anarquismo ha contado y cuenta en muchos países con personalidades de fuerte relieve, que han trabajado intensamente por desarrollar las ideas concretándolas en movimientos revolucionarios, pero no puede decirse de ellas que estuvieran vinculadas a los movimientos a que pertenecían, hasta el extremo de ser de él inseparables. En la generalidad de los casos la labor por estos desarrollada puede tener por marco cualquier ambiente, y difícilmente se encontraría entre ellos ejemplos como el de Arango, de una identificación y armonía tan completa entre el medio revolucionario y el hombre. Este no indica de ninguna manera absorción del hombre por el ambiente. Es que Arango drabajó sobre la realidad del movimiento obrero anarquista, del que fué intérprete esclarecido y apasionado defensor.

Era Arango un temperamento positivo, aplicado con tenacidad a la tarea de interpretar las modalidades esenciales del movimiento anarquista argentino, a través de las cuales hacía la orientación necesaria a sus luchas y a su expansión progresiva. Apoyado en la experiencia del propio movimiento se convirtió en el más destacado teórico del gremialismo anarquista, que defendió con capacidad insuperada. La intervención de los anarquistas en los gremios obreros, no en su simple condición de productores, sinó como animadores de la lucha que había de perseguir objetivos emancipadores y no ceder hasta la destrucción del capitalismo y del Estado, había sido en la Argentina una posición tradicional, derivada quizás del hecho de que la inmensa masa anarquista era compuesta por trabajadores. Arango entre la filosofía de este hecho y demuestra la inmensa importancia de la intervención anarquista en la lucha obrera. Va elaborando una teoría de la táctica anarquista que opone a las interpretaciones circulantes sobre lucha cotidiana. La revolución puede triunfar por la simple explosión de la fuerza popular, pero necesita de ideas que canalicen la capacidad creadora de las masas y expresen nuevas formas de convivencia y de cultura. Sin esto la revolución vencerá en el hecho violento, pero fracasará, o estará expuesta a todas las contingencias regresivas, no logrando, por falta de una mentalidad adecuada, cimentar un mundo de relaciones nuevas. Los sindicatos deben ser entonces la escuela educadora que a través de la lucha diaria y de la propaganda, vayan creando en la conciencia obrera la condiciones para la transformación libertaria. Así, lo que hasta entonces había constituído una posición quizás irreflexiva de lucha, se convierte, merced a la notable obra de Arango, en una posición consciente que los anarquistas de la Argentina han de defender con vigor y aplicar constantemente. Defendiendo la intervención anarquista y la función de las ideas en el movimiento obrero, excluídas en muchos países en honor al dogma unitario, ha repetido millares de veces:

"No es posible una táctica única en el movimiento obrero, y menos es fácil encontrar una base común a las tendencias que hoy dividen al proletariado. En consecuencia, sostenemos que el sindicalismo francés como doctrina — como principio clasista situado al margen y por encima de las tendencias sociales —, debido principalmente a que desconoce la preponderancia de las ideas sobre los factores materiales y sobre la función económica del régimen capitalista. ¿Se concibe hoy una organización neutral, ajena a las preocupaciones morales del individuo, fuera del verdadero movimiento revolucionario, cuya trayectoria está fijada en la evolución espiritual del conjunto humano? Semejante posibilidad está fuera de la naturaleza humana".

Ante la imposibilidad de significar en un artículo lo que Arango ha representado y todas las facetas de su rico pensamiento, nos limitamos en esta breve nota recordatoria a mencionar aquel aspecto de su obra más característico y conocido.

Arango ocupó los puestos de más alta responsabilidad en el movimiento. Perteneció al Consejo Federal de la F. O. R. A. en el período difícil de las desviaciones bolcheviques. Fué redactor de este diario durante más de diez años, en los que elaboró la concepción táctica a que hemos hecho alusión más arriba. Nos interesa destacar además, en este tercer aniversario de su desaparición trágica, que fué uno de los más tenaces impulsores de la relación y de la organización internacional de las fuerzas libertarias, habiendo contribuído a la formación de la Asociación Continental Americana de los Trabajadores. En el Congreso Constituyente de este organismo fué designado para integrar el Secretariado, en el que permaneció hasta su muerte, acaecida algunos meses después.

Emilio López Arango

Asesinado cobardemente el 25 de Octubre de 1929

Emilio López Arango

Hace ya tres años que Emilio López Arango, nuestro compañero de tareas, fué asesinado, vil y cobardemente asesinado. Su recuerdo está vivo, el dolor de aquella tragedia no ha desaparecido y habrá de renovarse mucho el contingente de nuestros militantes y habrán de borrarse de las memorias muchas cosas antes de que la figura del caído deje de constituir en el movimiento anarquista de la Argentina una valla para la sincera y fecunda unificación moral a que tan íntimamente aspiramos.

Todos tenemos nuestros errores y Arango tenía los suyos; se ha equivocado muchas veces, otras tuvo magníficos aciertos. Nuestra vida es un conjunto de errores y de ensayos para llegar cada vez más a la verdad. Lo que no puede decirse nunca de Arango es que fuese incoloro conmigo mismo y con los demás. Bajo su exterior aparentemente frío, era un tipo de apasionado, y con su energía primitiva arrollaba a menudo todos los obstáculos que se oponían al logro de lo que estimaba bueno y justo. Era un polemista irresistible; vehcía por la fuerza de sus plumazos y vigorosos, por el empuje de su carácter fuerte. Argumento que tomaba era expuesto e ilustrado en sus mil facetas hasta que lo hacía penetrar como a martillazos en la mentalidad de los compañeros.

Lo hemos visto desarrollarse desde muy cerca y hemos seguido paso a paso su trayectoria. Por eso tenemos tanta confianza en él, en lo que valía y en lo que habría aún de valer, porque el cielo de su formación estaba muy lejos de haberse agotado. Desde sus primeros folletos escritos en 1911 ó 1915 hasta octubre de 1929 hay un largo trecho de años, pero hay mucho más de diferencia espiritual. Su pluma era ya un instrumento poderoso y sabía esgrimirla con vigor de lógica y de pensamiento siempre. Y andando los años nos habría dado cada día frutos más y más sazonados.

Su personalidad, también a veces su obstinación, le habían granjeado muchas adversarios en toda la gama de la hostilidad. Pero eran más numerosos sus partidarios entusiastas. Ni su reconocimiento y en su rechazo se llegaba igualmente al sectarismo fanático. Y una personalidad que hacía reaccionar en tal forma a las gentes no podía ser pasada por alto.

En nuestras relaciones ininterrumpidas no siempre hemos estado concordes en la apreciación de problemas, orientaciones y actitudes. Éramos temperamentos diversos y mentalidades distintas. Y la larga colaboración se debía en buena parte a que nos completábamos mutuamente, pero también a que lo juzgábamos de absoluta sinceridad y sabíamos de antemano que sus actitudes a nuestro entender equivocadas las habría de rectificar tarde o temprano. Sin esa confianza no habríamos podido muchas veces ponernos de acuerdo.

Cuando la guerrilla intestina contra el llamado antiorganismo llevaba trazas de no terminar, cuando toda nuestra prensa giraba en torno a las pasiones desatadas por esa contienda, el que esto escribe se hallaba resuelto a forzar un cese de hostilidades o a retirarse. Arango, en plena batalla, se mostraba irreductible, pero ha tenido que meditar y comprender, porque un par de meses más tarde se interrumpió la lucha y Arango se convirtió en un obstáculo a su reanudación. No se hizo sin algunas desgarramientos y sin consecuencias, pero se hizo. Y así en todo. Cuando se le hacía comprender la conveniencia de una nueva orientación o de una rectificación, no tenía vacilaciones, como ocurrió por ejemplo cuando impidió en una reunión de delegados de la F. O. L. Bonaerense una serie de presuntas intransigencias que nos condenaban a la inacción y al ridículo.

Fué a partir de entonces, a mediados de 1926, cuando se inició un fuerte repunte de la organización gremial, sobre la base de los gremios pactantes y otros ensayos de ampliación del movimiento.

Mucho nos sangra la memoria de Arango; pero sólo queremos en este tercer aniversario de la horrible tragedia que le arrebató de nuestras filas, decir que su obra merece siempre respeto, sobre todo si se le sabe comprender y si se toma de él lo que había de abnegación, de rectitud, de honestidad y de amor a la causa, a la que dió cuanto tenía y cuanto podía.

D. A. de SANTILLAN

ermordet. Der Mörder und seine Spießgesellen wurden von allen Anarchisten geächtet und gesucht; ob sie gefunden wurden, ist unbekannt.
Am 6. September 1930 wurde die gewählte argentinische Regierung durch einen Putsch unter Führung des Generals Uriburu gestürzt. "La Protesta" mußte kurzfristig nach Montevideo ausweichen; für die FORA begann eine neuerliche Periode der Verfolgung. Zum dritten Jahrestag der Ermordung Arangos hieß es in "La Protesta": *"Arango war ein positiver Charakter, der sich mit Zähigkeit der Aufgabe widmete, die Eigenheiten der anarchistischen Bewegung Argentiniens zu interpretieren und darüber hinaus nach der notwendigen Orientierung für ihre Kämpfe und für ihr fortschreitendes Wachstum zu suchen. Auf die Erfahrungen der eigenen Bewegung gestützt, wurde Arango zum herausragendsten Theoretiker anarchistischer Gewerkschaften, die er mit unerreichter Fähigkeit verteidigte... Arango wies auf die ungeheure Bedeutung der anarchistischen Intervention im Kampf der Arbeiterschaft hin. Er arbeitete eine Theorie anarchistischer Taktik aus, die er den gängigen Ideen über Tageskämpfe entgegensetzte. Die Revolution kann durch die einfache Kraft des Volkes siegen, aber sie benötigt Ideen, um die schöpferische Kraft der Massen zu kanalisieren und neue Formen des Zusammenlebens und der Kultur zum Ausdruck zu bringen. Ohne solche Ideen wird die Revolution zwar als gewaltsame Aktion triumphieren, aber sie wird scheitern... Die Gewerkschaften sollen diejenige erzieherische Einrichtung sein, die über die täglichen Kämpfe und die Propaganda im Bewußtsein der Arbeiter die notwendigen Voraussetzungen für die libertäre Transformation schafft."*[31]

Anmerkungen

1 Walter Bittner, Gewerkschaften in Argentinien. Vom Anarchismus zum Peronismus, Berlin 1982.
2 Rudolf Rocker, Aus den Memoiren eines deutschen Anarchisten. Hrsg. von Magdalena Melnikow und Hans Peter Duerr, Frankfurt/Main 1974, S. 339.
3 Antonio Elorza, La muerte de un anarquista, in: El Pais, 24. 10. 1983.
4 Zu dem gleichen Schluß kommt Diego Abad de Santillán in einer 1930 erschienenen kleinen Broschüre, die annähernd so selten ist wie die erste Gutenberg-Bibel: Emilio Lopez Arango. Su vida y su obra, Buenos Aires 1930.
5 La Protesta, 27. 10. 1929.
6 Adolf N. Schuster, Argentinien. Land, Volk, Wirtschaftsleben und Kolonisation, Bd. 2, Diessen vor München 1913, S. 480f.; Otto Bürger, Argentinien. Land, Volk und Wirtschaft. Ein Führer für Handel, Industrie und Auswanderung, Leipzig 1929, S. 284ff. (Otto Bürger lehrte als Professor für Geographie 1900 - 1908 in Santiago de Chile, bereiste Argentinien auf der Rückreise nach Deutschland und war anschließend in München tätig.); Walter Bittner, Gewerkschaften in Argentinien, a.a.O., S. 39ff.
7 Ernst von Hesse-Wartegg, Zwischen Anden und Amazonas. Reisen in Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1915, S. 320. Ernst v. Hesse-Wartegg war ein vor 1914 vielgelesener deutschnationaler Reiseschriftsteller, der sich in Asien und Lateinamerika umgetan hatte.

8 Jordi Borja, Tango Argentina, in: Lettre International, 8/1990, S. 84.
9 Ernst Wilhelm Schmidt, Die agrarische Exportwirtschaft Argentiniens. Ihre Entwicklung und Bedeutung, Jena 1920, S. 275ff.
10 Ernst von Hesse-Wartegg, Zwischen Anden und Amazonas, a.a.O., S. 330.
11 Jordi Borja, Tango Argentino, a.a.O.
12 Ernst von Hesse-Wartegg, Zwischen Anden und Amazonas, a.a.O., S. 342.
13 Diego Abad de Santillán, Emilio Lopez Arango, a.a.O.; Ders., Memorias. 1897 - 1936, Barcelona 1977, S. 55ff.; La Protesta, 27. 10. 1929.
14 La Protesta, 28. 1. 1922 (eigene Übersetzung aus dem Spanischen, dies gilt auch für alle folgenden Zitate).
15 Emilio Lopez Arango, De ayer de hoy (Von gestern und heute), in: La Protesta, 12. 2. 1925.
16 Ebd.
17 Emilio Lopez Arango, El movimiento social en la Argentina (Die soziale Bewegung in Argentinien), in: La Organización Obrera, Nr. 3/1924, S. 34.
18 Ebd., S. 35.
19 Emilio Lopez Arango, El concepto de la revolución (Der Begriff der Revolution), in: La Protesta, 1. 6. 1923.
20 Emilio Lopez Arango, El movimiento social en la Argentina, a.a.O., S. 39.
21 Ebd., S. 40.
22 La Protesta, 1. 6. 1923.
23 Emilio Lopez Arango, Resumen de actividades (Zusammenfassung der Aktivitäten), in: La Protesta, Suplemento Quincenal, 276/15. 1. 1928.
24 La Protesta, 1. 9. 1928.
25 La Protesta, 13. 2. 1925.
26 Emilio Lopez Arango, El movimiento social en la Argentina, a.a.O., S. 35ff.; Ders., Los problemas del anarquismo, metodos de propaganda y de actividad (Probleme des Anarchismus, Methoden der Propaganda und der Tätigkeit), in: La Protesta, 26. 10. 1932.
27 Emilio Lopez Arango, El movimiento social en la Argentina, a.a.O. S. 43ff.
28 Ebd., S. 55.
29 Congreso constituyente de la ACAT. Ediciones de la ACAT No. 1, Buenos Aires 1930, S. 10.
30 Schon auf dem X. Kongreß der FORA im August 1928 hatte sich Arango mit Erfolg gegen den Boykott als Waffe ausgesprochen. Er sei in der Vergangenheit ein bequemes Hilfsmittel für diejenigen gewesen, die eine Niederlage nicht hätten anerkennen wollen. Den Kapitalisten, den man nicht besiegen konnte, habe man eben boykottiert. Nur zu oft sei der Boykott von einer Gewerkschaft dann verhängt worden, wenn sie die unorganisierten Arbeiter nicht in den Streik einbeziehen konnte. Eine kleine Gruppe von Arbeitern habe sich angemaßt, den Arbeitern einer Stadt oder eines Landes vorzuschreiben, welche Produkte sie konsumieren könnten.
31 La Protesta, 26. 10. 1932; Vgl. auch Diego Abad de Santillán, Memorias, a.a.O., S. 129ff.

Rolf Wörsdörfer

Trotzki und die nationale Frage auf der Balkanhalbinsel (1908 - 1914)*

Der Berliner Kongreß und die "Balkanisierung" (1879 - 1908)

Die politische Sprache kennt einige Schlagworte, die aus einer geographischen Bezeichnung, dem Namen eines Landes oder einer Region, abgeleitet sind. So stand die "Finnlandisierung" bei den Konservativen für den Annäherungsprozeß eines kleinen oder mittelgroßen Landes an die realsozialistische Supermacht UdSSR und an mögliche Formen der Abhängigkeit, die sich aus der "Entspannungspolitik" hätten ergeben sollen. Teile der italienischen Linken verstanden um 1977 unter "germanizzazione" den Import von Aspekten des "Modells Deutschland", insbesondere im Bereich des Abbaus demokratischer Rechte und der Anti-Terrorismus-Gesetzgebung.

Unter "Balkanisierung" versteht man laut Lexikon die *"ungerechtfertigte Zersplitterung"* eines geographischen Großraums, seine *"politisch-territoriale Aufspaltung mit dadurch bewirkter politischer Instabilität"*.[1]

Wurde die Bezeichnung im Zusammenhang mit dem Ende der osmanischen Herrschaft auf der Balkanhalbinsel geprägt, so konnte später von der "Balkanisierung" anderer Länder oder Räume, z.B. des Libanon oder des gesamten Nahen Osten, die Rede sein. In der Regel war das Konzept auch mit dem einer ungelösten nationalen Frage verknüpft.[2]

Das Schlüsselereignis in dem Prozeß, der zur territorialen Aufsplitterung der Balkanhalbinsel führte, war der Berliner Kongreß von 1878, auf dem sich Bismarck im Namen des erst seit sieben Jahren geeinten preußisch-deutschen Reiches als *"ehrlicher Makler"* und Schiedsrichter zwischen den zerstrittenen europäischen Großmächten profilierte.[3] Trotzki kommt in seinen Schriften zur Balkanfrage immer wieder auf diesen Kongreß zurück, weshalb ich hier sein Urteil aus dem Jahre 1914 zitieren möchte: *"Das auf dem Berliner Kongreß... geschaffene Gleichgewicht auf dem Balkan war voller Widersprüche. Durch künstliche ethnographische Grenzen in Teile zerschnitten, unter die Kontrolle importierter Dynastien aus deutscher Pflanzschule gestellt, an Händen und Füßen durch die Intrigen der Großmächte gebunden, konnten die Balkanvölker nicht aufhören, nach weiterer nationaler Befreiung und Einigung zu streben."*[4] Das Zitat stammt aus der Schrift "Der Krieg und die Internationale", dem grundlegenden Beitrag Trotzkis zur Diskussion um den Ausbruch des Ersten Weltkriegs und zur Politik der Sozialdemokratie in den kriegführenden Ländern. In diesem programmatischen Chrarakter tragenden Text nennt Trotzki die Balkanhalbinsel einen *"Hexenkessel, der Europa periodisch mit Explosionen gedroht hatte, bis er es in die gegenwärtige Katastrophe hineinzog."*[5]

Im Folgenden möchte ich einen Teil des Weges nachzeichnen, der Trotzki bei Ausbruch des *"Großen Krieges"* dazu führte, einen revolutionär-internationalistischen Standpunkt zu beziehen. Das Schwergewicht der Darstellung soll dabei auf der Auseinandersetzung des russischen Marxisten mit den sozialen und politischen Verhältnissen auf dem Balkan und mit der nationalen Frage in diesem Teil Europas liegen. Chronologischer und thematischer Ausgangspunkt sind der Berliner Kongreß und die "Balkanisierung". In den folgenden Abschnitten möchte ich dann auf die 1908 einsetzende Krise des in Berlin geschaffenen Systems, auf die beiden Balkankriege von 1912/13, auf die Unabhängigkeitsbewegung in Makedonien und auf die Rolle der Sozialdemokratie in Südosteuropa eingehen.

"Die europäische Demokratie", heißt es in Trotzkis schon angeführter Schrift von 1914, *"stand im Laufe des 19. Jahrhunderts dem Befreiungskampf der Balkanvölker mißtrauisch gegenüber, weil sie eine Stärkung Rußlands auf Kosten der Türkei fürchtete."*[6] Ohne auf die Nationalitätenpolitik der "Neuen Rheinischen Zeitung" und das Engelssche Verdikt über die *"Geschichtslosigkeit"* einiger Völker Mittel- und Osteuropas einzugehen,[7] greift Trotzki einen Versuch von Karl Marx auf, die Befürchtungen der europäischen Demokraten hinsichtlich der *"russischen Gefahr"* zu zerstreuen. Marx hatte 1859 geschrieben, die Befreiungsbewegung der Serben sei zunehmend in der Lage, sich von der Vormundschaft des Zarenreichs zu emanzipieren.[8]

Dieser Gedanke - Trotzki selbst spricht von einer *"Vorhersage"* - habe dann aber nicht in Serbien, sondern in Bulgarien eine Bestätigung gefunden. Der als russischer Vorposten auf dem Balkan geschaffene bulgarische Staat hatte sich in der Tat unter Ministerpräsident Stefan Stambuloff (1854 - 1895) weitgehend vom russischen Einfluß freigemacht und begonnen, eine eigenständige politische und militärische Rolle zu spielen. Während die Serben unter dem Druck der Habsburger seit 1903 auf das Bündnis mit den Romanows angewiesen waren und Rumänien umgekehrt den russischen Druck mit Hilfe Österreich-Ungarns abzuwehren suchte, verfügte Bulgarien nicht über gemeinsame Grenzen mit einer der beiden Großmächte und mußte sich nicht einseitig an der Politik und den strategischen Vorstellungen Wiens oder St. Petersburgs orientieren.[9]

"Das Augenmerk der nationalen Politik des selbständigen Bulgarien", schreibt Trotzki 1914, *"war natürlicherweise auf das mit Bulgaren bevölkerte Mazedonien gerichtet, das vom Berliner Kongreß unter der Gewalt der Türken belassen war."*[10] Ebenso wie Athen hatte es auch Sofia mit dem schwächeren, 1878 als *"kranker Mann am Bosporus"* karikierten Gegner zu tun. Nicht ohne ein Minimum an positiver Würdigung beschreibt Trotzki, wie Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha, seit 1887 Fürst und seit 1908 Zar von Bulgarien, den Manövrierspielraum zwischen den Großmächten innen- wie außenpolitisch ausnutzte.

Ferdinand, der als konstitutioneller Monarch eine aus dem nationalen Befreiungskrieg hervorgegangene junge Bauerndemokratie beherrschte, lavierte im Innern zwischen der russophilen und der austrophilen Partei ebenso wie er es nach außen hin zwischen den Romanows und den Habsburgern tat. Bulgarien war der eigentliche

Stachel im Fleisch des Osmanischen Reiches und seit 1908 auch der jungtürkischen Bewegung. Sofia unterstützte die makedonische Unabhängigkeitsbewegung ebenso wie die armenische Opposition; allerdings lagen dem Monarchen und seinen Ministern die expansiven Interessen des Landes weit mehr am Herzen als die Autonomiebestrebungen der Makedonier und Armenier.
"Umgekehrt", heißt es bei Trotzki weiter, *"hatte Serbien mit Ausnahme des Bezirks Nowy Basar nichts in der Türkei zu suchen. Seine natürlichen nationalen Interessen lagen jenseits der österreichisch-ungarischen Grenze: in Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Slawonien und Dalmatien."*[11] Nicht zuletzt aus Gründen der politischen Aktualität ist diese Aufzählung um eine Landschaft zu ergänzen, die der serbische Nationalismus immer wieder für sich beanspruchte: das bis 1908 noch unter türkischer Herrschaft stehende, "altserbische", aber seit Jahrhunderten von Albanern besiedelte Amselfeld (Kosovo).
Seit dem gewaltsamen Sturz der Obrenowitsch-Dynastietie (1903) lehnte sich das zuvor austrophile Serbien an Rußland an. In Belgrad lag die reale Macht nicht wie in Sofia in den Händen eines Monarchen - Trotzki nennt Peter I. Karadjordjewitsch einen schwachen, charakterlosen König - sondern in denen einer nationalistischen Bauern- und Notabelnpartei. An deren Spitze wiederum standen kampf- und staatsstreicherprobte Politiker, die sich in den Ränkespielen der europäischen Diplomatie zurechtfanden. Als *"halsstarrigen Cunctator"*, der über eine *"enorme, allerdings rein passive Stärke"* verfüge,[12] porträtiert Trotzki den serbischen und späteren jugoslawischen Ministerpräsidenten Nikola Paschitsch (1848 - 1926). In einer Hauptstadt wie Belgrad, in der das Königsschloß im Verlauf der Krisennächte des Jahres 1912 von den Kanonenbooten der Habsburger taghell erleuchtet wurde, bedurfte es offensichtlich eines Politikers, der über die Tugenden von Nikola Paschitsch verfügte. Er vertrat einen moderaten serbischen Nationalismus, der Wien gegenüber vorerst defensiv bleiben und sich damit zufrieden geben mußte, die wenigen noch von der Türkei beherrschten Fetzen südslawisch-serbischen Bodens, den Bezirk Nowy Basar, Teile Makedoniens und einen Zugang zur Adria zu beanspruchen. Gegen Ende des ersten Balkankrieges sollte deutlich werden, daß die Großmächte, vor allem Österreich-Ungarn und Italien, nicht bereit waren, die Realisierung von Teilen dieses eher bescheidenen Programms hinzunehmen.

Die jungtürkische Revolution und die Krise des Jahres 1908

Die ersten Grundlagen für seine spätere Beschäftigung mit der Balkanfrage hatte Trotzki in einer Reihe von Artikeln gelegt, die seit 1908 in seiner eigenen Wiener Zeitung "Prawda", im bolschewistischen "Proletari" und in der liberalen "Kiewskaja Mysl" erschienen waren. Schon ganz Theoretiker der "Permanenten Revolution", war er in diesen Beiträgen von einer für ihn unbestreitbaren, in späteren Schriften oft wiederholten Tatsache ausgegangen: der Ausstrahlung, die von der russischen

Revolution des Jahres 1905 auf die - wie man sich damals ausdrückte - *"Völker des Ostens"* ausging.
Der "Osten", das waren neben der Balkanhalblinsel vor allem drei südlich von Rußland gelegene *"halb-mittelalterliche"* Großreiche, die sich mit allen Widersprüchen der Modernisierung konfrontiert sahen und zudem den imperialistischen Expansionsbestrebungen der Großmächte schutzlos ausgeliefert waren: die Türkei, Persien und China.
Trotzkis besondere Aufmerksamkeit galt schon früh der jungtürkischen Revolution und deren nachhaltigen Konsequenzen für das Kräftegleichgewicht und die Neuformulierung der nationalen Frage auf dem Balkan.
"Allein unter der Herrschaft Abdul Hamids", schreibt er, *"verlor die Türkei Bulgarien, Ost-Rumelien, Bosnien und die Herzegowina, Ägypten, Tunesien und die Dobrudscha. Kleinasien ist hoffnungslos unter die ökonomische und politische Diktatur Deutschlands gefallen. Am Vorabend der Revolution* (1908 - d.V.) *schickte sich Österreich an, eine Eisenbahn durch den Bezirk Nowy Basar zu bauen, um eine strategische Linie nach Makedonien bereitzustellen. Auf der anderen Seite arbeitete Großbritannien in Opposition zu Österreich an einem Autonomieprojekt für Makedonien."*[13]
Trotzki beschreibt dann, wie die jungtürkische Bewegung die nationalen und sozialen Hoffnungen der Balkanvölker enttäuschte. Die 1908 an die Macht gelangte Offiziersbewegung habe sich plötzlich mit einer solchen Vielzahl zentrifugaler Tendenzen auseinandersetzen müssen, daß sie es vorzog, auf den Zentralismus und den starken Staat zu setzen. In der neu einberufenen Abgeordnetenkammer konnte sich die jungtürkische Bewegung auf 140 der 240 Mandate stützen; etwa 80 Abgeordnete zählte der zum großen Teil aus Arabern und Griechen zusammengesetzte "dezentralistische" Block. Auf der äußersten Linken saßen Armenier und Makedonier, die als einzige für eine Agrarreform eintraten.
Nationale und soziale Frage waren miteinander gekoppelt; am Einfluß der türkischen Beys innerhalb der Offiziersbewegung scheiterten die Vorschläge zur Umverteilung des Bodens. Es blieb bei der formalen rechtlichen Gleichstellung von moslemischen, christlichen und jüdischen Untertanen; erstmals wurden die Nicht-Moslems zum Militärdienst zugelassen, eine Tatsache, die sich die türkischen Offiziere im Verlauf des ersten Balkankrieges zunutze machten.
Nachhaltig waren die außenpolitischen Folgen des Umsturzes in der Türkei. Die rasch aufeinanderfolgende Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, das dem Osmanischen Reich bis 1908 formal "tributpflichtig" war, und Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn änderten zwar, wie Trotzki schreibt, keinen Strich auf der Landkarte Europas, aber sie verschärften den Interessengegensatz zwischen Wien und St. Petersburg. Sie ließen die Wogen des Panslawismus hochschlagen, und sie schufen mit dem neuen Bulgarien den Rumpf eines unabhängigen Nationalstaats, auf den sich in den folgenden Jahren die Hoffnungen vieler unter der territorialen Zersplitterung und Fremdherrschaft leidenden Slawen konzentrieren sollten.

Fast unbemerkt, so kommentiert Trotzki, vollzog sich der Rückzug Wiens aus dem türkischen Bezirk Nowy Basar, der Serbien von Montenegro trennte und eine engere Kooperation zwischen den beiden südslawischen Staaten bis zu diesem Zeitpunkt vereitelt hatte. Bedeutete dies nicht, so fragt sich der russische Revolutionär, daß Wien die Serben und Montenegriner geradezu einlud, der Türkei den Krieg zu erklären und das Gebiet zu annektieren? War nicht das Ende der habsburgischen Makedonien-Pläne im Verein mit der Tatsache, daß Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha als bulgarischer Zar auftrat, das erste Anzeichen dafür, daß Sofia Schritte in Richtung auf eine Annexion Makedoniens einleiten würde? Bargen nicht die Ereignisse von 1908 schon den Keim jenes Konflikts in sich, der vier Jahre später mit dem ersten Balkankrieg offen ausbrechen sollte?[14] Trotzki schreibt, die Halbinsel sei dabei, zur *"Büchse der Pandora"* zu werden.

Die nationale Frage im ersten Balkankrieg (1912/13)

Daß Trotzki es wagte, sich als Korrespondent der "Kiewskaja Mysl" intellektuell und gefühlsmäßig den Schrecken des modernen Krieges auszusetzen, beweist neben seinem unbestreitbaren persönlichen Mut auch sein feines Gespür für die politische Entwicklung Europas am Vorabend des ersten Weltkrieges. Militärische Auseinandersetzungen hatte es in den zwanzig Jahren vor 1914 in großer Anzahl gegeben: Auf den spanisch-amerikanischen Konflikt waren der Burenkrieg und der russisch-japanische Krieg gefolgt und das tripolitanische Abenteuer der Italiener war eben erst aus den Schlagzeilen der Weltpresse verschwunden. Keine dieser krisenhaften Erschütterungen aber hatte den Boden des alten Kontinents auch nur gestreift, und keine hatte Europa so nahe an den Rand des Abgrunds geführt, wie es die beiden rasch aufeinanderfolgenden Kriege von 1912/13 tun sollten, in die neben der Türkei alle Balkanstaaten (Serbien, Bulgarien, Montenegro, Griechenland, Rumänien) verwickelt waren. Ferner lag keinem der vorangegangenen Konflikte eine ähnlich bunte Vielfalt wirtschaftlicher, politischer, nationaler, territorialer und dynastischer Interessen zugrunde wie den Balkankriegen.

Trotzki, der im Oktober 1912, kurz vor Kriegsausbruch, im Zug von Wien aus Richtung Südosten fuhr, fragte sich wiederholt, ob dies nun wirklich der Krieg sei, *"mit dem ich in meinen Gedanken und Artikeln so leicht umgegangen war."*[15] Seltsam berührt vom Anblick des durch Belgrad marschierenden 18. serbischen Infanterieregiments - *"die Soldaten in feldgrauen Uniformen, in Bastschuhen und mit grünen Zweigen an den Käppchen"*, die ihn an *"Opfergeweihte"* erinnerten -, begann Trotzki, Material zu sichten und zu ordnen, Gespräche und Korrespondenzen zu führen und historische Analogien zu suchen. Er wollte den Krieg verstehen, ihn in marxistischen Termini diskutieren, um der *"Ohnmacht vor dem Fatum"* und dem *"brennende(n) Schmerz für die menschliche Heuschrecke"* zu entkommen.

"Von seiner historischen Bedeutung her hat der Balkankrieg sicher mehr mit dem

italienischen Unabhängigkeitskrieg von 1859 als zum Beispiel mit dem italienisch-türkischen Krieg von 1911/12 gemein. Italiens Angriff auf Tripolitanien war ein Akt rohen kapitalistischen Banditentums. Demgegenüber verleiht der gegenwärtige Krieg auf dem Balkan dem Ringen der zersplitterten Fragmente des balkanischen Slawentums Ausdruck, dem es um eine wie auch immer geartete Annäherung und die Schaffung einer breiteren Grundlage für die eigene ökonomische und politische Entwicklung geht. Diesem Ringen aber kann man im Grunde nicht widerstehen; es ist progressiv, und es kann unter den breiten Massen West- wie Osteuropas nur Sympathien hervorrufen."[16]
Der Vergleich mit der italienischen Einigungsbewegung, dem Risorgimento, lag nahe, auch wenn der Krieg von 1859 gegen Österreich-Ungarn und nicht gegen die Türkei geführt worden war. Die Ideen Mazzinis und Garibaldis erfreuten sich auch auf dem Balkan großer Beliebtheit. Auch hatten die Einigungs- und Unabhängigkeitsbestrebungen auf der Apenninhalbinsel stets die volle Solidarität der europäischen Demokraten und Sozialisten.[17] Der negative Vergleich mit dem Libyenkrieg von 1911/12 war ebenso begründet, war er doch nichts anderes als ein Versuch Italiens, an der imperialistischen Aufteilung Afrikas mitzuwirken. Von *"Banditentum"* hatte Karl Kautsky in der "Neuen Zeit" gesprochen, und wie er dachte die große Mehrheit der Sozialisten in ganz Europa, so sehr die italienische Regierungspropaganda auch darauf insistieren mochte, es ginge um die Befreiung der tripolitanischen Araber vom türkischen Joch.[18]
Wußte Trotzki also, daß er sich auf die Traditionen der Ersten und der Zweiten Internationale berufen konnte, die nationale Befreiungskriege entschieden unterstützt und koloniale Eroberungskriege ebenso entschlossen abgelehnt hatten, so entgingen ihm auf der anderen Seite nicht die Besonderheiten der Situation in Südosteuropa. Der Kampf vollzog sich hier unter *"künstlich aufgezwungenen Bedingungen"*, für die nicht die Balkanvölker selbst, sondern die Kanzleien der europäischen Diplomatie verantwortlich waren.[19]
In dem bunten Bevölkerungsgemisch, der Vielzahl der Ethnien, Konfessionen, Sprachen und Kulturen sah Trotzki kein reales Hindernis auf dem Weg zur Einheit der Balkanvölker. Der eigentliche Hemmschuh waren für ihn die von den Großmächten gezogenen Grenzen und die Bestrebungen Europas, die Völker des Balkans gegeneinander auszuspielen, sie zu spalten und zu lähmen. Österreich-Ungarn, Rußland, Deutschland, Italien und Frankreich, sie alle verfügten über Agenturen und Schaltzentralen auf dem Balkan; sie bauten Eisenbahnlinien und Straßen, gründeten Banken und Firmenniederlassungen; sie beeinflußten Könige und Minister, Parlamentarier und Presse. Und umgekehrt: Während sie in den Kampfruf "Die Balkanhalbinsel den Balkanvölkern" einstimmten, scheuten sich die Führer der kleinen Staaten nicht, Rußland um ein militärisches Eingreifen zu ersuchen. Das war um so betrüblicher, als nicht wenige bulgarische und serbische Politiker in ihrer Studienzeit oder in der Emigration gemeinsam mit den russischen Narodniki und Sozialdemokraten gegen den Panslawismus und die Autokratie aufgetreten waren. Dieselben Politiker erwarteten nun von Nikolaus II. eine Intervention in den Krieg gegen die Türkei.
Wenn Trotzki bei aller Sympathie für die Sache Serbiens und Bulgariens - dies waren die beiden kriegführenden Länder, in denen er sich als Korrespondent aufhielt - schon

bei Kriegsbeginn deutliche Vorbehalte gegenüber dem militärischen Vorgehen äußerte, so nicht zuletzt deshalb, weil er hinter dem antitürkischen Balkanbund die lange Hand der Petersburger Diplomatie sah. An einer Stelle zitiert er das sarkastische Wort Bismarcks, demgemäß die ganze Balkanhalbinsel nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sei. Trotzki fügt hinzu: *"Wenn die führenden Parteien auf dem Balkan nach ihrer gesamten traurigen Erfahrung mit einem Eingreifen Europas keinen anderen Weg sehen, als eine neue europäische Intervention, ...dann sind ihre politischen Pläne wirklich nicht die Knochen eines einzigen Infanteristen aus Kursk wert. Das mag schroff klingen, ist aber die einzige Art, in der ein nicht nur um das Heute, sondern auch um das Morgen besorgter demokratischer Politiker die tragische Situation sehen kann."*[20]

Tatsächlich war der europäische Flächenbrand im November 1912 zum Greifen nahe. In Österreich-Ungarn mehrten sich Stimmen, die eine Intervention auf seiten der Türkei forderten. Rußland antwortete mit Teilmobilisierungen. Erst den gemeinsamen Bemühungen der deutschen und britischen Diplomatie gelang es noch einmal, die Krise zu entschärfen. Im Dezember 1912 setzten die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen der Londoner Botschafterkonferenz ein.

Auch ohne das Eingreifen der Großmächte zeigte sich auf dem Balkan unterdessen die ganze destruktive Potenz des modernen Krieges. Trotzki bemerkte sehr bald, daß Bulgaren, Serben und Griechen in Albanien, Makedonien und Thrakien nicht als Befreier, sondern als Eroberer auftraten. Ihre Versorgungsschwierigkeiten überbrückten die Truppen des Balkanbundes, indem sie rücksichtslos plünderten, requirierten und raubten. Trotzki fühlte sich an Lektüren über den Dreißigjährigen Krieg erinnert. *"Der Krieg ernährt den Krieg"*, schien der Grundsatz zu lauten, dem die verantwortlichen Politiker und Militärs der Balkanstaaten folgten.

Trotzki, der anfänglich den nationalen Zielen der Serben und Bulgaren mit Aufgeschlossenheit und Sympathie begegnet war, sammelte nun gewissenhaft Material über die von slawischen Truppen begangenen Kriegsverbrechen an der albanisch-türkischen Zivilbevölkerung und an gefangenen Soldaten. In der "Kiewskaja Mysl" polemisierte er gegen einen alten politischen Gegner, den liberalen Panslawisten und Führer der Kadettenpartei Pawel Miljukow, der die Massaker systematisch verschwieg oder beschönigte und die Bulgaren verteidigte. Derselbe Miljukow zögerte bei Beginn des zweiten Balkankrieges nicht, Bulgarien zu "verraten" und in Serbien den neuen Hoffnungsträger des Panslawismus zu entdecken, eine Haltung, die ihm erneut bissige Kommentare von Seiten Trotzkis eintrug.[21]

Der russische Marxist führte unterdessen eine heftige Auseinandersetzung mit der bulgarischen Militärzensur, die dazu geschaffen schien, die politische und militärische Führungsschicht des Landes ebenso wie die Massen der Bevölkerung über die Dimension der slawischen Siege zu täuschen, eine Tatsache, die sich im Verlauf des zweiten Krieges rächte, als die Politiker in Sofia die eigene militärische Stärke hoffnungslos überschätzten. Neben diesen Themen behandelte Trotzki den Verlauf der Kampfhandlungen und deren Konsequenzen für die politische Diskussion in den Balkanhauptstädten. Später erinnerte er daran, daß Karl Kautsky schon zu Beginn des

ersten Krieges geschrieben habe, die antitürkische Koalition könne sehr rasch auseinanderbrechen und der vermeintliche Befreiungskampf in einen Bruderkrieg der Balkanvölker übergehen.[22]
Diese Möglichkeit lag in der internationalen Mächtekonstellation ebenso begründet wie in der militärstrategischen Lage. Serbien wußte das zaristische Rußland hinter sich, während Sofia ein eher taktisch bestimmtes Verhältnis zu St. Petersburg unterhielt, im Grunde aber wie schon 1908 auf Wien setzte. Die Bulgaren stellten das Hauptkontingent der Truppen, denen die Aufgabe zufiel, die Türken aus Makedonien und Thrakien zu vertreiben und sie gegebenenfalls über die Meerengen hinaus zurückzuwerfen. Serben, Montenegriner und Griechen hielten ihnen im Westen den Rücken frei, besetzten aber gleichzeitig Territorien, die den vor Kriegsbeginn getroffenen Abmachungen entsprechend an Bulgarien fallen sollten. Das neutrale Rumänien bewahrte sich die Möglichkeit, am Ende des Krieges Kompensationsansprüche erheben zu können. Die Situation barg völlig neue Gefahren in sich, die erst virulent werden sollten, nachdem der Londoner Frieden zwischen den Mitgliedsstaaten des Balkanbundes und der Türkei abgeschlossen war.

Die nationale Frage im zweiten Balkankrieg (1913)

Zwei Tage vor Abschluß des Friedensvertrages hatte Serbien das mit Sofia getroffene Abkommen über die Aufteilung der ehemals türkischen Territorien annulliert. Schon früher hatten die Rumänen begonnen, Gebietsforderungen gegenüber Bulgarien zu erheben. Wie Trotzki 1914 noch einmal unterstrich, war die rumänische Expansion potentiell eher nach Nordwesten und Osten, nach Siebenbürgen und Bessarabien, gerichtet, wo aber die Donaumonarchie und das Zarenreich den Weg blockierten. Ähnlich wie Belgrad wandte sich Bukarest also zunächst nach Süden; der Berliner Kongreß hatte Rumänien als Kompensation für die Annexion Bessarabiens durch Rußland die bulgarische Dobrudscha überlassen. Nur deren südlicher Teil war unter der Kontrolle Sofias geblieben.[23]
Als nun die Streitigkeiten um die Aufteilung der Kriegsbeute einsetzten, beeilte sich Bukarest, Öl ins Feuer zu gießen. Um einer Erfüllung seiner territorialen Ansprüche auf Kosten Bulgariens näher zu kommen, zögerte es nicht, die Forderungen der Serben und Griechen zu unterstützen. Diesen wiederum war die rumänische Hilfe willkommen. So entstand die neue antibulgarische Allianz, die den zweiten Balkankrieg zu verantworten hatte, auch wenn der erste Befehl zum Angriff auf die Stellungen der Verbündeten von gestern aus Sofia kam.
Trotzki läßt keinen Zweifel daran, daß er in Rumänien den rückständigsten unter den größeren Balkanstaaten sieht. Als sich Serbien und Bulgarien von der osmanischen Herrschaft emanzipierten, beseitigten sie auch den großen Grundbesitz der türkischen Beys. Sozial und politisch mußte das Bürgertum beider Länder fortan auf eine breite Schicht von allen feudalen Lasten befreiter Bauern Rücksicht nehmen. Der erste Bal-

kankrieg, so sehr er von dynastischen Interessen bestimmt und von St. Petersburg aus ferngesteuert sein mochte, war auch der Krieg dieser Bauernmassen gegen den türkischen Unterdrücker.

"Die nationale Befreiung Rumäniens", heißt es bei Trotzki, *"hatte ganz andere gesellschaftliche Konsequenzen. Die Aufhebung des Vasallenverhältnisses gegenüber der Türkei beeinträchtigte nicht im geringsten den einheimischen rumänischen Feudalismus. Die Erklärung Rumäniens zum unabhängigen Staat befreite den Bauern nicht von der Hörigkeit gegenüber dem Grundherrn, sondern sie entband lediglich den Grundherrn von dem Zwang, das Mehrprodukt der bäuerlichen Arbeit mit dem türkischen Fiskus zu teilen... Obwohl sie formal abgeschafft war, blieb die Leibeigenschaft bis in die Gegenwart erhalten."*[24]

Während Bulgarien nach dem Abzug der Türken das allgemeine Wahlrecht eingeführt hatte, herrschte in Rumänien noch ein durch und durch undemokratisches Stimmrecht nach Steuerklassen, das der Bauernschaft eine parlamentarische Vertretung verweigerte. Die politische Klasse Rumäniens, die sich aus Kaufleuten, Beamten und Agrariern zusammensetzte, bildete einen agrarisch-bürokratischen Block, unter dessen Hegemonie sich auch die Entwicklung erster Ansätze kapitalistischer Industrie (Erdöl!) vollzog. Das politische System vereinigte die negativsten Elemente des mediterranen Typus (Klientelismus) mit einer verbreiteten Illiberalität, unter der vor allem die jüdische Minderheit zu leiden hatte. Der offen zur Schau getragene Antisemitismus der rumänischen Führungsschicht erinnerte Trotzki an die russischen Schwarzhunderter und deren politische Inspiratoren.[25]

Als die bulgarischen Truppen im Juni 1913 den Angriff auf die serbischen und griechischen Stellungen einleiteten, begann Rumänien mit der Mobilmachung. Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, seit 1866 rumänischer König, befahl seiner Armee, die Donau zu überqueren. Binnen weniger Wochen besetzten die Rumänen Silistria und die südliche Dobrudscha, den sogenannten Cadrilater. Der leicht errungene militärische Erfolg - alle bulgarischen Verbände waren in Kämpfe mit den Griechen und Serben verwickelt - endete in einem zivilen Desaster. Aus dem durch einen neunmonatigen Krieg erschöpften Bulgarien schleppten heimkehrende rumänische Einheiten eine sich rasch verbreitende Cholera-Epidemie ein.

Katastrophal waren die Folgen des zweiten Balkankrieges für Bulgarien. Fast alle von der Türkei gewonnenen Territorien gingen verloren. Bei der Dreiteilung Makedoniens erhielten die Griechen und vor allem die Serben den Löwenanteil, Bulgarien die wirtschaftlich ärmsten und strategisch uninteressantesten Gebiete. Auf der anderen Seite fiel mit der südlichen Dobrudscha die fruchtbarste landwirtschaftliche Anbauzone an Rumänien. Christian Rakowski[26] nannte den Frieden von Bukarest, der den zweiten Balkankrieg abschloß, eine Art *"polnische Teilung des Balkans"*.

Trotzki schloß sich Rakowski an und bezeichnete dessen Urteil als *"nicht ungerechtfertigt"*.[27] Bulgarien, das theoretisch am schnellsten zur nationalen Einigung hätte gelangen können, da sein Expansionsdrang nur gegen die Türkei gerichtet war, fand nach dem Friedensvertrag innerhalb der eigenen Staatsgrenzen weniger Bürger bulgarischer Nationalität vor als bei Beginn des ersten Krieges. Stattdessen waren nun

Hunderttausende von Griechen und Türken gezwungen, unter der Herrschaft Sofias zu leben.
Auf der anderen Seite wurde eine große bulgarisch-makedonische Minderheit dem griechischen bzw. serbischen Staat einverleibt. Die Heldenstädte des antitürkischen Aufstands von 1903 wurden fortan von Belgrad aus regiert. Bulgarische Soldaten, die von der südlichen Front in die Dobrudscha zurückkehrten, mußten mitansehen, wie ihre Heimat von rumänischen Truppen geplündert wurde. Die im Namen des Selbstbestimmungsrechtes und des Kampfes gegen die Fremdherrschaft geführten Balkankriege hatten nicht weniger als eine halbe Million Opfer gekostet, Soldaten und Zivilisten, die in den Kampfhandlungen und Massakern getötet, verletzt oder von Krankheiten und Epidemien heimgesucht worden waren. Die militärischen Auseinandersetzungen selbst und die Besatzungspolitik aller am Krieg beteiligten Staaten hatten weite Landstriche ihrer wichtigsten Ressourcen beraubt und verwüstet.

Der nationale Befreiungskampf in Makedonien

Am meisten hatte unter dem Krieg die Region gelitten, um deren "Befreiung" es der offiziellen Propaganda in den Hauptstädten des Balkans und im zaristischen Rußland gegangen war. Das bis 1912 zum Osmanischen Reich gehörige, zwischen Albanien, Serbien, Bulgarien und Griechenland gelegene Makedonien war in vielerlei Hinsicht eine Art Balkan im Balkan. Das nationale Zugehörigkeitsgefühl der meisten slawischen Makedonier war bulgarisch, aber die Region war von zahlreichen Minderheiten bevölkert, darunter Türken, Griechen, Albaner, Aromunen, spaniolitische Juden, Megleniten, Tscherkessen, Armenier, Tataren und Zigeuner. Konfessionell überwogen die am Exarchat von Sofia oder am Patriarchat von Konstantinopel orientierten orthodoxen Christen, gefolgt von den Moslems und den griechischen-katholischen Christen.[28]
Die Masse der slawischen Makedonier waren Bauern, denen die türkische Herrschaft alle Arten von Erniedrigungen und Entbehrungen zugemutet hatte. Noch 1903 war ein großer Aufstand der Landbevölkerung blutig niedergeschlagen worden. Um Makedonien wurde schon vor den Kriegen von 1912/13 erbittert gekämpft; in der Region war eine der ersten nationalen Befreiungsbewegungen des modernen Europa entstanden, die den Partisanenkampf und die Guerillataktik praktizierte.
Halb Geheimbund, halb Bauernmiliz, führte die "Innere Makedonische Revolutionäre Organisation" (VMRO) einen Kleinkrieg gegen die Fremdherrschaft. Den russischen Sozialdemokraten war die VMRO nicht unbekannt: Als Lenin um 1902 dafür eintrat, die SDAPR mit einem straffen organisatorischen Gerüst auszustatten, warfen ihm Vertreter des ökonomistischen Parteiflügels vor, das Beispiel der makedonischen Revolutionäre nachahmen zu wollen. Trotzki ließ sich die Gelegenheit nicht nehmen, als Korrespondent der "Kiewskaja Mysl" neben slawischen Politikern, verwundeten Soldaten, gefangenen Türken und anderen Zeugen des Geschehens auch einen führen-

den Vertreter der makedonischen Befreiungsbewegung zu interviewen.
Sein Gesprächspartner, Hristo Matov (1872-1922), hatte zu den ersten Mitgliedern der 1891 in Sofia gegründeten "Jungen makedonischen literarischen Gesellschaft" (MMKD) gehört, aus der zahlreiche Befreiungskämpfer hervorgingen. Ursprünglich ein national orientierter, um die Pflege der makedonischen Sprache und Literatur bemühter Bildungszirkel, politisierte sie sich sehr schnell und begann, die Geschichte des italienischen Risorgimento und der Pariser Commune zu studieren. Schon zwei Jahre nach der Gründung der MMKD entstand dann mit der "Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation" die politische Befreiungsbewegung. Hristo Matov wurde einer ihrer Führer; die Historiographie rechnet ihn dem rechten VMRO-Flügel zu.[29]
In seinem Gespräch mit Trotzki schildert Matov die Stationen des Unabhängigkeitskampfes der Makedonier. Bis zum Bauernaufstand von 1903 waren die Mitglieder der revolutionären Organisation in Zirkeln zusammengefaßt und ausschließlich propagandistisch aktiv. Mit der Bauernbewegung und der massiven Repression von seiten der Türken wurde die VMRO in den Untergrund bzw. auf den Weg des bewaffneten Kampfes gedrängt. Fortan bildete die četa, eine aus etwa zehn bewaffneten Mitgliedern bestehende geheime Zelle, die Grundeinheit der VMRO. Im Gefolge der jungtürkischen Revolution tauchte noch einmal die Hoffnung auf einen legalen Kampf für die Autonomie Makedoniens auf; schon bald aber mußten die offen arbeitenden Revolutionäre erneut in die Illegalität zurückkehren.[30]
Voller Enthusiasmus berichtet Matov von den wichtigsten militärischen Erfolgen seiner Organisation: in die Luft gesprengte Rathäuser und Eisenbahnzüge, zerstörte Trambahndepots und Postämter. In einigen Gegenden habe die VMRO türkische Beys gezwungen, das Land an makedonische Bauern zu verkaufen. Wo die Partisanengruppen und die mit ihnen in Kontakt stehenden Bauernmilizen massiv auftraten, habe die türkische Verwaltung plötzlich liberalere Züge angenommen. Andererseits sei es nach Anschlägen der VMRO zu Pogromen gegenüber der makedonischen Zivilbevölkerung gekommen.
Trotzki, der das Gespräch im Herbst 1912 führt, fragt Matov, wie die Aktivität seiner Organisation mit dem "offiziellen" Krieg des Balkanbundes gegen die Türkei koordiniert sei. So erfährt er, daß ein Teil der Partisanen mit den bulgarischen Truppen an der Front steht, während andere mit Kommandoeinsätzen im Hinterland des Feindes (Unterbrechung von Telegraphenlinien, Sprengung von Brücken) beschäftigt sind. Auf die Frage, ob die VMRO die Autonomie Makedoniens oder dessen Vereinigung mit Bulgarien anstrebe, antwortet Matow: *"Sie stellen mir eine selbstverständliche Frage. Und wenn Sie mich vor dem Krieg gefragt hätten, dann hätte ich auch ohne Zögern geantwortet. Aber jetzt, wo wir gemeinsam mit Serbien und Griechenland als unseren Verbündeten kämpfen, muß ich Sie um Erlaubnis bitten, auf Ihre letzte Frage nicht zu antworten."*
Ob er das Eingreifen Rußlands in die Kampfhandlungen wünsche? Auch hier winkt der Makedone ab. Trotzki beginnt zu ahnen, daß der Krieg das Ende jeglicher eigenständigen Rolle der revolutionären Bewegung in Makedonien, ja sogar das Ende

dieser Bewegung überhaupt bedeutet. Er nimmt das Gespräch zum Anlaß, über die unterschiedlichen Strategien nationaler und sozialer Revolutionäre nachzudenken. *"Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob ein četnik, der ein kompliziertes politisches Problem zu lösen sucht, indem er eine Bombe in ein türkisches Verwaltungsgebäude wirft, keine Berührungspunkte mit der Politik diplomatischer Kanzleien haben könne... Aber es verhält sich keineswegs so. Anders als soziale Revolutionäre versuchen nationale Revolutionäre immer, ihre Verschwöreraktivitäten mit den Unternehmungen von Dynastien und Diplomaten des eigenen oder eines fremden Landes zu verbinden. Wenn es um die territoriale und politische Selbstbestimmung einer jungen Nation geht, dann dienen die ungeduldigen Aktionen der Carbonari oft nur der Einleitung, Ergänzung oder Stimulierung der von dynastischen oder diplomatischen Kräften vollzogenen langsamen Bewegungen, und bei der ersten Gelegenheit geben sie die politische Initiative an letztere ab."*
Das italienische Risorgimento habe dies alles ebenso bestätigt wie der Freiheitskampf Kossuths in Ungarn. Ähnlich, wenn nicht schlimmer, verhalte es sich mit der Unabhängigkeitsbewegung in dem so viel isolierteren und schwächeren Makedonien, dessen Revolutionäre *"in Botschaften und Konsulaten ebenso zu Hause* (seien) *wie in den Bergen unter den berufsmäßigen Kämpfern"*. Der Balkankrieg habe den Partisanen der VMRO und ihren politischen Führern jeglichen Spielraum für ein eigenständiges Auftreten genommen.
"Hristo Matov und seine Freunde vertreten eine ausgestorbene politische Spezies", lautet das Fazit Trotzkis, und es ist offensichtlich, daß sich hier ein Kreis schließt. Der russische Revolutionär, der noch zu Beginn des ersten Balkankrieges eine positive Affinität zwischen dem italienischen Risorgimento und den Zielen des Balkanbundes konstatiert hatte, deckt nun alle Schwächen einer Strategie der nationalen Befreiung auf, die sich an dynastischen Interessen und diplomatischen Manövern orientiert. Auf der Suche nach einem Ausweg aus dieser Aporie mußte Trotzki sich zwangsläufig mit den strategischen Vorstellungen der Sozialdemokraten Südosteuropas auseinandersetzen, mit denen ich mich im letzten Abschnitt meines Artikels beschäftigen möchte.

Die sozialdemokratischen Parteien Südosteuropas und die nationale Frage

Die kapitalistische Durchdringung der Balkanhalbinsel, der Bau von Eisenbahnlinien und Straßen, die Gründung von Banken und Industrieunternehmen, der Aufbau des Bildungswesens und die Hebung des kulturellen Niveaus der Massen waren begleitet vom Entstehen einer zahlenmäßig schwachen, politisch aber sehr regen sozialdemokratischen Bewegung.[31] Die Zirkulation sozialistischer Ideen hatte in Südosteuropa im 19. Jahrhundert eingesetzt, als Studenten und Emigranten das in den Hauptstädten West- und Mitteleuropas angeeignete Gedankengut in die aufkeimende Arbeiterbewegung ihrer Heimatländer trugen.

Trotzki bemerkt, daß die Sozialdemokraten der Balkanstaaten von Land zu Land unterschiedlichen Traditionen folgten. So schien sich die bulgarische Bewegung aufgrund der sprachlichen und kulturellen Affinität am russischen Vorbild zu orientieren. Dimitri Blagoev, Parteigründer und späterer Vorsitzender der KP Bulgariens, hatte seine ersten politischen Erfahrungen in St. Petersburg gesammelt, andere Leitungsmitglieder seiner Partei hatten den Schulungszirkeln Plechanows in der Schweiz angehört. Weniger deutlich war für Trotzki der Einfluß, den die Kautskysche Orthodoxie auf die Parteiführer in Bulgarien und Serbien ausübte.
Der "Papst" des internationalen Sozialismus hatte 1908 im theoretischen Organ der österreichischen Sozialdemokratie "Der Kampf" einen Artikel zur Situation der Arbeiterparteien und sozialistischen Gruppierungen auf dem Balkan veröffentlicht, den er mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu den Aufgaben der Sozialisten in unterentwickelten Ländern eingeleitet hatte:
"Die Lage der Sozialisten in einem ökonomisch unterentwickelten Lande, in dem der proletarische Klassenkampf noch eine geringe Rolle spielt, ist keine einfache. Natürlich müssen sie hier wie überall die Interessen des Proletariats in erster Linie aufs energischste vertreten. Aber ist diese Klasse nur im embryonalen Zustande vorhanden, dann besteht die Aufgabe der Sozialisten mehr darin, ihre ***künftigen*** *als ihre* ***augenblicklichen*** *Interessen zu verfechten; weniger darin, den Klassenkampf zu führen, als darin, den Boden für ihn* ***vorzubereiten****. Dazu gehört aber auch das Streben nach voller Unabhängigkeit der Nation. Ohne solche Unabhängigkeit kann der proletarische Klassenkampf nicht seine volle Kraft entfalten."*[32]
Die von drei großen Vielvölkerstaaten (Österreich-Ungarn, Rußland, Türkei) umgebene und teilweise besetzte Balkanhalbinsel war Schauplatz eines besonders komplexen Kampfes um die nationale Unabhängigkeit und das Selbstbestimmungsrecht. Zu den vorrangigen Zielen der Sozialisten zählten die Aufhebung der territorialen Zersplitterung, die Abschaffung der Zollschranken und ähnliche Aufgaben, die in den großen Nationalstaaten Westeuropas vom Bürgertum oder von starken Dynastien gelöst worden waren. Wenn Trotzki im ersten Moment Verständnis für die Sache des antitürkischen Balkanbundes geäußert hatte, so lag seine Haltung darin begründet, daß er die Einigungsbestrebungen der Südslawen als historisch gerechtfertigt anerkannte. Daß eine Vielzahl dynastischer und sonstiger Partikularinteressen - verstärkt durch die im Hintergrund wirkende Diplomatie der Großmächte - den Einigungsbestrebungen entgegenwirkte, war eine andere Frage. Es galt, die Aufgaben der sozialistischen Bewegung genauer zu bestimmen; erst vor diesem Hintergrund erklärt sich die praktische Bedeutung der Diskussionen, die in der Zweiten Internationale um die nationale Frage geführt wurden.
Die Theorien Karl Renners und Otto Bauers waren auf die strategischen Bedürfnisse der sozialdemokratischen Opposition in der Donaumonarchie zugeschnitten. Ihre personengebundene Konzeption der nationalen und kulturellen Autonomie ließ die territorialen Probleme beiseite. Nicht zuletzt aus diesem Grunde begegneten die Sozialisten der unabhängigen Balkanstaaten diesen Theorien mit Mißtrauen, enthielten sie doch ein konservatives Element, das freiwillig oder unfreiwillig am Erhalt des

Vielvölkerstaats Österreich-Ungarn orientiert war. Auch die betont antinationalen Vorstellungen Rosa Luxemburgs und der linken Bolschewiki (Bucharin, Pjatakow) waren an eine spezifische Situation gebunden. Die unterdrückten Nationen des Zarenreichs hatten es vor allem mit einem Gegner, der Romanow-Dynastie, zu tun. Die Revolution von 1905 schien zu beweisen, daß die Lösung der sozialen und die der nationalen Frage unmittelbar zusammenfallen konnten.

Die sozialdemokratische Bewegung auf dem Balkan aber war nicht mit einem einzigen übermächtigen Gegner konfrontiert, sondern sie mußte unter den Bedingungen der "Balkanisierung" für ihre sozialen und nationalen Ziele kämpfen. Neben den einheimischen Oligarchien und Militärcliquen, neben den auf die Halbinsel verpflanzten Dynastien, verfolgten die Großmächte in der Region ihre eigenen Ziele. Großbritannien z.B., um den "desinteressiertesten" imperialistischen Staat zu nennen, ordnete seine Makedonien-Politik ganz dem in Kleinasien bestehenden Interessengegensatz mit dem Deutschen Reich unter. Für das zaristische Rußland, den lautesten Verteidiger "slawischer" Belange, war der Balkan ein Nebenkriegsschauplatz, über den es gegebenenfalls zum eigentlichen strategischen Ziel, den Meerengen, gelangen konnte.

Unter diesen Umständen fand der föderative Gedanke Eingang in die Programmatik der sozialdemokratischen Parteien Südosteuropas. Wer die Überreste der türkischen Herrschaft liquidieren wollte, ohne dem Zarismus Tür und Tor zu öffnen, und wer die Lösung der nationalen Frage nicht den Karadjordjewitsch, Coburg-Gotha oder Hohenzollern-Sigmaringen überlassen wollte, der konnte den Ausweg nur in einer Lösung sehen, die ebenso national wie internationalistisch war. Im Januar 1910 fand in Belgrad eine Konferenz aller sozialdemokratischen Parteien der Balkanhalbinsel statt, die sich für eine Föderative Balkanrepublik einsetzte. Die Kongreßresolution forderte die Befreiung der Balkanvölker von *"Partikularismus und Enge"*, die *"Abschaffung von Grenzen, die teils Völker mit identischer Sprache und Kultur, teils Völker mit wirtschaftlichen Bindungen voneinander trennen"*, schließlich die *"Beseitigung aller Formen direkter und indirekter Fremdherrschaft, die den Menschen das Recht nehmen, über ihr Geschick selbst zu bestimmen"*.[33]

Im Juni desselben Jahres organisierte der revolutionäre Flügel der bulgarischen Sozialdemokratie aus Anlaß des 3. Panslawischen Kongresses eine Massenkundgebung, auf der erneut Vertreter der Arbeiterparteien aller Balkanstaaten sprachen. Trotzki trat als Mitglied der russischen Sozialdemokratie auf und hielt eine Rede über die Revolution von 1905.[34] Hier stellte er die ersten Beobachtungen an, die es ihm in den folgenden Jahren erlauben sollten, sich intensiver mit den komplexen Problemen der Balkanhalbinsel auseinanderzusetzen. Spätestens hier übernahm er die Losung der "Föderativen Balkanrepublik", die in der Zweiten Internationale von so unterschiedlichen Persönlichkeiten wie Karl Kautsky und Wladimir Iljitsch Lenin unterstützt wurde. Spätestens an diesem Punkt aber stellt sich die Frage, ob nicht die Balkanerfahrung in vielleicht entscheidendem Maße dazu beigetragen hat, daß der russische Marxist bei Ausbruch des *"Großen Krieges"* die Losung der "Vereinigten Staaten von Europa" als Ausweg aus der chauvinistischen, militaristischen und imperialistischen

Sackgasse angibt, in die die herrschenden Klassen und politischen Führungsschichten den alten Kontinent geführt hatten.

Anmerkungen

* Beitrag zum Internationalen Symposium "Leo Trotzki - Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft", Wuppertal, 26.-29. März 1990.

1 Meyers Großes Taschenlexikon in 24 Bänden, Mannheim 1983.

2 Trotzki selbst verwendet das Konzept in seinen Schriften zum Balkan nicht. Er greift es aber 1921 auf, um die Neuordnung Europas durch den Versailler Vertrag zu beschreiben: *"Wir haben jetzt in Europa Kleinstaaten, wie wir sie vor dem Kriege nicht hatten... Europa ist, nach ziemlich oft gebrauchtem Ausdruck, balkanisiert worden."* (Referat L. Trotzki, Die wirtschaftliche Weltkrise und die neuen Aufgaben der Kommunistischen Internationale, in: Protokoll des III. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale, Moskau, 22. Juni bis 12. Juli 1921, Hamburg 1921, S. 47-87, S. 84).

3 Vgl. The War Correspondence of Leon Trotsky, The balkan Wars 1912-13, New York 1980, S. 514 (Index), "Berlin, congress of". Verweise auf die Kriegskorrespondenzen Trotzkis und die mit ihnen zusammen in der genannten amerikanischen Ausgabe veröffentlichten anderen Artikel tragen im Folgenden die Sigle BW.

4 Leo Trotzki, Der Krieg und die Internationale (1914), in: Trotzki, Schriften zum imperialistischen Krieg, Frankfurt a.M. 1978, S. 3-70, S. 12.

5 Ebd., S. 13.

6 Ebd., S. 12.

7 Vgl. Roman Rosdolsky, Zur Nationalen Frage. Friedrich Engels und das Problem der "geschichtslosen" Völker, Berlin 1979.

8 Zit. in: Leo Trotzki, Der Krieg und die Internationale, a.a.O., S. 12.

9 Vgl. ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.; zum serbischen Nationalismus vgl. Wolf Dietrich Behschnitt, Nationalismus bei Serben und Kroaten 1830 - 1914, Köln 1976.

12 BW, S. 95.

13 Ebd., S. 12.

14 Ebd., S. 18.

15 Leo Trotzki, Mein Leben. Versuch einer Autobiographie (1929), Frankfurt a.M. 1974, S. 200.

16 BW, S. 152.

17 Momente des Zögerns und der Skepsis tauchten allerdings immer dann auf, wenn das Frankreich Napoleons III. Versuche unternahm, die italienische Einigungsbewegung für die eigenen hegemonialen Zwecke zu instrumentalisieren. Vgl. Marx-Engels, Sull'Italia, Scritti e lettere, Moskau 1976.

18 Vgl. Karl Kautsky, "Banditenpolitik", in: Die Neue Zeit, 6. 10. 1911; s. auch: Maurizio Degl'Innocenti, Il socialismo italiano e la guerra di Libia, Roma 1976.

19 BW, S. 152.

20 Ebd., S. 154.

21 Vgl. Isaac Deutscher, Trotzki. Der bewaffnete Prophet 1879 - 1921, Stuttgart 1963, S. 197-200; Pierre Broué, Trotsky, Paris 1989, S. 141f.

22 Vgl. BW, S. 326. S. auch Karl Kautsky und die Sozialdemokratie Südosteuropas. Korrespondenz 1883 - 1938, hrsg. v. Georges Haupt, János Jemnitz und Leo van Rossum, Frankfurt a.M./New York 1986.

23 Vgl. Leo Totzki, Der Krieg und die Internationale, a.a.O., S. 11f.; s. auch Christian Rakowsky, Roumania and Bessarabia (1925), London 1990.
24 BW, S. 374.
25 "Schwarze Hundertschaften" nannten sich die im Verlauf der russischen Revolution von 1905 gegründeten Terrorbanden der extremen Rechten. Sie verübten Attentate auf Oppositionspolitiker und zettelten Pogrome gegen Juden an. Die politische und organisatorische Kontrolle der "Schwarzhunderter" lag in den Händen der "Union des russischen Volkes", einer Rechtspartei, die über gute Verbindungen zum zaristischen Staatsapparat verfügte. In einem Artikel von 1908 weist Trotzki darauf hin, daß W.M. Purischkewitsch und einige andere Wortführer der "Schwarzhunderter" aus Bessarabien stammen (vgl. BW, S. 16).
26 Christian Georgijewitsch Rakowski (1873-1941), aus der nördlichen Dobrudscha stammender Bulgare, Grundbesitzer und Arzt, schloß sich als Schüler der sozialistischen Bewegung an. Während seiner langjährigen Auslandsaufenthalte (Schweiz, Frankreich, Österreich) knüpfte er enge Kontakte zur internationalen Arbeiterbewegung. Seit 1903 war er mit Trotzki gut befreundet; nach 1905 war er Führer der rumänischen Sozialdemokratie. Er sorgte dafür, daß die rebellierenden Matrosen des russischen Panzerkreuzers "Potjemkin" in Rumänien politisches Asyl erhielten. Kriegsgegner im Ersten Weltkrieg, schloß sich Rakowski 1917 den Bolschewiki an. 1919 wurde er Vorsitzender des Rats der Volkskommissare der Ukraine und Mitglied des Zentralkomitees der russischen KP. Im Juli 1923 wurde er wegen seiner Opposition gegen Stalins Nationalitätenpolitik als Botschafter nach London geschickt; später war er Botschafter in Paris. Seit 1923 führendes Mitglied der Linken Opposition; nach deren Niederlage in die Verbannung geschickt, unterzeichnete Rakowski 1934 eine Kapitulationserklärung. Im dritten Moskauer Schauprozeß zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt, wurde er im Lager ermordet. Am 4. Februar 1988 wurde das Urteil des Schauprozesses aufgehoben und Rakowskis Parteimitgliedschaft posthum wiederhergestellt.
27 BW, S. 366.
28 Vgl. Jutta de Jong, Der nationale Kern des makedonischen Problems. Ansätze und Grundlagen einer makedonischen Nationalbewegung (1890-1903), Frankfurt a.M. 1982, S. 75-84; s. auch: Fikret Adanir, Die makedonische Frage. Ihre Entstehung und Entwicklung bis 1908, Wiesbaden 1979.
29 Vgl. Jutta de Jong, Der nationale Kern des makedonischen Problems, a.a.O., S. 399.
30 Vgl. das Interview Trotzkis mit Matov in: BW, S. 227-235, dem auch die folgenden Zitate entnommen sind.
31 Zur imperialistischen Durchdringung der Balkanhalbinsel vgl. Michael Behnen, Rüstung - Bündnis - Sicherheit. Dreibund und informeller Imperialismus, Tübingen 1985.
32 Karl Kautsky, Die nationalen Aufgaben der Sozialisten unter den Balkanslawen, in: Der Kampf, Dezember 1908, S. 105-110, jetzt auch in: Karl Kautsky und die Sozialdemokratie Südosteuropas, a.a.O., S. 621-626, S. 621. Zur Geschichte der Sozialdemokratie in den Balkanstaaten s. auch die Bibliographie in: ebd., S. 13.
33 Vgl. BW, S. 41f.
34 Vgl. BW, S. 43f.

Aleksandr J. Watlin

Die Geburt der Einheitsfronttaktik: Die russische Dimension

Die Einheitsfronttaktik gehört zu den am besten erforschten Themen der Geschichte der Komintern und wird zu recht als eine neue Etappe in der Entwicklung der internationalen kommunistischen Bewegung angesehen.[1]

Paradoxerweise hat es die Forschung bisher jedoch versäumt, ihre Aufmerksamkeit auf die "russische Dimension" dieser Einheitsfronttaktik, d.h. auf deren Wechselbeziehung mit den Erfahrungen und den Aufgaben der Kommunistischen Partei Rußlands (KPR) und des sowjetischen Staates zu richten. Dies läßt sich vor allem mit der durch "Entlarvung" geprägten Phase in der Entwicklung der marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung erklären. In erster Linie ging es dabei darum, die Argumente westlicher "Fälscher" zu widerlegen, denen zufolge die Komintern eine Waffe der sowjetischen Außenpolitik war.[2] Die hier aufgeworfene Frage zu stellen, hätte in dieser Sichtweise bedeutet, den Gegner in die eigenen Karten blicken zu lassen. Ein zweiter wichtiger Aspekt ist die "Entpersönlichung" der Geschichte der Komintern, insofern die Mehrzahl der an den Diskussionen um die Einheitsfronttaktik beteiligten Mitglieder der KPR in späteren Jahren als "Volksfeinde" behandelt wurde. So ist z.B. in der auf umfangreichem Faktenmaterial basierenden Monographie Ju. L. Moltschanows nicht die Rede davon, wer auf der Sitzung des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale (EKKI) am 4. Dezember 1921 einen Vortrag über die Einheitsfronttaktik hielt; die Diskussionen auf der 11. Konferenz der KPR (19. - 21. Dezember 1921) zu dieser Frage bleiben sogar völlig ausgeblendet, da praktisch alle an ihnen Beteiligten in den Jahren 1937 bis 1940 von Stalin ermordet worden sind. 'Glasnost' - darunter soll hier die vollständige Aufdeckung der Ereignisse der Vergangenheit verstanden werden - ermöglicht eine neue Sicht auf die Entwicklung der politischen Linie der KPR zu Beginn der zwanziger Jahre.

Diese Arbeit, die die "russische Dimension" der Politik der Einheitsfronttaktik aufzeigen will, fühlt sich einem kritischen Verständnis der Geschichte der KPdSU verbunden, denn derjenige, der seine Fehler Siege nennt, ist dazu verurteilt, dieselben Fehler immer wieder zu begehen. Die wichtigsten Aspekte dabei sind: Die Thematisierung der Erfahrungen des Bolschewismus bei der Ausarbeitung der Einheitsfronttaktik (historischer Aspekt), der Anteil der Vertreter der KPR an diesem Prozeß (theoretischer Aspekt), das Interesse des sowjetischen Staates an der Einheitsfronttaktik im europäischen Rahmen (außenpolitischer Aspekt) und schließlich die Probleme dieser Taktik, die sich aus der Situation Sowjetrußlands ergaben (innenpolitischer Aspekt). Ich beschränke mich in meiner Darstellung auf die Periode vom Dezember 1921 bis zum Mai 1922, als es noch eine Alternative zur wachsenden Konfrontation zwischen den verschiedenen Strömungen der Arbeiterbewegung gab.

I.

Man kann ohne Zweifel davon ausgehen, daß den Diskussionen innerhalb und zwischen den drei Internationalen in jener Zeit ein Druck von unten zugrundelag, ein Nichtakzeptieren der Spaltung, insofern diese der Erfüllung der historischen Mission des Proletariats entgegenwirkte. Es wäre eine unzulängliche Simplifizierung, wollte man diese Ablehnung der Spaltung auf den sozialreformistischen Teil der Arbeiterklasse beschränken - auch unter den kommunistischen Arbeitern nahmen zeitgleich mit dem Abebben der Revolutionswellen der Nachkriegszeit die Zweifel an der Zweckmäßigkeit der Spaltung zu - und dies gestanden sich auch die Führer der Komintern ein.[3] Der von der Komintern eingeschlagene Weg der Trennung von den Reformisten hat die Kommunistischen Parteien bis zu einem gewissen Grad zusammengschlossen, in ihnen andererseits aber das Gefühl hervorgebracht, von Feinden umzingelt zu sein. Letztendlich aber isolierte diese Politik die Parteien von ihren potentiellen Verbündeten.

Wie ein außenstehender Beobachter richtig bemerkte, *"muß man über die Gründe der klaren Diskrepanzen zwischen den westeuropäischen Führern des Sozialismus und Ihnen, den Führern des russischen Kommunismus, nachdenken. Ihre Monopolpresse erklärt das damit, daß die Führer des Sozialismus in Westeuropa sich an die Bourgeoisie verkauft hätten. Aber - Sie mögen mir verzeihen - das ist eine ebenso niederträchtige Unterstellung, als wollte man Sie selbst der Bestechlichkeit von Seiten Deutschlands bezichtigen."*[4]

In einer Phase der abklingenden Klassenauseinandersetzungen versuchten einige kommunistische Parteien, revolutionäre Aktionen zu provozieren - deutlichster Ausdruck dieser "Elektrisierungstaktik" war die Märzaktion der kommunistischen Arbeiter Mitteldeutschlands. Nachdem das Vorgehen der Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands (VKPD) für verfrüht erklärt, nicht aber prinzipiell verurteilt worden war, formulierte der 3. Kongreß der Komintern (22. Juni - 12. August 1921) die neue strategische Direktive, die Massen zu erobern. Im Herbst 1921 machte man sich an die Verwirklichung dieses Plans;[5] es wurde dabei offensichtlich, daß die Versuche, die reformistischen Arbeiter "von unten" auf die Seite der Kommunistischen Parteien zu ziehen, ineffektiv waren.

Der Beschluß des Politbüros des ZK der KPR vom 1. Dezember 1921 beinhaltete noch Spuren eines solchen Vorgehens, wenn von der Möglichkeit *"gemeinsame(r) Aktionen mit den Arbeitern der II. Internationale"* die Rede war (aber nicht mit der 2. Internationalen als politischer Organisation).[6] Aber der Beschluß spiegelte zumindest die politischen Absichten der Komintern, ohne ihnen ein strenges Aktionsprogramm zu geben. Man kann davon ausgehen, daß G. Sinowjew mit seinen Thesen zur Einheitsfront auf der Sitzung des EKKI am 4. Dezember 1921 die Schlüsselmomente für die Erörterung der neuen Taktik im Politbüro vorgebracht hat.

Das Wesen dieser Taktik kann man im Punkt 2 des Beschlusses des Politbüros erkennen, in dem Bucharin mit der Vorbereitung eines Referates über die Erfahrungen des Kampfes zwischen Bolschewiki und Menschewiki und über die Blöcke

zwischen ihnen beauftragt wird. Das weist darauf hin, daß es um die Möglichkeiten eines Bündnisses mit den Parteien der 2. Internationale ging, die in der kommunistischen Presse *als "internationaler Menschewismus"* bezeichnet wurden. Von grundlegender Bedeutung sei dabei die richtige ideologische Begründung der neuen Taktik, d.h. erstens eine andere Bewertung der Situation in den kapitalistischen Ländern, zweitens ein anderes Verständnis der Stimmung der dortigen Arbeiterklasse und drittens eine Analyse der Gründe des politischen Einflusses der reformistischen Parteien.

Der größte Schritt nach vorn wurde bezüglich des zweiten Punktes unternommen - in der Anerkennung der Tatsache, daß das Streben nach Einheit in der Arbeiterklasse selbst begründet liegt und daß der Versuch, sich gegen dieses Streben zu stellen, zur Isolation der Kommunisten führen muß. Am 4. Dezember sagte Sinowjew: *"Der Kern der Sache ist der, daß die innere Entwicklung der Arbeiterklasse auf einem tiefen und leidenschaftlichen Streben nach der Einheitsfront gegen die Unternehmer beruht: Dieses Streben muß man verstehen und für die Ziele des Kommunismus nutzen."*[7]

Nach Durchsicht des Entwurfs der Thesen zur Einheitsfront am 6. Dezember bat Lenin Sinowjew, zu unterstreichen, daß die Spaltung von den Menschewiki *"nicht nur kraft der Peripetien des Kampfes erfolgte*(n)*, sondern auch unter dem Druck der Massen unten, die sich durch eigene Erfahrung überzeugen wollten."*[8]

Dieselbe Idee formulierte er in seinen "Bemerkungen zur Geschichte der KPR", die Bucharin übergeben wurden: Durch Spaltungen und Vereinigungen bestätigten die Bolschewiki ihre Hegemonie in der Arbeiterklasse, nachdem sie bei den Wahlen zur Konstituierenden Versammlung 9 Millionen Stimmen erhalten hatten, während die Menschewiki nur 1 1/2 Millionen auf sich vereinigen konnten.[9]

Die Auffassung, daß die Eroberung der Massen durch die Kommunisten und die Entlarvung der Sozialdemokratie nur durch eine politische Zusammenarbeit mit ihr möglich sei, blieb nicht lange das Leitmotiv der Aktivitäten der Komintern. Einer der Gründe für die enge Auslegung der Einheitsfronttaktik bestand darin, daß das Streben nach Einheit von den Führern der KPR mit der sich vertiefenden Krise des Kapitalismus, den Versuchen der Bourgeoisie, die daraus entstehenden Belastungen auf die Arbeiter abzuwälzen und mit dem wachsenden Widerstand von Seiten der Arbeiter in Zusammenhang gebracht wurde. Folgerichtig käme es zu einer *"sehr langsamen, aber merklichen Linkswende der Arbeiterklasse... vom Reformismus zur Betonung des Klassenkampfes"*,[10] wie Sinowjew am 4. Dezember unterstrich.

Gleichzeitig wurde erstmals der Begriff *"Linksruck"* gebraucht, der in der Folge zum Basisbegriff linksradikaler Innovationen werden sollte, bis hin zur Taktik *"Klasse gegen Klasse"*. Statt eine realistische Einschätzung der Kräfte und der Stimmungen des gesamten europäischen Proletariats vorzunehmen, wurde die Aufmerksamkeit auf eine einzige Tendenz gerichtet, die die allgemeine Linie der Komintern in der Folge bestimmte. Dadurch, daß die Einheitsfronttaktik nicht mit dem Abflauen der revolutionären Welle und dem Beginn der Stabilisierung des Kapitalismus, sondern vielmehr mit einem neuen revolutionären Aufschwung in Verbindung gebracht wurde, ergab sich für die Komintern die Gefahr, auf den radikalen Losungen zu

beharren. Sinowjew betonte die Parallele zur Situation im Rußland der Jahre 1912/13, als *"die Massen für Einigung waren. Damals brachten wir die Losung 'Einigung von unten' heraus, d.h. Einigung der arbeitenden Massen selbst gegen die menschewistischen Führer, gegen den Kapitalismus auf der Grundlage des realen Klassenkampfes. Das ist genau das, was wir heute unter einer anderen Bezeichnung in Deutschland u.s.w. propagandieren müssen."*[11]

Wenn die Diskussionen vom 4. und 18. Dezember 1921 im EKKI noch keine Meinungsverschiedenheiten zur politisch-ökonomischen Begründung der Einheitsfronttaktik hervorgebracht hatten, so geschah dies auf der 11. Konferenz der KPR; Trotzki wandte sich gegen *"fatalistische Vorstellungen von der revolutionären Epoche als letzter, sich bis zur Diktatur des Proletariats stetig verschärfender Krise der bürgerlichen Gesellschaft"*.[12] Die Ableitung einer neuen Welle revolutionärer Bewegungen aus dem beginnenden ökonomischen Aufschwung rief den heftigen Widerspruch Losowskis, Sokolnikows und Bucharins hervor: *"Wenn es sich wirklich um einen Aufschwung handeln würde, so hätte die Bourgeoisie allen Grund, die Arbeiterklasse zu ködern, nicht aber eine Generalattacke auf sie zu beginnen. In Wirklichkeit aber sieht die Sache völlig anders aus, weil die Wirtschaft der wichtigsten Länder sich zur Zeit im Zustand der tiefsten Krise befindet."*[13] Aufgrund solcher Wertungen erwartete man erneut die nahe *"letzte und entscheidende Schlacht"*; man folgerte daraus, daß die Einheitsfronttaktik in ein Manöver zur Sicherung von - im Vergleich zu früher - günstigeren Positionen umgewandelt werden müsse. Trotzki und der ihn unterstützende Radek taten den ersten Schritt zur Anerkennung der Realitäten der kapitalistischen Stabilisierung. Dies kam in ihrer Haltung zur Einheitsfronttaktik auf der 1. Tagung des erweiterten Plenums des EKKI (21. Februar - 4. März 1922) deutlich zum Ausdruck.

Noch weniger als der Versuch einer realistischen Einschätzung der Entwicklung der kapitalistischen Länder stellte sich für die Führer der KPR das Problem einer Überprüfung ihrer Einschätzung der Sozialdemokratie. Da die Stabilisierung und folgerichtig auch die Möglichkeit von Reformen im Rahmen des Kapitalismus von ihnen negiert wurde, blieb die Sozialdemokratie für sie ein sozialverräterischer Vertreter der Bourgeoisie in der Arbeiterbewegung. Der Siegesrausch der russischen Revolution und der mangelnde Aufschwung der Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern versperrten den Blick auf das ABC des Marxismus, demzufolge die Partei nur dann Erfolg hat, wenn sie das Arsenal ihrer Methoden mit den Bedingungen des Kampfes in Übereinstimmung bringen kann. In einer revolutionären Situation Reformist zu sein, ist genauso falsch, wie das Ausrufen revolutionärer Losungen zu einer Zeit, in der ein Kompromiß gefunden werden muß. Die Negierung der Möglichkeit der Verbesserung des Lebens der Werktätigen unter den Bedingungen des Kapitalismus (eine Entwicklung, die vom Standpunkt der 'Linken' aus gesehen gefährlich war, weil sie in dieser Sichtweise die revolutionäre Energie der Massen lähmte) und die Verabsolutierung der eigenen politischen Plattform nahm den Kommunisten ihr Interesse an den Bundesgenossen, die nach dem erwarteten nahen Sieg zur *"konterrevolutionären Kraft"* werden würden (wieder wurden hier die

russischen Erfahrungen, die Beziehungen zu den Menschewiki, um die es weiter unten gehen wird, verabsolutiert). Es ist charakteristisch, daß die Unterstützung der sozialdemokratischen Regierungen durch die kommunistischen Parteien nicht auf eine Verbesserung der Situation der Arbeitenden, sondern auf die Entlarvung des reformistischen Weges zielte. Sinowjew brachte das auf der 11. Konferenz der KPR mit Bestimmtheit zum Ausdruck: Die Sozialdemokratie müsse man *"genauso unterstützen wie der Strick den Gehängten unterstützt. Man muß sie unterstützen, um ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, an die Macht zu kommen und dort bankrott zu gehen. Man muß zeigen, daß sie an der Macht das tun, was ihnen die Bourgeoisie diktiert. Man muß ihnen helfen, die 'Kerenski-Periode' so bald wie möglich durchzumachen um auf diese Art und Weise die arbeitenden Massen schnellstmöglich vom Reformismus zu heilen."*[14] Am 4. Dezember nannte er die Meinungsverschiedenheiten im Lager der reformistischen Internationalen und die unter ihnen stärker werdende linke Stimmung einen wichtigen Charakterzug der gegenwärtigen Situation.
Allerdings gelang es in der Folge nicht, auf der Grundlage des Klassenkampfes gegen die Reaktion und für die Anhebung des Wohlstandes einen Block mit der Internationalen Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien (IASP; auch 2 1/2. Internationale bzw. Wiener Internationale) zu bilden. Die Beibehaltung, ja sogar Verschärfung der Polemik gegen die Reformisten beim Übergang zur Einheitsfronttaktik resultierte auch aus *"dem Druck der linksradikalen Elemente in der kommunistischen Bewegung"*. Deutlich zeigen dies die Versuche der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands (KAPD), als Ersatz für die 3. Internationale, die im Opportunismus steckengeblieben sei, eine 4. Internationale zu gründen. Die Auswirkungen machten sich schon auf der Sitzung des EKKI am 4. Dezember bemerkbar, als Bestel, Brandler und Vanék den Versuch unternahmen, den Schwerpunkt von den Vorzügen auf die Gefahren der Einheitsfront zu verlagern. An diesem Punkt zeigte sich, daß auch die russische Delegation von inneren Unstimmigkeiten gezeichnet war. Radek unterstrich den Übergangscharakter der neuen Taktik hinsichtlich der Führung der Massen im Kampf um die letzten Ziele der Kommunisten: Wenn wir in Rußland an die Macht gekommen sind, nachdem wir den größten Teil des Proletariats für uns gewonnen haben, so wird dies *"in anderen Ländern auf andere Art und Weise geschehen. Zunächst werden die Sozialdemokraten gezwungen sein, den Bund mit der Bourgeoisie zu brechen. Wir werden sie entweder von außen unterstützen oder insgesamt mit ihnen gehen; und der Bürgerkrieg, den die Bourgeoisie gegen sie entfesseln wird, wird das kommunistische Bewußtsein der Massen stärken... Die allgemeine Linie sieht so aus: Sammlung der Massen unter dem Zeichen von Übergangsforderungen, Bündnis mit den nichtkommunistischen Parteien unter Beibehaltung der Selbständigkeit unserer Partei. Die gesamte Linie muß dem Charakter der Situation entsprechen... Diese Sache ist von ungeheurer theoretischer und praktischer Bedeutung. Im Grunde genommen gehen wir damit weiter als die Resolutionen des Kongresses."*[15]
Das Konzept Radeks beinhaltete nicht nur eine Abkehr von einer Reihe von Dogmen der Komintern aus der revolutionären Periode, sondern auch eine Korrektur der *"Marschrichtung der Weltrevolution"*, da der auf die allgemeinen Forderungen

gelegte Akzent die Frage nach einem Minimalprogramm der Komintern nahelegte. Radek hob in seinen Bemerkungen zum Thesenentwurf hervor, daß *"bei den Bedingungen, unter denen sich die Arbeiterklasse heute agiert, jeder beliebige Kampf, und sei es ein aus persönlichen Gründen begonnener, die Tendenz haben wird, die prinzipiellen Folgen des proletarischen Kampfes zu erweitern, zu vertiefen und sie in die Tagesordnung mit aufzunehmen."* Diese Stelle wurde von Sinowjew unterstrichen, weil sie mit seinem Verständnis der Einheitsfront übereinstimmte, beurteilte er die Situation doch am realistischsten und erkannte infolgedessen, daß sich die Komintern zurückhalten mußte, wenn sie die Verbindung zur sozialen Basis der Bewegung nicht verlieren wollte. *"Eine geschlossene und einheitliche Avantgarde* (verstanden als kommunistische Partei , A.W.) *muß jetzt versuchen, die zurückgebliebenen Massen nicht durch Kritik, sondern durch Annäherung anzuspornen, um sie voranzuführen."*[16]

Das stellte die Orientierung auf die nahe Weltrevolution in Frage und rief heftige Kritik bei den "linken" Kommunisten hervor. Zum Wortführer dieser Stimmungen wurde auf der Sitzung vom 4. Dezember Bucharin: *"Die Gefahr besteht darin, daß ausländische Genossen diese neue Etappe als bleibende Größe ansehen und die Teilforderungen, über die der Genosse Radek gesprochen hat, als Programm dieser neuen Etappe betrachten werden... Das Wichtigste ist, daß alle Parteien genau verstehen müssen, daß es hier im wesentlichen nicht um die Aufstellung eines neuen Programmes, sondern nur um eine taktische Plattform geht, die binnen 24 Stunden schon wieder radikal verändert werden könnte. Wenn hier von einer neuen Etappe die Rede ist, so ist damit keine bleibende Größe gemeint, sondern nur das vorübergehende Zusammentreffen von Umständen."*[17] Wenn aber die Sozialdemokratie ein Bündnis mit den kommunistischen Parteien eingehen sollte, müßte die Aufmerksamkeit auf die Arbeit innerhalb des Bündnisses und nicht etwa auf die Verteidigung der Errungenschaften der Werktätigen konzentriert werden: *"In einem solchen Fall müssen wir danach streben, die Führung und die wichtigsten strategischen Positionen in unsere Hände zu bekommen."*[18] Dementsprechend war auch die Haltung von Losowskis Redebeitrag.

Radek war der einzige, der dennoch darauf beharrte, daß *"unsere strategischen Forderungen programmatischen Charakter tragen." "Wenn wir die nichtkommunistischen Arbeiter in die gemeinsame Front miteinbeziehen wollen, so müssen wir alle unsere theoretischen Thesen einer strengen und vollständigen Überprüfung unterziehen - anderenfalls wird ein unentwirrbares Durcheinander die Folge sein. Wir werden den Arbeitern einfach und offen die Lage der Dinge auseinandersetzen müssen, doch dies wird uns nicht möglich sein, wenn wir eine Politik betreiben, die auf 24 Stunden zugeschnitten ist."*[19] Außerordentlich vorsichtig ließ er die Möglichkeit eines "Linksrucks" der Sozialdemokratie und einer gemeinsamen Bewegung aller Arbeiter auf das Endziel hin offen. Im Hinblick auf die Gefahr einer linksradikalen Einengung der Einheitsfronttaktik und weil er die Initiative nicht an die IASP abgeben wollte, trat er auf der Sitzung des EKKI vom 18. Dezember für die baldige Einberufung einer Arbeitskonferenz ein.[20]

Im Laufe der Diskussionen am 4. Dezember erklärte Bucharin, daß eine weite Auslegung der Einheitsfronttaktik dem Eingeständnis der Sinnlosigkeit der Spaltung der Arbeiterbewegung gleichkommen werde und zur Auflösung der kommunistischen Bewegung führen müsse. *"Ich garantiere Ihnen, daß jeder westeuropäische Arbeiter, der darin kein strategisches Manöver sieht, eine solche weite Auslegung als Kapitulation des Kommunismus verstehen wird."* Bucharin unterstrich, daß sich für den westeuropäischen Arbeiter die Komintern in ein Werkzeug der Russen verwandele - durch Schweigen sei diese Gefahr nicht zu bannen.[21] Dieses Problem, das die sowjetischen Historiker traditionell als *"bürgerliche und sozialreformistische Erfindung"* ansahen, wurde von den Führern der Komintern anders verstanden. Besondere Bedeutung erhielt es im Laufe der 1. Tagung des erweiterten Plenums des EKKI, aber bereits im Dezember 1921 hatten linke Gegner der Einheitsfront versucht, es für sich auszunutzen. Boris Souvarine betonte den Widerwillen der Kommunistischen Partei Frankreichs (KPF), ein Bündnis mit den Sozialisten einzugehen und bemerkte, daß *"in den Köpfen der einfachen westeuropäischen Arbeiter kein Unterschied zwischen der Komintern und Sowjetrußland"* bestehe; ein so jäher Wechsel der Losungen werde für sie nicht zu begreifen sein.

Eben diese Situation in der KPF beleuchtet den rationalen Kern in der Argumentation der Gegner der neuen Taktik - die Unzulänglichkeit einer Vereinheitlichung. Die französischen Kommunisten betonten, daß die Wunden, die den sozialistischen Parteien durch die Spaltung zugefügt worden seien, noch frisch seien und verwiesen auf den dominierenden Einfluß der KPF in der Arbeiterklasse, doch sie gerieten dabei in Konflikt mit dem administrativen Druck Sinowjews und Trotzkis. Für die Führer der Komintern und die Vertreter der KPR wurde mehr und mehr die absolute Unterwerfung der einzelnen Komintern-Sektionen unter das Zentrum zum Kern des politischen Mechanismus, wodurch die Gefahr des Bürokratismus erhöht wurde.

Es war kein Zufall, daß für eine Berücksichtigung der nationalen Besonderheiten bei der Ausarbeitung der neuen Linie nur ausländische Vertreter im EKKI auftraten. Jules Humbert-Droz wiederholte am 4. Dezember mehrmals, daß man *"diese Taktik nicht im internationalen Maßstab verstehen dürfe; den Parteien der einzelnen Länder müsse weiterhin freie Hand gelassen werden."*[22] Noch weiter ging H. Walecki, als er am 7. Dezember 1921 an Sinowjew schrieb, daß die Mitglieder jeder Partei auf die neue Taktik *"vorbereitet werden müßten, daß sie sie als etwas natürliches wahrnehmen müßten, das aus der Erfahrung der Parteiaktivität erwachsen sei. Wenn man von der reinen Disziplin in bezug auf die Komintern ausgeht, so kann keine einzelne Parteiführung die Einheitsfronttaktik anwenden; dennoch kann man von der Führung jeder Partei eins verlangen - daß sie das allgemeine Konzept der Einheitsfronttaktik akzeptiert und sich von Polemik und demagogischer Bloßstellung einer Taktik, die von der Komintern empfohlen und von anderen Bruderparteien durchgeführt wird, fernhält und schließlich kann man ein loyales Studium ihrer Möglichkeiten hinsichtlich der Anwendung im entsprechenden Land erwarten."*[23] Offensichtlich entspann sich die Diskussion nicht nur zwischen den Positionen Bucharins und Radeks, sondern auch auf einer anderen Achse, an deren einem Ende sich das natürliche

Streben der einzelnen kommunistischen Parteien nach politischer Selbständigkeit und an deren anderem Ende sich die vom 2. Kongreß der Komintern (19. Juli - 7. August 1920) verabschiedeten 21 Bedingungen für die Aufnahme in die Komintern befanden.

Es hing viel davon ab, welche Position der Vorsitzende der Komintern in der Diskussion einnehmen würde. In seinem Schlußwort vom 4. Dezember versuchte Sinowjew die linken Opponenten dadurch zu beruhigen, daß er de facto ihre Interpretation der neuen Taktik übernahm. *"In den arbeitenden Massen gibt es ein starkes Streben nach Einigkeit. Die Zentristen versuchen, dieses Streben für ihre Zwecke auszunutzen... Wir müssen unsere Taktik dahingehend korrigieren, daß das Wasser auf unsere Mühlen fließt. Es geht um die Isolation der anderen, und nicht um einen gemeinsamen Kampf mit ihnen. Es ist uns in Rußland mehrmals gelungen, den Menschewiki die besten Elemente der Arbeiterklasse zu entreißen, und sie befinden sich heute in unseren Händen."*[24] Im gleichen Stil war auch die Resolution der 11. Konferenz der KPR gehalten, die von Sinowjew und Trotzki verfaßt worden war: Die Taktik, die vom EKKI vorgeschlagen worden sei, werde dazu beitragen, *"breiteste Massen unter dem Banner des Kommunismus zu versammeln und den Verrat der Führer der Versöhnler und Zentristen auf der Grundlage der eigenen revolutionären Erfahrung dieser Massen in völliger Anschaulichkeit zu entlarven."*[25] Hier fiel das zentrale Kettenglied heraus - die politische Zusammenarbeit der Arbeiterparteien bei der Verteidigung (u.a. auch auf reformistischem Wege) der sozialpolitischen Errungenschaften des Proletariats und das gemeinsame Programm von Teil- und Übergangsforderungen.

Der Unterschied der beiden Herangehensweisen spiegelte sich in den von Sinowjew verfaßten Thesen zur Einheitsfront und in Radeks Appell an die Proletarier aller Länder, der in Form eines Dokuments des EKKI und des Vollzugsrats der Roten Gewerkschafts-Internationale (RGI) vom 1. Januar 1922 vorliegt. Während die Thesen den Akzent auf die kommunistische Identität (Avantgarde des Proletariats, wachsendes Vertrauen der arbeitenden Massen zu den Kommunisten u.s.w.) legten, basierte der Appell auf den Prinzipien der proletarischen Solidarität, d.h. auf der Bereitschaft, zugunsten der Erreichung der gemeinsamen Ziele Parteiinteressen zu opfern.

Sinowjews Thesen behielten die operativ-entlarvende Herangehensweise in bezug auf die Sozialdemokratie bei. Es wurde konstatiert, daß *"die reformistischen Illusionen verwelkt seien, bevor es ihnen gelungen sei, zu erblühen"*, daß ein Linksruck des europäischen Proletariats kommen werde und daß *"der Glaube an den Reformismus gebrochen"* sei. In ihnen findet sich die traditionelle Wiederholung der Anschuldigungen über *"den beispiellosen historischen Verrat"* der Reformisten, die *"einen Ausweg aus einer Sackgasse suchen, in die sie sich selbst geführt haben, indem sie die Spaltung herbeiführen und Desorganisation und organisierte Sabotage in die Sache des Kampfes der werktätigen Massen hineintragen"*.[26] Die Fülle an solchen und ähnlichen Vorwürfen verstärkte nur die wechselseitigen Differenzen der beiden Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung.

Radeks Appell vom 1. Januar mied dagegen die Polemik und bot nur in einem Satz eine direkte Kritik an den reformistischen Internationalen: *"All diese internationalen Vereinigungen haben ihre Unfähigkeit, euch in den Kampf zu führen, bereits bewiesen - und sei es nur in einen Kampf für Demokratie und Freiheit -, weil die Koalitionen mit der Bourgeoisie sie zur Ohnmacht verdammen und sie zwingen, ob sie es wollen oder nicht, die Herrschaft der Bourgeoisie nur noch zu verstärken."*[27]
Ihrem Wesen nach sollte die hier propagierte Taktik nicht der Entlarvung der Reformisten dienen, sondern ihre Abkehr von der Koalition mit dem demokratischen Teil der Bourgeoisie, bei gleichzeitiger Hinwendung zum Klassenbündnis der proletarischen Kräfte herbeiführen. Aus einer solchen Taktik mußte folgen, daß die Endziele der Kommunisten nicht mehr an erster Stelle stehen konnten. Dies kam auch insofern zum Ausdruck, als der Appell eine außerordentlich konkrete Charakteristik der Situation in der Welt und der Lage der Arbeiterklasse lieferte. Auf dieser Basis wurden die allgemeinen proletarischen Ziele bestimmt: Kampf gegen die Senkung des Arbeitslohns und gegen die Arbeitslosigkeit, für eine Kontrolle der Produktion und Warenverteilung durch die Arbeiter und für die Verhinderung eines imperialistischen Krieges.[28] Diese Auflistung nahm sowohl die Aufgaben der internationalen Konferenz, wie sie von der IASP in ihrem Aufruf vom 15. Januar 1922 aufgestellt wurden, als auch den Verlauf des Berliner Treffens der drei Internationalen vorweg. Wichtige Unterschiede kann man in der Auslegung der *"Einheitsfront von unten"* bemerken. Hier stellten schon Sinowjews Thesen eine Vorwegnahme der zukünftigen Taktik der Komintern dar: Indem sie auf sektiererische Weise die Linksblock-Taktik der Bolschewiki in den Jahren 1905-1912 erörterten, unterstrichen sie den revolutionären Charakter der Forderungen der arbeitenden Massen im Rahmen der Einheitsfront und ihr entlarvendes Ziel in bezug auf die Menschewiki. Ein Abschnitt des Appells, der den Titel *"Bereitet die Einheitsfront in der Werkstatt vor"* trug, rief die Arbeiter dazu auf, *"sich in der einheitlichen Familie der Werktätigen zu vereinigen, die sich zu verteidigen weiß und alle Attacken des Kapitals in jeder schweren Minute zurückschlagen wird"*. Der Glaube daran, daß früher oder später die überwältigende Mehrheit des Proletariats zur Einsicht kommen werde, daß die Klassendiktatur unabdingbar sei, wurde von dem festen Versprechen begleitet, daß *"die Kommunistische Internationale und alle kommunistischen Parteien geduldig im Bruderbund mit allen übrigen Proletariern voranschreiten wollen - sogar dann, wenn jene unter den Bedingungen der kapitalistischen Demokratie kämpfen sollten."*[29] Im Gegensatz zu diesen Thesen, die schwerlich zu einem listigen Manöver mit dem Ziel der Eroberung der Massen taugten, bot der Appell vom 1. Januar 1922 eine weiter gefaßte Deutung der Einheitsfront und eröffnete eine Alternative zur politischen Linie der Komintern - eine Alternative, die allerdings im Verlaufe von mehr als zehn Jahren nicht realisiert wurde.

II.

Der Beginn des Jahres 1922 brachte zwei neue Faktoren hinsichtlich der Realisierung der Einheitsfront mit sich: die Vorbereitung der am 7. Januar 1922 vom Obersten Rat der Alliierten beschlossenen Weltwirtschaftskonferenz von Genua (10. April - 19. Mai 1922), die u.a. zum Abschluß des Rapallo-Vertrages zwischen Deutschland und der Sowjetunion und damit zur Durchbrechung der außenpolitischen Isolierung der Sowjetunion führte und der internationalen Konferenz der drei Internationalen. Die Parallelität dieser Ereignisse ist nicht zufällig; beide wurden von der einen oder anderen Strömung innerhalb der Arbeiterbewegung als Prüfstein dafür angesehen, ob und inwieweit der jeweilige Konkurrent den Prinzipien des proletarischen Internationalismus treu sei. Die Komintern rechnete damit, daß die 2. Internationale und die IASP unter dem Druck der Massen gezwungen sein würden, ihre antisowjetischen Ambitionen aufzugeben und daß die europäische Arbeiterklasse unsichtbar an den Verhandlungen in Genua teilnehmen würde. Die Reformisten dagegen rechneten damit, daß die Konferenz in Genua zur Aufnahme Sowjetrußlands in die internationale Wirtschaftsgemeinschaft führen würde und daß damit die Grundlage für eine Demokratisierung des Regimes in Rußlands gegeben sei und folgerichtig die Schärfe des Konflikts in der Arbeiterbewegung abgeschwächt würde. Der Franzose A. Peri formulierte diese Abhängigkeit so: *"Die sowjetische Macht hat mit ihrer Bourgeoisie Frieden geschlossen, jetzt muß sie mit ihren Freunden, den Sozialisten der 2. und 2 1/2. Internationale Frieden schließen."*[30] Die "russische Frage" wurde im Verlauf der Vorbereitungen beider internationaler Treffen zum Kernproblem.

Sinowjew hatte schon am 24. Januar 1922 auf die Wechselbeziehungen zwischen den beiden Konferenzen hingewiesen: *"Wir meinen, daß man versuchen muß, die Konferenz* (der drei Internationalen, A.W.) *parallel zur Konferenz in Genua durchzuführen. Auf ihr sollen nicht nur ökonomische, sondern auch politische Fragen diskutiert werden: der Friedensvertrag von Versailles, die Unterdrückung Rußlands, die weltweite Situation und diese Fragen sollen, wie ich schon sagte, parallel zur Konferenz in Genua erörtert werden, damit wir sie 'tête á tête' jeder beliebigen entscheidenden Frage der Sozialreformisten und der Vertreter der Regierungen gegenüberstellen können."*[31] Diese Ansicht unterschied sich von der Einstellung Lenins, derzufolge das Treffen der Internationalen nicht nur zu gegenseitigen Entlarvungen führen, sondern auch dem Interesse dienen sollte, *"eine möglichst praktikable Einheit in der unmittelbaren Aktion der Massen zu erreichen."* Lenin sah die aggressive Polemik nur als äußerstes Mittel, als Antwort auf ein analoges Verhalten der Vertreter der sozialistischen Bewegung an, obwohl auch er vorschlug, die *"schlagfertigsten Leute*(n)*"*[32] zu schicken, was in vielem auch die Führungsrolle Radeks in der Delegation des Komintern erklärte.

Für die Komintern war es kein Geheimnis, das das Haupthindernis für die Einführung der Einheitsfront in Europa die Politik Sowjetrußlands sein würde - die Repressionen gegen die sozialistischen Parteien und, als Sonderfall, die "Befreiung" des von den Menschewiki regierten Georgien durch die Rote Armee. Im weiteren Sinne ging es

darum, was mit der Einheitsfront nach der Machtübernahme durch das Proletariat geschehen solle; ob die Zusammenarbeit der sozialistischen Parteien auch dann noch bestehen bleiben solle oder ob die Kommunisten ihre Bündnispartner in diesem Fall zu konterrevolutionären Kräften erklären sollten. Die Behauptung, daß die Vertreter der 2. Internationale und der IASP solche Überlegungen nur als Vorwand zur Vereitelung der Einheitsfront benutzt hätten, ist kaum begründet. Es ging nicht nur um die Methoden auf dem Wege zum Sozialismus, sondern auch um seine menschlichen Züge. Das Schicksal der Parteien der Menschewiki und der Sozialrevolutionäre war offensichtlich für die europäischen Sozialdemokraten nicht von besonderem Interesse. Dennoch existierten diese Parteien auch im sowjetischen Rußland weiter, und ihre Unterstützung wurde von der 2. Internationale und der IASP als Ausdruck des proletarischen Internationalismus, als Beitrag zur Realisation der Idee eines demokratischen Sozialismus angesehen.

Neue Hoffnungen auf eine veränderte Entwicklung Rußlands weckte die NÖP (Neue Ökonomische Politik), die die gleichzeitige Existenz verschiedener ökonomischer Strukturen legalisierte und in der Folge die soziale Basis für ein Mehrparteiensystem hätte erweitern können. Otto Bauer, und nicht nur er, sah darin eine Rückkehr zur bürgerlichen Revolution, deren Endergebnis auf politischem Gebiet früher oder später eine parlamentarische Demokratie sein müsse.[33] Die Zunahme oppositioneller Stimmungen wurde auch durch die Übertreibungen in der Politik des "Kriegskommunismus" unterstützt. Korolenko bemerkte im Herbst 1920 in einem Brief an die Bolschewiki, daß *"die arbeitende Masse beginnt, eure grundlegenden Fehler zu fühlen, und in ihr entsteht dabei eine Stimmung, die ihr bei der überwältigenden Mehrheit der westeuropäischen Sozialisten so sehr verurteilt: ganz klar verstärkt sich in ihr der Menschewismus, d.h. ein Sozialismus, doch nicht maximalistischer Prägung."*[34] Die Antwort der regierenden Partei könne eine *"neue politische Politik"* sein, d.h. eine Zusammenarbeit mit den linken Parteien beim sozialistischen Aufbau, aber auch die Aktivierung der Repressionen gegen sie bis zu ihrem vollständigen Rückzug aus der politischen Arena. 1921 war die Wahl zwischen diesen Alternativen noch nicht getroffen; ein Zeichen dafür war, daß die Delegierten der 11. Parteikonferenz ihre Aufmerksamkeit verstärkt auf die Möglichkeit der Entwicklung der Einheitsfront in Rußland richteten.[35] Sinowjew sagte in seiner Rede: *"Mir ist eine ganze Reihe von Fragezetteln überreicht worden - sicher ebensoviele wie Abgeordnete auf dieser Konferenz anwesend sind - und alle mit ein und derselben Frage: 'Wie wird sich die Taktik der Arbeitereinheitsfront auf die Menschewiki auswirken.' Ich denke, daß wir zu dieser Frage den Genossen Dserschinski zum Koreferenten berufen sollten."*[36]

Die Verweise auf die bitteren Erfahrungen des Bürgerkriegs, darauf, daß die Menschewiki damals Agenten der Weißgardisten geworden seien, berührten nicht den Kern der Sache, nämlich die Struktur des politischen Mechanismus der Diktatur des Proletariats. Ihre Gleichsetzung mit der Partei (und zehn Jahre später auch mit dem "großen Führer") schloß die Möglichkeit irgendwelcher Kompromisse in der Machtfrage von vornherein aus und schuf zugleich die Grundlagen für Repressionen, welche

die Sozialrevolutionäre und Menschewiki, die mythische Industriepartei und die Partei der werktätigen Bauern sowie die "antisowjetischen Zentren" erfaßten.
Die Entscheidung fiel Anfang des Jahres 1922. Am 21. Januar stimmte Lenin Trotzkis Vorschlägen zur Verstärkung der Repressionen gegen die Menschewiki zu.[37] Die Organe der GPU begannen mit den Vorbereitungen für den Prozeß gegen die rechten Sozialrevolutionäre innerhalb des ZK der Partei, deren Mitstreiter 1918 eine Reihe von Anschlägen auf angesehene Führer der KPR unternommen hatten. Nachdem die Konferenz der Sozialrevolutionäre auf den bewaffneten Kampf gegen die sowjetische Macht verzichtet hatte, waren die Partei durch das Dekret des Allrussischen Exekutivkomitees der Sowjets vom 26. Februar 1919 legalisiert und ihre Mitglieder amnestiert worden.[38] In seinem Kommentar zur Wende der Sozialrevolutionäre zur Zusammenarbeit mit den Bolschewiki hob Bucharin in der "Prawda" die große Bedeutung dieses Vorgangs hervor und unterstrich, daß es nicht zulässig sei, alte Rechnungen unter neuen Bedingungen zu führen. *"Unsere politische Leidenschaft muß den Weg gehen, den ihr das ruhige, klare und politische Kalkül weist. Und dieses Kalkül sagt: ...Man darf mit dem Kleinbürgertum in dem Moment, wenn es zu uns kommt, nicht genauso umgehen, als sei es gegen uns... Wenn sie* (die Sozialrevolutionäre, A.W.) *wirklich anfangen, die neue Parteilinie durchzuführen, dann kann die herrschende, die Partei des Proletariats, sie legalisieren und den Bannfluch von ihnen nehmen, den die Arbeiterklasse für ihre Sünden über sie verhängt hat."*[39]
Obgleich die NÖP die Notwendigkeit der Transformation des politischen Überbaus voraussetzte, entschloß sich die Führung der KPR nicht zur Integration der sozialistischen Parteien in das System der Diktatur des Proletariats. Die Sozialrevolutionäre und Menschewiki, die in der Propaganda jener Jahre *"Agenten des Weltkapitals"* genannt wurden, stellten für viele Kommunisten tatsächlich Überreste der alten Welt dar, von denen man sich erst befreien mußte, um zu einer neuen Gesellschaft gelangen zu können.
Die Komintern nahm aktiv an der ideologischen Begründung der neuen Linie gegenüber Menschewiki und Sozialrevolutionären teil. Besonders bemerkenswert ist dabei die Rolle Radeks, der sich im Frühjahr 1922 in Berlin aufhielt.[40] Am 10. Mai schrieb er von dort an Dserschinski, Kamenjew und Trotzki: *"Fordert vom EKKI, daß es unverzüglich einen Appell schicken soll, der auf populäre Weise den Sinn des Prozesses erläutert, damit wir diesen Appell am Tage der Eröffnung des Prozesses veröffentlichen können."*[41] Der Appell der Komintern erschien am 19. Mai 1922 in der "Prawda" und bezeichnete die Sozialrevolutionäre als *"bürgerliche Partei..., die schon seit einer Reihe von Jahren einen bewaffneten Kampf gegen das russische Proletariat führt."* Paradoxerweise führte gerade Radek zur selben Zeit eine lebhafte Kampagne für die Zusammenarbeit aller Arbeiterparteien außerhalb der Grenzen Rußlands.
Auf Vorschlag Sinowjews war die Frage des Umgangs mit den Anarchisten und Menschewiki in Rußland genau in diesem Kontext, nämlich im Zusammenhang mit den Problemen der Einheitsfront in die Tagesordnung der 1. Tagung des erweiterten Plenums des EKKI mitaufgenommen worden.[41] Auf dem 11. Parteitag der KPR (27.

März - 2. April 1922) hatte Lenin eine weitergehende Begründung der Entscheidung gegeben, indem er sie mit dem Rückzug der proletarischen Macht im Rahmen der NÖP in Verbindung brachte. *"Gerade in solch einem Augenblick ist es das allerwichtigste, den Rückzug geordnet durchzuführen, die äußerste Grenze des Rückzugs genau festzulegen und nicht in Panik zu verfallen. Und wenn ein Menschewik sagt: 'Ihr zieht euch jetzt zurück, ich aber bin immer für den Rückzug gewesen, ich bin mit euch einverstanden, ich bin euer Mann, laßt uns den Rückzug gemeinsam machen', dann antworten wir ihm: 'Wer den Menschewismus öffentlich manifestiert, den müssen unsere Revolutionsgerichte erschießen lassen, sonst sind das nicht unsere, sondern wer weiß was für Gerichte.'"*[43] Auf den Vorschlag Lenins hin wurde in den Entwurf der Resolution des Parteitages die These von der Unzulässigkeit der Einheitsfront in bezug auf die Menschewiki und Sozialrevolutionäre als Gegner der sowjetischen Macht mit aufgenommen.[44]

Die Partei der linken Sozialrevolutionäre und die SDAPR (Menschewiki) waren Mitglied der IASP. Deren Theoretiker gaben zu, daß in Rußland eine neue Gesellschaftsordnung entstehe, doch sei dies eine *"Durchgangsphase"*, ein *"despotische(r) Sozialismus"*.[45] Ihre Versuche, auf den in Sowjetrußland ablaufenden Prozeß Einfluß zu nehmen, gingen nicht über den Rahmen ideologisch-theoretischer Diskussionen hinaus. Unter diesen Bedingungen war es für sie außerordentlich wichtig, ihre "eigene" Partei in Rußland zu haben, die als Vermittler der Idee des demokratischen Sozialismus innerhalb der "Diktatur der Bolschewiki" fungieren sollte. Faktisch ging es um den Versuch, die kommunistische Bewegung zu "europäisieren"; diesem Versuch wurde später seitens der Komintern der Kurs der "Bolschewisierung" gegenübergestellt. Diese Übernahme der "russischen Erfahrungen" als absolutes Vorbild zog die Entfremdung der kommunistischen Parteien Europas von ihrem politischen Umfeld nach sich, förderte den Dogmatismus und unterdrückte die innerparteiliche Demokratie. Der entscheidende Schritt - die Anerkennung der Möglichkeit einer *"friedlichen Entwicklung des Kapitalismus zu einer neuen Ordnung"*, über deren geringe Chancen Lenin 1922 gesprochen hatte[46] - wurde nicht gemacht, weil er unausweichlich die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Spaltung nach sich gezogen hätte. Dennoch hätten die Erfahrungen gemeinsamer Aktionen, entgegen der Absicht, sich im Rahmen der Einheitsfront gegenseitig zu entlarven, zu einer Überprüfung der ursprünglichen Einstellung und zu der Erkenntnis führen können, daß die Existenz eines Rivalen keine objektive Grundlage in der Arbeiterbewegung hatte.

Die Absage an einen Kompromiß in der Sowjetunion wurde in diesem Moment, als sich das Verständnis von der Einheitsfronttaktik in der Komintern in eine positive Richtung entwickelte, zu einem ernsthaften Hindernis für die praktische Realisierung eben dieser Taktik auf der obersten entscheidenden Ebene. Festzustellen ist allerdings, daß auch die Sozialdemokratie weit vom "Versöhnlertum" entfernt war.

Der Aufruf des Petersburger Komitees der Menschewiki "Zur Einheit des Proletariats" vom Februar 1922 wertete die Losung der Einheitsfront als vollständigen ideologischen Bankrott der Komintern. *"Die Geschichte stellt folgende Frage an die Bolschewiki: Entweder mit der Arbeiterklasse oder gegen sie! Entweder kapituliert*

die Partei der Bolschewiki vor dem Wunsch des Proletariats nach Einheit oder Freiheit, verzichtet also auf die Diktatur und führt die Demokratie in Rußland ein, oder sie setzt die Politik des Terrors und Drucks auf die Bevölkerung fort, gibt dem Kapital nach und wird so unweigerlich zu einem Werkzeug der russischen Reaktion und des internationalen Imperialismus."[47] Ähnliche Aussagen begünstigten nur die administrativen Methoden bei der Führung des politischen Kampfes. Sie bildeten einen ständig wachsenden Widerspruch zu der Aufgabe, eine internationale Arbeitersolidarität zur Befreiung Rußlands aus der außenpolitischen Isolation herzustellen. Ein wichtiger Schritt zur Lösung dieser Aufgabe hätte die 1. Tagung des erweiterten Plenums des EKKI werden können. Als Sinowjew die Erörterung der Einheitsfronttaktik eröffnete, betonte er: *"Die erste Frage, die bei der ganzen Diskussion über die Einheitsfront sowohl in Frankreich wie in anderen Ländern eine große Rolle spielt, ist: steht die von der Exekutive vorgeschlagene Taktik der Einheitsfront in irgendwelcher Beziehung zur gegenwärtigen Lage der russischen Revolution und der neuen Politik des Sowjet-Staates? Diese Frage wird von unseren Feinden mit einem gewissen Unterton der Schadenfreude gestellt, aber auch in manchen Bruderparteien wird viel darüber gesprochen."*[48] Sinowjew gestand die gegenseitige Abhängigkeit der Politik der Komintern und der Politik Sowjetrußlands ein. Er schloß dabei aber die Möglichkeit *"ein(es) Mißbrauch(s) der Komintern zu egoistischen Zwecken der ersten Arbeiterregierung"* aus.[49]

Gegner dieser Linie, die auf dem Plenum des EKKI vorgeschlagen wurde, spielten aktiv die russische Karte aus. Sie betonten, daß die Thesen über die Einheitsfront nicht den nationalen Eigenarten entsprächen und die Delegation der KPR unangemessene Entscheidungen durchdrücke. In seiner Rede gegen eine voraussichtliche Konferenz der drei Internationalen unterstrich Terracini, daß hinter jeder von ihnen eine konkrete Regierung stünde: Deutschland, Österreich, Rußland. Im Verlauf der Diskussion zitierte Losowski die Meinung des französischen Kommunisten Monmousseau: *"Da die russische Revolution sich weder auf die Hypothese der Weltrevolution, noch auf wirksame Kräfte der Internationale stützen kann, nimmt sie fortwährend eine Ungruppierung vor... Die Russen... treten mit den kapitalistischen Staaten in Verbindung... und wüschen auch mit den Reformisten eine Verständigung zu erlangen, um den Rätestaat zu retten."*[50]

Von der politischen Führung der Komintern forderte man, daß sie sich nicht gegen die von links vorgebrachten Vorwürfe sträuben, sondern ihre Einwände aufgreifen solle. Es reicht, ein Beispiel aufzuzeigen: Sowohl Terracini als auch Renoult sahen das Ergebnis des vorbereitenden Treffens der drei Internationalen ziemlich genau voraus: *"Wir glauben, die Führer der 2. und 2 1/2. Internationale werden die ihnen gebotene Möglichkeit gerne ausnutzen, um die Verleumdungen des internationalen Menschewismus hören zu lassen, auf die die Vertreter der III. Internationale wohl mit aller Energie antworten werden. Wir bezweifeln, daß eine solche Diskussion eine nützliche Einleitung zur Konferenz von Genua oder Rom sein wird."*[51]

Unter dem Einfluß des Drucks von links traten die Vertreter der KPR in der Komintern auf dem Plenum für die Einheitsfront ein, ihre Einstellung zu der neuen Taktik wurde

immer facettenreicher. Es erfolgte eine Annäherung zwischen den Positionen Sinowjews und Radeks; auch Trotzki vertrat ähnliche Vorstellungen wie Radek.[52]
Man kann vermuten, daß der "Rechtsruck" seinen Grund in einer von Lenin am 23. Februar 1922 am Telefon diktierten Bemerkung über das Projekt einer Resolution des Plenums hatte. In ihr wurde vorgeschlagen, *"den Absatz zu streichen, in dem die Führer der II. und der II 1/2. Internationale Helfershelfer der Weltbourgeoisie genannt werden"* und stattdessen die Möglichkeit gemeinsamer Aktionen der Arbeiterklasse zur Lösung von dringenden praktischen Fragen zu betonen.[53]
In seiner Rede distanzierte sich Sinowjew am folgenden Tag auf der Sitzung des EKKI faktisch von seiner eigenen Position, die er noch auf der Dezembersitzung des EKKI vertreten hatte: *"Und wie kann man unsere Taktik so auslegen, als würden wir zu den Arbeitern gehen und ihnen sagen: Umarmt die Sozialverräter. Wir müssen entschieden gegen eine solche Agitation prostestieren, die wochenlang dauert, die von allen bürgerlichen und halbbürgerlichen Zeitungen mit Schadenfreude nachgedruckt wird."*[54] Obwohl man sowohl an der alten Begründung (Anstieg der kämpferischen Stimmung bei den Arbeitern und nicht ein Abschwellen der revolutionären Welle, wie Radek betonte[55]) als auch am "entlarvenden" Akzent der neuen Linie (*"...die Einheitsfronttaktik (wird) uns helfen, die Führer der II. und II 1/2. Internationale zu stürzen"*[56]) festhielt, machten die Beschlüsse den Weg zur unmittelbaren Vorbereitung eines internationalen Arbeiterkongresses frei.
Gleichzeitig wurde im Verlaufe des Plenums keine taktische Linie der Komintern für das Treffen der drei Internationalen ausgearbeitet. Allerdings verhinderte die Bezeichnung der Führer der Reformisten als "Verräter" sowohl einen differenzierten Zugang zu den Programmen der 2. Internationale und der IASP als auch den Versuch, eine allgemeine Plattform mit dem linken Flügel der internationalen Sozialdemokratie zu finden. Es gab durchaus Gründe für einen solchen Versuch: Entgegen dem in der sowjetischen Historiographie weit verbreiteten Gemeinplatz von der Übereinstimmung der Positionen[57] gab es zwischen der Haltung der "Wiener" (IASP) und der "Londoner" (2. Internationale) doch große Unterschiede, und diese Meinungsverschiedenheiten berührten sowohl theoretische (Verständnis des Klassenkampfes, Einstellung zur Einheit des Proletariats) als auch praktische Fragen (Frieden von Versailles, die Lasten des Nachkriegswiederaufbaus etc.).
In dieser Zeit war der wichtigste Aspekt, der die beiden Internationalen vereinte, ihre Position zu den Repressionen gegen die sozialistischen Parteien in Rußland, aber auch ihre Orientierung auf die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale. Man muß anerkennen, daß die Führer der 2. Internationale, vor denen die Aufgabe stand, die Zentristen der IASP auf ihre Seite zu ziehen, es vermochten, diese Gemeinsamkeiten zu einer einheitlichen politischen Plattform zu entwickeln (im Mai 1922 fand in Amsterdam die erste Konferenz der 2. Internationale, der IASP und der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale statt). Ihnen half objektiv auch die innenpolitische Entwicklung der Sowjetunion, insbesondere der Prozeß gegen das ZK der Partei der Sozialrevolutionäre, dessen Vorbereitung in der Hoffnung auf ein positives Echo im Land selbst und im Ausland mit großem Schwung betrieben wurde. Das Resultat war

umgekehrt - in Europa wurde der Prozeß als Akt der politischen Rache und als Schritt zur Bestätigung der Parteidiktatur verstanden. Maxim Gorki, der aus dem Ausland mit Rykow Kontakt hielt, schrieb: *"Gegenwärtig bin ich überzeugt davon, daß, wenn die Sozialrevolutionäre getötet werden, dieses Verbrechen von Seiten des sozialistischen Europas eine moralische Blockade gegen Rußland hervorrufen wird."*[58]
Im Frühjahr 1922 enthielt der Briefwechsel zwischen Wien (IASP) und Moskau ständig Bitten an die Komintern, auf die sowjetische Regierung einzuwirken, um einen gerechten Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre zu garantieren. In Berücksichtigung des bevorstehenden Treffens in Berlin äußerten sich die Führer der IASP höchst vorsichtig: Wir verteidigen nicht die Taktik, die die Sozialrevolutionäre nach der Oktoberrevolution vertreten haben, aber *"wir halten die Absage an jegliche Aktivitäten, die den Verdacht aufkommen lassen könnten, daß eine proletarische Partei die Maschinerie des Rechtswesens gegen eine andere mißbraucht, für äußerst wichtig zur Herstellung einer internationalen Kampfbereitschaft des Weltproletariats."* In diesem Zusammenhang wird auch die Forderung nach einer Kontrolle über die Prozesse von Seiten des europäischen Proletariats vorgebracht.[59]
Ähnliche Aufrufe appellierten an die Prinzipien des proletarischen Internationalismus, jedoch kollidierten sie mit den Prinzipien der staatlichen Souveränität, denen zufolge es sich dabei um eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Sowjetrußlands handele.
Im Zentrum der Fragen zur Einheit der Gewerkschaften stand die RGI, die auf Beschluß des II. Kongresses der Komintern gegründet worden war, um die Massen dem Einfluß der reformistischen Gewerkschaften zu entziehen. Schon auf dem III. Kongreß der Komintern wurde deutlich, daß diese Aufgabe, die man sich in einer Zeit der Hoffnung auf einen nahen Sieg der kommunistischen Bewegung gestellt hatte, nicht zu lösen war. Die RGI wurde als Schule der Revolution angesehen, konnte aber die auf sie gerichteten Hoffnungen nicht erfüllen. Einmal entstanden, entwickelte sie eine eigenständige Existenz und niemand wollte die Frage nach ihrem sektiererischen Charakter stellen. Gerade hier wären die Erfahrungen der Bolschewiki, die den Kampf um den Einfluß auf die Werktätigen im Rahmen der Branchen-Gewerkschaften führten, brauchbar gewesen, damit nicht neben der parteipolitischen Abgrenzung eine Spaltung der Gewerkschaften erfolgte. Auf der 11. Konferenz der KPR wiederholte Sinowjew jedoch nur die alten Argumente: *"Die Gewerkschaftsinternationale ist für uns unerläßlich. Wir brauchen einen internationalen Kristallisationspunkt, der alle Teile der revolutionären Arbeiterbewegung in sich vereinigen und allmählich von der berüchtigten Führung der Amsterdamer Internationale befreien wird."*[60]
Sogar die Gegner der Einheitsfront traten für die Erhaltung der gewerkschaftlichen Einheit ein, entschieden sich jedoch nicht, hinzuzufügen, daß man zu diesem Zweck zu einem Kompromiß mit den Reformisten hätte kommen müssen.
Auch jene, die die RGI als Ausdruck des hegemonialen Anspruchs Moskaus ansahen und für ihre Auflösung eintraten, waren nicht kompromißbereit. An die Vertreter der Komintern gerichtet, signalisierten die Führer der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale ihre Bereitschaft zum *"Austausch ehrlicher Informationen auf der Grund-*

lage der Anerkennung des gemeinsamen Zieles, den Interessen des Proletariats zu dienen... Nur auf jener Grundlage ist unserer Meinung nach ein richtiges Verständnis unserer gemeinsamen Ziele und eine Angliederung der russischen Gewerkschaftsbewegung an unsere Internationale möglich."[61] Der Versuch der Führung der Komintern, bis zum Mai 1922 direkte Kontakte zwischen beiden Gewerkschaftszentren herzustellen, blieb erfolglos, weil von der einen Seite der Vorwurf eines Verrats an den Massen aufrecht erhalten wurde und die andere Seite kein Interesse an Kontakten mit Organisationen hatte, die keinen Masseneinfluß hatten.[62] Die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale führte parallel zur Konferenz von Genua in Rom eine internationale Konferenz der Gewerkschaften durch, zu der die RGI nicht eingeladen war.

III.

Im Verlaufe des Treffens der Vertreter der drei Internationalen in Berlin (2. - 5. April 1922) trat das Problem der Gewerkschaften in den Hintergrund. Dafür wurde aber intensiv die russische Frage besprochen. Während die 2. Internationale ultimativ bestimmte Forderungen erhoben hatte, wie z.B. die Mißbilligung der Okkupation Georgiens durch die Rote Armee und die Verurteilung der Repressionen gegen die sozialistischen Parteien in Rußland, bestimmte sich der Zugang der IASP zu der russischen Frage aus ihrer Sichtweise der Probleme der zu vereinigenden internationalen Arbeiterklasse (ökonomischer Kampf und Widerstand gegen den Beginn einer neuen Reaktion). Die differenzierte Einstellung der "Wiener" zur russischen Frage hatte sich schon lange vor dem Berliner Treffen herauskristallisiert und war vom Geiste der *"kritischen Solidarität"* (Otto Bauer) getragen. So unterstrich das Sekretariat der IASP in einer Antwort auf den Appell Maxim Gorkis für eine aktive Kampagne zur Unterstützung der Hungernden im sowjetischen Rußland (Juli 1921), daß die Rückschläge des Experiments der Bolschewiki folgenschwer für alle Angelegenheiten der sozialistischen Revolution sein würden. *"Wir haben den schweren Irrtum der Bolschewiki über die ökonomischen Entwicklungstendenzen und die politischen Möglichkeiten der Nachkriegszeit stets für ein schreckliches Verhängnis für die soziale Revolution gehalten. Wir haben alles darangesetzt, um das Weltproletariat zur Erkenntnis dieses unheilvollen Fehlers der Geschichtsperspektive zu bringen. Wir haben versucht, die schwere Niederlage, der das internationale Proletariat infolge des Mißlingens des bolschewikischen Experiments entgegengeht, so weit dies nur möglich ist, zu beschränken. Wir waren gezwungen, die entsetzlichen Mißgriffe der herrschenden Regierung in Rußland auf das schärfste zu bekämpfen."*[63] Im Zuge der Vorbereitungen des Berliner Treffens unterstützte die ausländische Leitung der Partei der Menschewiki diese Linie, nachdem sie auf die Aufstellung von Bedingungen für das Treffen verzichtet hatte. Darüber hinaus unterstrich die Zeitschrift "Sozialistitscheski Westnik", daß diese *"große Konferenz mit ihrem begrenz-*

ten Programm unserer Meinung nach ein nächstliegender und realer Schritt auf dem Weg zur proletarischen Einheit ist."[64] Dies entsprach den Empfehlungen Lenins: *"Wir jedoch schlagen vor, n u r die am wenigsten strittigen Fragen aufzunehmen, weil wir als Ziel den Versuch ansehen, zu Teilaktionen, aber eben zu gemeinsamen* ***Aktionen*** *der Arbeitermassen zu gelangen."*[65] Am Vorabend der Konferenz von Genua wandte sich das ZK der SDAPR mit einem Aufruf an die europäischen Arbeiter, für die Anerkennung der Sowjetunion als Großmacht zu kämpfen.[66]

In der Position der 2. Internationale auf dem Berliner Treffen war von "kritischer Solidarität" nichts zu bemerken; hier überwog nüchternes politisches Kalkül. Der Widerwille, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten, wurde außerdem durch Befürchtungen gefördert, die Sympathien der Wähler und das Vertrauen der bürgerlichen Parteien als potentieller Koalitionspartner zu verlieren. Wenn die "Londoner" über die proletarische Einheit sprachen, dann hielten sie die parteiliche Zweckmässigkeit für das Wichtigste. Sie konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenüberstellung der europäischen Demokratie und der Diktatur der Bolschewiki. *"Jeden unserer Mißerfolge nutzten sie auf tausenderlei Weise aus, um die Arbeiter einzuschüchtern"*, bemerkte Sinowjew zu Recht. *"Willst du unbedingt ein solches sozialistisches Paradies, um morgen für dich bei den Arbeitern der anderen Länder Groschen zu sammeln?... Willst du denn einen solchen Verfall des Transportwesens? So geh' zu den Kommunisten! Aber wenn Du das nicht willst, wenn Du statt dessen satt sein möchtest (die Arbeiter schätzten nach dem imperialistischen Krieg die Wohlgenährtheit sehr), wenn du nicht diese ausweglose Zerüttung willst, dann versprechen wir, die Zauberer der II. Internationale, Dir alles friedlich und evolutionistisch zu bewältigen und zwar auf solch einem Weg, daß du auch nicht merkst, wie du die Bourgeoisie besiegst und diese es selbst auch nicht registriert."*[67]

Die Sozialdemokratie sah in den Parteien der Komintern die Quelle der Spaltung der Arbeiterbewegung, ihre Rückkehr zur Idee der Einheit der proletarischen Bewegung stieß daher auf Mißtrauen. *"Der hinterlistige Plan der Bolschewiki"*, schrieb F. Dan am Vorabend des Treffens in Berlin, *"der das starke Gefühl der internationalen proletarischen Solidarität ausnutzt, um unter ihrer roten Flagge das Schmuggelgut der Parteidiktatur einzuschleusen, wird in nichts anderem als in einem Fiasko enden."*[68] Man muß eingestehen, daß sich diese Einschätzung nur wenig von der Einstellung einiger Kommunisten unterschied, die Einheitsfront solle dazu dienen, die Sozialverräter zu entlarven. Die Erfahrungen in Sowjetrußland, wo die ehemaligen Mitstreiter der Bolschewiki als Konterrevolutionäre und Agenten des internationalen Imperialismus bezeichnet wurden, förderten nicht gerade die Bereitschaft der Sozialdemokraten zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten in den europäischen Ländern; der lange Weg zur Regierungsverantwortung schien ihnen das kleinere Übel.

In der Erklärung der Delegation der Exekutive der Komintern, die dem Protokoll des Berliner Treffens beigefügt wurde, richtete man völlig zu recht nur Vorwürfe an die Adresse der 2. Internationale. An erster Stelle stand keineswegs deren Haltung zur russischen Frage, sondern ihre Ablehnung, in das zusammenfassende Dokument eine

Losung über die Aufhebung des Friedensvertrags von Versailles aufzunehmen. *"Dies erlaubt nicht, daran zu glauben, daß die Zweite Internationale wirklich gewillt ist, gegen die Gefahr eines neuen Versailler Friedens in Genua zu kämpfen..."*[69] Eine differenzierte Sichtweise enthielt auch der Bericht der Delegation der Komintern,[71] dennoch hatte sie angesichts der "Einheitsfront" der Wiener und der Londoner Internationalen, die sich in ihrem Widerstand gegen den Moskauer Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre manifestierte, keine Chance. Als Bucharin am 9. Mai 1922 vor dem EKKI auftrat, betonte er, daß das Berliner Treffen in der westeuropäischen Frage einen *"schwachen Block"* der IASP und Komintern, in der russischen Frage aber eine geschlossene Front der 2. Internationale und der IASP mit sich gebracht habe.
Um so mehr vermittelte die allgemeine Schlußfolgerung den Anschein von Sektierertum: *"Das was in Genua vorging, spielte sich in modifizierter Form auch auf der Berliner Konferenz ab. Genau wie unsere Delegation in Genua war die Komintern die einzige Kraft, die sich nicht vor den Karren der bourgeoisen Regierungen spannen läßt."*[71] Man hätte von einer realen Chance einer Annäherung zwischen Moskau und Wien nur dann sprechen können, wenn in der russischen Frage Konzessionen gemacht worden wären. Man muß aber davon ausgehen, daß diese Möglichkeit einer Annäherung ausgeschlossen war, wie ein Brief Lenins bezeugt: *"Wir haben teuer, teuer bezahlt"*, schrieb er, noch ehe er die Protokolle des Berliner Treffens kannte.[72] Lenin setzte zwar Konzessionen in der Frage des Prozesses gegen die Sozialrevolutionäre an erste Stelle, wies aber gleichzeitig auf den Grund der Repressionen hin - die Angst vor einer Rückkehr der Sozialrevolutionäre zum Terror.[73]
Fragen der Staatssicherheit rückten hinsichtlich der Taktik der Komintern an erste Stelle, obwohl Lenin die Unabhängigkeit der neuen Versuche unterstrich, *"in den geschlossenen Raum, in dem die Vertreter der Bourgeoisie die Arbeiter beeinflussen, einzudringen"*. Von heute aus gesehen erweist sich, daß die Kompromisse Radeks und Bucharins berechtigt waren, denn dadurch wurde die Bildung eines ständigen Organs der drei Internationalen, des Neunerkomitees, gewährleistet, das immerhin die Möglichkeit bot, ein Faktor der Annäherung zu werden.
Da aber der Akzent auf einer Verschärfung der Kampagne gegen die Menschewiki und die Sozialrevolutionäre lag, schwand die Möglichkeit einer Annäherung immer mehr. Die Komintern nahm aktiv an dieser Kampagne teil; auf der Sitzung des EKKI vom 8. Mai 1922 erfolgte faktisch eine Rollenverteilung für den Gerichtsprozeß, der, nach der Definition Sinowjews, in Anbetracht der Ankunft der Verteidiger aus der 2. Internationale und der IASP *"zur einen Hälfte ein Prozeß, zur anderen ein Kongreß wird"*. Das Bestreben, *"die Sache so zu organisieren, daß sie uns zum Vorteil gereicht"*, der Vorschlag, *"einige Genossen"* als Verteidiger der reuevollen Sozialrevolutionäre Kopoplewa und Semjonov auftreten zu lassen, auf deren Aussagen sich die Anklage stützte und zu guter Letzt die Ankündigung, daß *"das Protokoll dieses Prozesses vermutlich ein äußerst interessantes Buch zu werden verspricht, wenn es gelingt, alles gut aufzuzeichnen"*[74] wurden vom Wunsch diktiert, die Sozialreformisten und ihre russische Vertretung zu entlarven; objektiv gesehen aber stellte der Prozeß einen Vorgriff auf die Zeit der "Schauprozesse" dar, die ihren Höhepunkt

fünfzehn Jahre später erreichen sollte. Die Komintern spendete den stalinistischen Verbrechen nicht zuletzt deshalb Beifall, weil sich seit Beginn ihres Bestehens die kritische Solidarität zunehmend in blinden Glauben verwandelt hatte.
Im Mai 1922 wandte sich Friedrich Adler mehrmals im Namen des Sekretariats der IASP an die Delegation der Komintern im Neunerkomitee und unterstrich, daß *"die Verfolgung der Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (Menschewiki) und der Linken Sozialrevolutionäre... keineswegs geeignet sind, die psychologischen Vorbedingungen für den Zusammentritt des internationalen Arbeiterkongresses zu verbessern."*[75] Im Endeffekt führten die Bemühungen Friedrich Adlers und James R. McDonalds (London) zu einer Verzögerung des Prozessbeginns sowie dazu, daß neben den Sozialisten auch drei Sozialrevolutionäre als Verteidiger zugelassen wurden. Die diplomatischen Spiele im Umfeld des Prozesses zeugten davon, daß jede Seite den Prozeß dazu auszunutzen versuchte, Druck auf den Verhandlungspartner auszuüben.[76]
Gleichzeitig banden die Zugeständnisse, die die Delegation der Komintern in dieser Frage gemacht hatte, die 2. Internationale und die IASP in gewisser Weise an die Entwicklung der gegenseitigen Kontakte, die auf dem Berliner Treffen begonnen hatte. Das Versprechen der Delegation der Komintern, in bezug auf die Sozialrevolutionäre kein Todesurteil zu verhängen, machte sie faktisch zu Geiseln der Einheitsfronttaktik.[77] Nach dem Auseinanderbrechen des Neunerkomitees erklärten Radek, Zetkin und Frossard die Annulierung des Berliner Abkommens.[78]
Ein zweiter wichtiger Faktor der Annäherung blieb die Konferenz von Genua. Radek unternahm maximale Anstrengungen, um gemeinsame Auftritte der drei Internationalen zur Unterstützung der sowjetischen Diplomatie zu organisieren. Am 20. April 1922 berichtete er Friedrich Adler telegraphisch von der Ratifizierung der Ergebnisse des Berliner Treffens durch das EKKI: *"Im Auftrag des EKKI mache ich den Vorschlag, baldmöglichst das Neunerkomittee zur Bewertung der in Genua entstandenen Situation einzuberufen. Die Weigerung, über Abrüstung zu diskutieren, die Forderung der Bundesgenossen, alle sozialen Errungenschaften der russischen Revolution zu vernichten und die Beziehung der Bundesgenossen zum russisch-deutschen Vertrag haben gezeigt, wie gefährlich es ist, den weltweiten Kongreß der Arbeiterklasse noch länger aufzuschieben... Die russische Revolution wird buchstäblich von der westlichen Diplomatie bedroht. In einer solchen Situation wäre es ein Verrat an den Interessen des internationalen Proletariats, auch nur eine Woche zu verlieren."*[79] Am 22. April 1922 veröffentlichte die Delegation der Komintern im Neunerkomitee in der "Roten Fahne" eine entsprechende Erklärung. Ungeachtet aller Anstrengungen Friedrich Adlers (der nicht ohne Grund die sich in die Länge ziehende Ratifizierung des Abschlußdokuments durch das EKKI[80] kritisiert hatte) verschoben die Vertreter der 2. Internationale den Beginn der Arbeit des Neunerkomitees um einen ganzen Monat.
Die sich dem Ende nähernde Arbeit der Konferenz von Genua schuf eine prinzipiell neue Situation, die vom Mai-Plenum (1922) des ZK der KPR diskutiert wurde. In Anbetracht dessen, daß der Versuch, während der Konferenz von Genua einheitliche

Aktionen der drei Internationalen zu organisieren, von den "Londonern" zum Scheitern gebracht worden war, faßte das Plenum den Entschluß, die Frage nach der Einberufung des weltweiten Arbeiterkongresses nun ultimativ zu stellen und im Falle der Fortsetzung der Sabotage die Vertreter der Komintern unverzüglich aus dem Neunerkomitee abzuberufen.[81] Damit wurde faktisch die Taktik der 2. Internationalen übernommen, was eine Abkehr von dem Versuch bedeutete, die Einheitsfront "von oben" zu schaffen, obwohl Radek noch im Februar auf der 1. Tagung des erweiterten Plenums des EKKI betont hatte, daß *"wir... unseren Weg des Kampfes bis zu Ende gehen (werden), selbst wenn wir noch zehn Konferenzen mit den Sozialpatrioten haben."*[82] Der Riß des, wenn auch feinen, so doch vorhandenen Fadens, der alle Arbeiterparteien miteinander verband, kam im Endeffekt dem rechten Flügel der 2. Internationale und den linksradikalen Elementen innerhalb der Komintern, die bestrebt waren, die Klassensolidarität des Proletariats aufgrund parteipolitischer Unstimmigkeiten zu verdrängen, sehr gelegen.
Es fällt auf, daß der Entschluß des Plenums des ZK der KPR imperativ die Richtlinien der Delegation der Komintern vorschrieb, die dann am folgenden Tag, dem 17. Mai, von deren Präsidium gebilligt wurden. Ein solcher Rollenwechsel zeigte bereits die Anzeichen der Deformation der politischen Arbeit der Komintern, die sie dann in ein Werkzeug der stalinistischen Politik verwandelte.[83] Die statuarischen Kompetenzen der russischen Partei wurden zwar durch den, dem ZK der KPR in einem Brief mitgeteilten Entschluß eingeschränkt, die Forderung nach der Verteidigung Sowjetrußlands nicht in die Plattform mit aufzunehmen.[84]
Dieser Kompromiß, das begriff man auch in der Komintern, berührte jedoch den Kern der Unstimmigkeiten - zumal nach Abschluß der Konferenz von Genua - nicht. Bereits im Abschlußdokument des Berliner Treffens fand sich auch die folgende Losung für die zum 20. April geplanten gemeinsamen Demonstrationen: *"Für die russische Revolution, für das hungernde Rußland, für die Aufnahme der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen aller Staaten mit Sowjetrußland!"*[85] Im Mai des Jahres 1922 wurde es der Führung der KPR klar, daß es nicht gelingen konnte, die proletarische Solidarität wie eine Einbahnstraße zu organisieren: Hilfe und Unterstützung für alles, was in Sowjetrußland vor sich geht zu verlangen, bei gleichzeitiger Ablehnung jedweder Kritik, da sie den Interessen des "Klassenfeindes" dienen könne. Die Kampagne der sozialistischen Parteien gegen die gegen ihre russischen Gesinnungsgenossen gerichteten Repressionen zeigte, daß die Solidarität im weiteren Sinne für die Monopolherrschaft der KPR, die sich mit der Diktatur des Proletariats identifizierte, gefährlich werden konnte. Unter diesen Bedingungen (ungeachtet des Erfolges der Solidaritätskampagne zugunsten des hungernden Rußland 1921) entwickelte sich eine bedingungslose Solidarität der kommunistischen Parteien Europas mit Sowjetrußland. Damit wurde ein wichtiger Grundstein zur Theorie des "Sozialismus in einem Lande" gelegt.
Das einzige Treffen des Neunerkomitees fand am 23. Mai 1922 stand, an dem Tag, an dem in Moskau der Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre beginnen sollte.[86] Nachdem McDonald und Radek die Ultimaten ihrer Internationalen verlesen und sich

gegenseitig beschuldigt hatten, die April-Abkommen vereitelt zu haben, wurde das Treffen zum Abschluß gebracht. Eine bedeutende Rolle in der sich verstärkenden Feindseligkeit spielte Sinowjews am 23. Mai in der "Roten Fahne" erschienener Artikel, in dem er eine ganze Palette von Anschuldigungen gegen die Reformisten erhob und zugleich unterstrich, daß der Zerfall des Neunerkomitees den Kampf der Komintern für die Arbeiter-Einheitsfront nur stärken könne. Radek und Klara Zetkin hielten diesen Artikel für einen *"taktischen Fehler"*, weil er *"die Diskussion über das Wesen aller Forderungen und Einfälle der 2. Internationale, die auch die Entlarvung der IASP erzwungen hätte, schon im Vorfeld verhindert habe"*.[87] Wichtiger aber war, daß die Identifizierung Wiens und Londons als *"sozialverräterische"* Vereinigungen sie zum politischen Bündnis und im Endeffekt sogar zur organisatorischen Vereinigung trieb. Der 23. Mai wurde in der Tat zum "schwarzen Dienstag" für die europäische Arbeiterbewegung, obwohl er im Grunde nur aus einer Tendenz, die ihre Führer schon längst nicht mehr aufzuhalten vermochten, eine vollendete Tatsache machte. Nur ein Abkommen der Internationalen hätte die Arbeiter-Einheitsfront garantieren können - die nachfolgenden Versuche, sie "von unten" zu schaffen, stellten im Grunde eine Negierung der Idee der politischen Zusammenarbeit der Arbeiterparteien dar.

Die "russische Dimension" spielte, wie die Dokumente beweisen, eine wichtige Rolle bei der Herausbildung der Einheitsfronttaktik und verursachte in vielem zugleich den Mißerfolg ihrer praktischen Umsetzung. Die Ereignisse Ende 1921 und in der ersten Hälfte des Jahres 1922 bewiesen erneut den engen Zusammenhang zwischen Oktoberrevolution und europäischer Arbeiterbewegung. Nicht die Spaltung, sondern die Einheit hätte zum Ausgangspunkt für die Aktivitäten des europäischen Proletariats werden müssen.

Der äußere Ablauf der Ereignisse hätte es vordergründig notwendig gemacht, die nationalen Interessen Sowjetrußlands im Namen der internationalen proletarischen Solidarität und im Namen des Sieges der kommunistischen Ideale zu opfern; doch dies war eine trügerische Alternative.[88] In Wirklichkeit ging es um die Verbindung beider Interessen im Namen einer demokratischen Zukunft der russischen Revolution und sozialistischen Zukunft Europas. Die Angst vor der Einheit der Arbeiterbewegung, die besonders bei ihren extremen linken und extremen rechten Exponenten festzustellen war, begünstigte nicht nur die Aktionen der bürgerlichen Reaktion, sondern unterstützte zudem die geistige Isolation Sowjetrußlands.

In seinen letzten Arbeiten formulierte Lenin für die russischen Kommunisten eine neue Aufgabe, nämlich unter Rückgriff auf die Errungenschaften der Revolution *"die anderen Völker ein(zu)holen"*[89] und so die grundlegenden Voraussetzungen für die Zivilisation zu schaffen. Die entscheidende Bedingung zur Erfüllung dieser Aufgabe wäre jedoch die Schaffung einer Klassensolidarität, eine "Einheitsfront" des gesamten europäischen Proletariats gewesen.

Anmerkungen:

1 Ju. L. Moltschanow, Komintern u istokow politiki jedinogo proletarskogo fronta (Die Komintern an den Quellen der proletarischen Einheitsfront), Moskau 1969; Ja. A. Elfond, Kommunistitscheskije partii w borbe sa jedinstwo dejstwij rabotschego klassa (1918 - 1923) (Die Kommunistischen Parteien im Kampf um die Aktionseinheit der Arbeiterklasse 1918-1923), Moskau 1963; Arnold Reisberg, An den Quellen der Einheitsfrontpolitik, 2 Bde., Berlin (DDR) 1971; F. I. Firsow, K woprossu o taktike jedinogo fronta w 1921 - 1924 gg. (Zur Frage der Einheitsfronttaktik 1921 - 1924) in: Woprossy istorii KPSS, Nr. 10, 1987, S. 113-127.

2 G. S. Sorkin, Deistwitelnost protiw wymyslow (Kritika burschuasnoj i reformistskoj istoriografii Kommunistitscheskogo Internazionala) (Wirklichkeit gegen Erdichtetes. Kritik der bürgerlichen und reformistischen Historiographie der Kommunistischen Internationale), Moskau 1974.

3 Vgl. z.B. die Redebeiträge Sinowjews, Losowskis und Bucharins auf der 11. Konferenz der KPR.

4 Brief W. G. Korolenkos an A. W. Lunatscharski vom 22. September 1920, in: Novyi Mir, 1988, Nr. 10, S. 209-210.

5 Ju. L. Moltschanow, Komintern, a.a.O., S. 94-114.

6 W. I. Lenin, Entwurf eines Beschlusses des Politbüros des ZK der KPR (B) über die Einheitsfronttaktik, in: ders., Werke, Ergänzungsband Oktober 1917 - März 1923, Berlin (DDR), S. 383.

7 Dejatelnost IKKI i Presidiuma IKKI ot 13 ijulja 1921 g. do 1 fewralja 1922 g. (Die Tätigkeit des EKKI und des Präsidiums des EKKI vom 13. Juli 1921 bis zum 1. Februar 1922), Petrograd 1922, S. 336.

8 W. I. Lenin, Bemerkungen zu den Leitsätzen über die Einheitsfront, in: ders., Werke, Ergänzungsband, a.a.O., S. 384f., hier S. 384.

9 Vgl. W. I. Lenin, Bemerkungen zur Geschichte der KPR. Notiz für N. I. Bucharin, in: ders., Werke, Bd. 36, Berlin (DDR) 1974, S. 541-543.

10 Dejatelnost IKKI..., a.a.O., S. 335.

11 Ebd., S. 359.

12 XI Konferenzija RKP (b). Moskva, 1921. Bjulleten (Bulletin der 11. Konferenz der KPR), Nr. 5, S. 26.

13 Ebd., S. 36 (hier aus einer Rede Bucharins).

14 Ebd., S. 12.

15 Zentrales Parteiarchiv des Instituts für Marxismus- Leninismus beim ZK der KPdSU (im weiteren: ZPA) F. 495, Op. 1, d. 43, l. 128f. Die veröffentlichte russischen Übersetzung des Protokolls vom 4. Dezember beinhaltet eine Reihe von Kürzungen und Ungenauigkeiten. Von dieser gekürzten Fassung ausgehend, kommen Moltschanov und Reisberg zu dem Schluß, daß die Einheitsfront-Thesen nach der Diskussion vom 4. Dezember einer besonderen Kommission übergeben worden seien. In Wirklichkeit wurde die Diskussion am 18. Dezember fortgesetzt; nur der Thesenentwurf wurde einer Kommission, die aus Bucharin, Sinowjew, Radek, Remmele und Souvarine bestand, übergeben (ebd., l. 145, 199).

16 ZPA, F. 495, op. 18, d. 69, l. 15f. Die Bemerkung ist auf den 7. Dezember 1921 datiert.

17 Dejatelnost IKKI..., a.a.O., S. 346f.

18 Ebd., S. 347.

19 ZPA, F. 495, op. 1, d. 43, l. 135.

20 ZPA, F. 495, op. 1, d. 43, l. 194.

21 ZPA, F. 495, op. 1, d. 43, l. 142.
22 ZPA, F. 495, op. I, d. 43, l. 139.
23 ZPA, F. 495, op. 18, d. 110, l. 21.
24 ZPA, F. 495, op. 18, d. 43, l. 144f.
25 XI Konferenzija..., a.a.O., S. 29. (Hervorhebung von mir, A.W.)
26 Dejatelnost IKKI..., a.a.O., S. 389.
27 Ebd., S. 413.
28 Ebd., S. 414.
29 Ebd., S. 416 (Hervorhebung von mir, A.W.).
30 Zit. nach: XI Konferenzija..., a.a.O., S. 20.
31 ZPA, F. 495, op. 1, d. 48, l. 3
32 W. I. Lenin: Brief an N. I. Bucharin und G. J. Sinowjew, in: ders., Werke, Ergänzungsband, a.a.O., S. 411f., hier S. 411.
33 Vgl. Ulrich Schöler, Otto Bauer und Sowjetrußland, Berlin-West 1987, S. 22f.
34 Brief W. G. Korolenkos, a.a.O., S. 211.
35 Es ist charakteristisch, daß auch die Vertreter der Arbeiteropposition ihre politische Plattform verteidigten.
36 XI Konferenzija...a.a.O., S. 56.
37 Vgl. W. I. Lenin, An L.D. Trotzki, in: ders., Briefe, Bd. IX, Berlin (DDR) 1974, S. 133f.
38 Dekrety Sowjetskoj Wlasti (Dekrete der Sowjetmacht), Bd IV, Moskau 1968, S. 436f.
39 N. I. Bucharin: ODt worot poworot, Prawda v. 8. 2. 1919.
40 ZPA, F. 495, op. 18, d. 122, l. 4, 10, 31, 49f.
41 ZPA, F. 76, op. 3, d. 49, l. 89f.
42 ZPA, F. 495, op. 1, d. 48, l. 6.
43 Politischer Bericht des Zentralkomitees der KPR (B), in: W. I. Lenin, Werke, Bd. 33, Berlin (DDR), S. 249-295, hier S. 269.
44 Vorschlag für den Entwurf der Resolution zum Bericht der Delegation der KPR (B) in der Komintern, in: W. I. Lenin, Werke, Ergänzungsband, a.a.O., S. 431f.
45 Otto Bauer, Bolschewismus oder Sozialdemokratie?, Wien 1920, S. 69f.
46 Entwurf eines Beschlusses des ZK der KPR (B) über die Aufgaben der sowjetischen Delegation in Genua, in: W. I. Lenin: Ergänzungsband, a.a.O., S. 421-423, hier S. 422.
47 In: Sozialistitscheski Westnik, Nr. 7, 1922, S. 9f.
48 Die Taktik der Kommunistischen Internationale gegen die Offensive des Kapitals. Bericht über die Konferenz der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale, Moskau, vom 24. Februar bis 4. März 1922, Hamburg 1922, S. 35.
49 Ebd., S. 36.
50 Ebd., S. 85.
51 Ebd., S. 54.
52 Vgl. L. Trotzki, O jedinom fronte. (Über die Einheitsfront), in: ders., Pjat let Kominterna (Fünf Jahre Komintern), Moskau 1924, S. 345-349.
53 W. I. Lenin, Brief an die Mitglieder des Politbüros des ZK der KPR (B) mit Bemerkungen zum Resolutionsentwurf der ersten Tagung der Erweiterten Exekutive der Kommunistischen Internationale über die Teilnahme an der Konferenz der drei Internationalen, in: W. I. Lenin, Ergängzungsband, a.a.O., S. 419f.
54 Die Taktik der Kommunistischen Internationale..., a.a.O., S. 45.
55 Ebd., S. 41f., 67.
56 W. I. Lenin, Brief an die Mitglieder, a.a.O., S. 420.

57 Ju. L. Moltschanow, Komintern..., a.a.O., S. 207, 232.
58 Zit. nach Iswestija ZK KPSS, Nr. 1, 1989, S. 249.
59 ZPA IML, F. 495, op. 18, d. 86, l. 12. Vgl. auch op. 18, d. 86, l. 12; Nachrichten der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Sozialistischen Parteien, Nr. 4, 1922, S. 5-7; Sozialistitscheski Westnik, Nr. 2, 1922.
60 XI Konferenzija... , a.a.O., S. 23.
61 ZPA, F. 496, op. 1, d. 19a, l. 65.
62 Vgl. Dejatelnost IKKI..., a.a.O., S. 389; ZPA, F. 495, op. 18, d. 122, l. 7, S. 24f.
63 Nachrichten der Internationalen Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien, Nr. 3, 1921, S. 1.
64 R. Abramowitsch, Na puti k proletarskom jedinstwu (Auf dem Weg zur proletarischen Einheit), in: Sozialistitscheski Westnik, Nr. 1, 1922, S. 8.
65 W. I. Lenin, Brief an die Mitglieder des Politbüros des ZK der KPR (B) mit Vorschlägen zum Entwurf der Direktiven des EKKI für die Delegation der Komintern auf der Konferenz der drei Internationalen, in: W. I. Lenin, Werke, Ergängungsband, a.a.O., S. 426f., hier S. 427.
66 Sozialistitscheski Westnik, Nr. 1, 1922, S. 9.
67 XI Konferenzija..., a.a.O., S. 10f.
68 F. Dan, Jediny front i III Internazional (Einheitsfront und III. Internationale), in: Sozialistitscheski Westnik, Nr. 6, 1922, S. 4.
69 Protokoll der Internationalen Konferenz der drei Internationalen Exekutivkomitees in Berlin vom 2. bis 5. April 1922. Herausgegeben vom Neunerkomitee der Konferenz, Wien 1922 (Nachdruck Berlin/Bonn 1980), S. 50.
70 ZPA, F. 495, op. 18, d. 86, l. 64.
71 ZPA, Fond 495, op. 1, d. 51, 210, 212.
72 W. I. Lenin, Biochronika, Bd. 12, Moskau 1982, S. 276.
73 *"...als wir uns höchstens dem Risiko aussetzen, daß die Gegner Sowjetrußlands, durch das Ergebnis der Berliner Beratung angespornt, zwei oder drei vielleicht erfolgreiche Attentate auf einzelne Personen unternehmen werden"* (W. I. Lenin, Wir haben zu teuer bezahlt, in: ders., Werke, Bd. 33, a.a.O., S. 316-320, hier S. 319).
74 ZPA, F. 495, op. 1. d. 51, l. 206-209.
75 Nachrichten der Internationalen Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien, Nr. 4, 1922, S. 5.
76 Vgl. den Austausch von Telegrammen zwischen Adler und Radek im April/Mai 1922, in: Nachrichten der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Sozialistischen Parteien, Nr. 4, 1922, S. 2.
77 Meschdunarodnaja Sozialistitscheskaja Konferenzija, Stenografitscheskaja otschot (Internationale sozialistische Konferenz. Stenografischer Bericht), Moskau 1922, S. 60.
78 ZPA, F. 495, op. 18, d. 121, l. 108f.
79 ZPA, F. 485, op. 18, d. 88, l. 18.
80 Nachrichten der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Sozialistischen Parteien, Nr. 4, 1922, S. 3. Sinowjew hatte sich entgegen der Empfehlung Lenins, das Abschlußdokument des Berliner Treffens zu ratifizieren, dafür entschieden, das Eintreffen der Protokolle in Moskau abzuwarten. (ZPA, F. 495, op. 18, d. 122, l. 20) Das Resultat war, daß die Ratifizierung fast zwei Wochen lang aufgeschoben wurde.
81 Die Kommunistische Internationale. Ein kurzer historischer Abriß, Frankfurt 1970, S. 188f.
82 Die Taktik der Kommunistischen Internationale..., a.a.O., S. 68.
83 Vgl. F. I. Firsov, Stalin und die Komintern, in: Komintern und Stalin. Sowjeti-

sche Historiker zur Geschichte der Kommunistischen Internationale, Berlin (DDR) 1990, S. 65-132.

84 Izwestija v. 19. 5. 1922.

85 Protokoll der Internationalen Konferenz..., a.a.O., S. 47.

86 Der Prozeß begann am 8. Juni 1922.

87 ZPA, F. 495, op. 18, d. 86, l. 78 (Ein Brief Radeks an Sinowjew vom 24. Mai 1922).

88 Von einem Gegensatz der nationalen Interessen Rußlands und der Interessen der Komintern geht die Mehrheit der westlichen Historiker aus. Besonders Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, Bd. 2, Berlin-Bonn 1978, S. 275 u. 281, behauptet, daß Lenin die Politik Sowjetrußlands der Weltrevolution untergeordnet habe, Stalin dagegen umgekehrt.

89 W. I. Lenin, Über unsere Revolution (Aus Anlaß der Aufzeichnungen N. Suchanows), in: ders., Werke, Bd. 33, a.a.O., S. 462-465, hier S. 465.

(Aus dem Russischen von Marc Junge und Maria Brauckhoff)

Jacques Wajnsztejn

Gewalt und Revolution

Im folgenden werde ich versuchen, die Hindernisse und Fallen zu bestimmen, die sich jeder Bewegung bzw. jedem Individuum in den Weg stellen, die oder das sich in einem bestimmten Augenblick in direkter Konfrontation mit dem modernen demokratischen Staat wiederfindet. Diese Aporien werden zunächst von einem allgemeinen Gesichtspunkt her betrachtet und dann auf die Praxis der Gruppe "Action Directe", d.h. auf die französischen Verhältnisse bezogen. Anschließend versuche ich, das Phänomen des bewaffneten Kampfes in den Rahmen der Individualisierung des kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisses zu stellen.

Legalität und Illegalität

Diese beiden Bereiche sind nicht eindeutig voneinander zu unterscheiden. Es ist kein Zufall, daß eine Bewegung oder eine Opposition als "außerhalb der Legalität stehend" bezeichnet werden, um auszudrücken, daß sie aus dem von der Demokratie abgesteckten Rahmen heraustreten, ohne in den Bereich der Illegalität einzutreten; aber der Begriff "außerhalb der Legalität stehend" wird der Komplexität der Frage nicht gerecht. Wenn man die BRD als Beispiel nimmt, stellt man fest, daß die gesamte außerparlamentarische Opposition in ihrer ersten Phase (1967-69) als außerhalb der Legalität stehend definiert wurde (Knast für ihre Anführer, dann die Berufsverbote usw.). Erst nach der von der Regierung erlassenen Amnestie vollzog sich der Bruch zwischen legaler Opposition und militantem, dann bewaffnetem Kampf. Eine außerhalb der Legalität stehende Opposition kann also existieren, aber ihre Kontinuität und ihre Existenz werden durch den Staat ständig in Frage gestellt. Sobald sie versucht, sich zu stabilisieren, Kontinuität zu gewinnen und sich zu organisieren, wird sie vom Staat teils integriert, teils kriminalisiert. Hier ist noch einmal die BRD als Beispiel erhellend: Auf der einen Seite wurde die RAF kriminalisiert, obwohl die Aktionen ihrer Mitglieder am Anfang relativ harmlos waren, was sie zu einer Flucht nach vorne drängte; auf der anderen Seite gab es die Integration der Ökopax-Bewegung in eine "Alternativszene", was diese Bewegung in eine legale und parlamentarische Bewegung verwandelte.
Die Frage der Legitimität einer außerhalb der Legalität stehenden Opposition kann sich nur denjenigen stellen, die die Werte dieses "Rechtsstaates" verinnerlicht haben oder die darin zumindest ein kleineres Übel sehen. Der daraus sich ergebende Standpunkt beurteilt jede Bewegung von außen, d.h. nach Maßgabe der mehr oder minder demokratischen Werte, die in ihm verkörpert sind. Dies hängt damit zusammen, daß die Idee der Revolution aufgegeben wird und damit auch jegliche Utopie als reales

Projekt; und es ist auch kein Zufall, daß die Intellektuellen, die in Frankreich den bewaffneten Kampf im Namen der Demokratie am schärfsten verurteilen, ehemalige Anführer "gauchistischer"[1] Gruppen waren, die sich heute im allgemeinen der sozialistischen Partei angeschlossen haben und sich an der Allmacht des "Rechtsstaates" orientieren.
Umgekehrt ist es bei denen, die diesen Staat kritisieren:
- als *"totalitäre Demokratie"* (Analyse der RAF und einiger Strömungen der westdeutschen Bewegung), die gleichzeitig Staatsterrorismus und Kriminalisierung der Kämpfe praktiziert;
- als einzige soziale Vermittlung im aktuellen Stadium des Individualisierungsprozesses, insofern sich die Individuen, die nicht mehr oder nur unvollständig unter ihre Klasse subsumiert sind, direkt auf den Staat beziehen.
Die Frage der Legitimität stellt sich um so weniger, je mehr jedes Individuum, jede Gruppe von Individuen, das bzw. die versucht, seine bzw. ihre Verweigerung und Revolte zum Ausdruck zu bringen, gezwungen ist, sich entweder in die Illegalität zu begeben, um einen punktuellen (militante Arbeiterkämpfe, Plünderungen in den Ghettos) oder einen definitiven Bruch zu vollziehen (die Illegalität des bewaffneten Kampfes als Unmöglichkeit der Umkehr und die Praxis im Untergrund), oder aber durch den Staat, die Medien und die famose "zivile Gesellschaft" marginalisiert und zuweilen "kriminalisiert" wird (ein Prozeß, den ich als Normalisierung bezeichne).
Eigentlich ist der Begriff der "Opposition" fehl am Platz, da er den Eindruck erweckt, als wäre diese Opposition etwas Offizielles, Strukturiertes, was nicht unbedingt der Fall sein muß. Der Begriff verweist auch zu sehr auf das traditionelle Gebiet der Politik (als gäbe es eine außerparlamentarische Opposition wie es eine parlamentarische gibt!).
Konkret existiert diese Opposition, wenn sie sich praktisch äußert, nicht außerhalb der Kämpfe, und diese Kämpfe wiederum stellen sich niemals abstrakt die Frage der Gewalt oder der Illegalität, sondern immer in bezug auf eine bestimmte Situation, Analyse und Perspektive.
Dies bedeutet auch, daß die Opposition nicht nur in der Form der Praxis existiert, sondern auch als theoretische Tätigkeit. Letztere stellt ein Element des Kampfes dar, auch wenn sie in unseren Gesellschaften fast immer legal bleibt: Ihr Hauptproblem ist ihre gesellschaftliche Verbreitung.
Illegalität an sich ist kein Zeichen von Radikalität (siehe z.B. bestimmte Kämpfe reicher Bauern und Händler, die nie vor illegalen Methoden zurückschrecken). In der partikularen Form des Illegalismus kommt vielmehr zu bestimmten Zeiten die Weigerung zum Ausdruck, sich einer Entwicklung zu unterwerfen, die der großen Masse sowohl notwendig wie auch wünschenswert erscheint.
Es ist schwierig, Illegalität allgemein zu definieren. Es wäre wichtiger zu wissen, was Illegalität heute in einer westlichen Demokratie bedeutet, denn die Frage der Illegalität kann man nicht abstrakt von einem nur theoretischen Standpunkt aus stellen; außerdem kann man nicht alle konkreten Situationen auf ein und dieselbe allgemeine Situation reduzieren (wie z.B. die "Gauche Prolétarienne"[2], die den "Neu-

en Volkswiderstand" als Fortsetzung der Résistence bezeichnete, oder die Brüder Halphen, die behaupteten, ihre Beteiligung an der "Action Directe" sei die logische Folge der antifaschistischen Vergangenheit ihrer jüdischen und kommunistischen Eltern).

Im vorangegangenen Stadium der Vergesellschaftung arbeiteten selbst die Protestbewegungen dem System in die Hände, die Revolution diente ihrer eigenen Konterrevolution als Motor (vgl. unterschiedliche Bewegungen Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre); die gewaltsamen Formen des Protests und die Ablehnung der Institutionen endeten in einer verfrühten Umstrukturierung auf höherem Niveau. Das Neue an der derzeitigen Situation ist, daß das gesellschaftliche Verhältnis vereinheitlicht zu sein scheint, und zwar in dem Sinne, daß die gesellschaftlichen Widersprüche und Hauptkonflikte in einer doppelten Bewegung von Individualisierung und Normalisierung als gelöst erscheinen:

1. Eine verstärkte Individualisierung resultiert aus der Krise der Reproduktion der Klassen, wobei auf der einen Seite eine "Autonomie" des Individuums erzeugt wird (die ganzen "Befreiungen"), aber zugleich auch seine Isolierung und eine neue Entfremdung: Seine neue Subjektivität wird wesentlich in der Form des willigen Sklaven und Konsumenten vom Kapital reproduziert.

2. Normalisierung findet auf zwei Ebenen statt: Auf der einen Ebene soll die aktive Bewegung gesellschaftlicher Insubordination kontrolliert werden, eine Normalisierung, die die Form offener Repression annimmt (Staatsterrorismus, Kriminalisierung der Kämpfe). Die zweite Ebene nimmt die Form einer miniaturisierten, vor allem aber selbstverwalteten sozialen Kontrolle an (Entwicklung der Informatik, der Mikroinformatik): Die einzige gesellschaftliche Norm, die noch verteidigt werden kann, ist die des Kapitals; alles andere ist dann nichts als Terrorismus, weshalb Illegalität nichts anderes als die Verweigerung dieser Norm bedeutet, eine Verweigerung, die sich nicht immer offen äußert oder frontal auftritt, gegebenenfalls aber in individuellen oder kollektiven Kämpfen sichtbar werden kann.

Anders ist es bei den Gruppen (RAF, "Action Directe"), die Illegalität und vor allem Klandestinität als Voraussetzung ihrer Tätigkeiten begreifen. Für sie ergibt sich die Notwendigkeit, diese partikulare Tätigkeitsform zu fetischisieren und schließlich zur einzigen revolutionären Aktivität zu erklären (vgl. z. B. das "Brana"-Kommuniqué: *"Heute stellt sich nicht mehr die Frage, ob das notwendig ist oder nicht, gerecht oder ungerecht(!), sondern wie man seine revolutionäre Aktion, ...eine revolutionäre, politisch-militärische Strategie entwickelt."*[3]).

Das Gleiche findet sich in der Erklärung des "Kommandos Pierre Overney".[4] Da heißt es ausdrücklich, die einzige Aufgabe der Revolutionäre sei es, in den Untergrund und zu den Gruppen des bewaffneten Kampfes zu gehen. Von daher klingen die Aufrufe, *"eine kommunistische Organisation von den Fabriken und den Arbeitervierteln her aufzubauen"*, auch wie politische Losungen. Sie sind stereotyp, vollkommen altmodisch und jenseits einer Praxis angesiedelt, die auf Grund ihrer Natur weder Fabrik noch Arbeiterviertel kennt!

Revolutionäre Gewalt und Terrorismus

Der Unterschied zwischen revolutionärer Gewalt und Terrorismus erscheint mir insgesamt nicht der Rede wert. Im allgemeinen basiert er auf früheren historischen Ereignissen und deren Interpretation durch die dominierende marxistische Theorie der Zeit. So verurteilte die sozialdemokratische Partei Rußlands den Terrorismus der Sozialrevolutionäre offiziell im Namen der Gewalt der Massen, um dann selbst im Namen eben dieser Massen den roten Terror gegen die Sozialrevolutionäre zu praktizieren, die für sie inzwischen konterrevolutionär geworden waren.
Dieser Unterschied beruht also auf Formen der politischen Legitimation von Gewalt, die nach Ort und Zeit variieren. In Wirklichkeit entsprechen der revolutionären Gewalt und dem Terrorismus oft identische bzw. austauschbare Handlungsweisen und Tatsachen. Mit der Etablierung eines demokratischen Konsenses, der sich als bruchlos ausgibt, dient der Begriff des Terrorismus in den westlichen Ländern jetzt dazu, politisch das Böse zu bezeichnen, den Bruch mit diesem Konsens zu benennen. Wenn die Bedeutung dieses Begriffs zuweilen sehr großzügig ausgelegt wird (so ist die Rede vom "Staatsterrorismus", vom Terrorismus der Medien und extremistischer Gruppen, von "sprachlichem Terrorismus", vom Terrorismus der Streikenden gegen die "Gelben" oder gegen die zu "Geiseln" gemachten Konsumenten), so bezeichnet er jedes Mal den physischen oder quasi physischen Druck einer Minderheit, die durch ihr Wissen, ihre Position in der ökonomischen und sozialen Struktur oder ihre politische Machtposition ihren Willen bzw. ihre Herrschaft der Mehrheit - dem "Volk" - aufzwingt. So findet die Bezeichnung "Staatsterrorismus" einzig auf "totalitäre" Staaten Anwendung, aber natürlich nicht auf den italienischen Staat der "Strategie der Spannung" oder auf den französischen Staat der "Rainbow Warrior"-Affäre.
Gleichwohl bezeichnet Terrorismus heute meistens eine Form sozialer Gewalt, die der demokratische Staat zur extremsten und am wenigsten zu duldenden Form der Gewalt partikularisiert, da sie in der Epoche der integrierten sozialen Widersprüche gegenstandslos sein soll. Diese Gewalt stellt sich also als im eigentlichen Sinn antisozial heraus, insofern sie nämlich von außerhalb der sich zunehmend vereinheitlichenden kapitalistischen Gesellschaft zu kommen scheint. Die gegenstandslose Gewalt (der bewaffnete Kampf in einem demokratischen Land) und die "blinde" Gewalt (der Terrorismus) werden also als Werk einer Handvoll Individuen angesehen, die völlig "abgehoben von den Massen" agieren. Denn in einer Gesellschaft kann selbst die Gewalt akzeptiert werden, wenn sie legitimiert ist (die Legitimation der Gewalt ist die Voraussetzung jeder Normalisierung), was unter anderem durch ihren Massencharakter gegeben sein kann. Es wird folglich unterschieden zwischen der zwar bedauerlichen, aber gerechten Gewalt der Masse bzw. der Klasse und der abenteuerlichen einer Handvoll Individuen.
Was aber unterscheidet die nicht-terroristische Gewalt der Stahlarbeiter von Longwy oder von La Chier[5] von der "terroristischen" Gewalt der "Action Directe"? Sicher nicht das tatsächliche Gewaltniveau, noch auch die Gefahr, die diese Gewalt für den Staat bedeuten könnte. Da die Individuen sich selbst nie als "Terroristen" bezeichnen,

liegt der Schluß nahe, daß es sich dabei um ein vom Staat und den Medien fabriziertes Etikett handelt, mit dem Zweck, die Revolte zu partikularisieren, zu individualisieren, und letztendlich jede individuelle Revolte als Terrorismus abzustempeln.
Von daher ist der behauptete Unterschied zwischen den "Terroristen" der "Action Directe" und der alles in allem verständlichen Gewalt von Einwohnern einer absterbenden Region leicht nachzuvollziehen, denn diese Gewalt bleibt auf eine Region beschränkt (die Revolte mit ihren regelmäßigen, also kontrollierbaren Demonstrationen und militanten Auseinandersetzungen findet in einer geographischen Enklave statt) und sie bleibt im Rahmen der Verteidigung der proletarischen Lebensbedingungen: Als solche ist sie zwar archaisch, aber normal und zeitlich begrenzt. Sie kann jeden Augenblick einschlafen, da sie partikular ist, und wenn die Bedingungen ihres Auftretens verschwinden, löst sie sich auf (so wird der alte Arbeiter aus Longwy z.B. aufgrund des Sozialplans Kleinkrämer). Die Weigerung, sich grenzenlos ausbeuten zu lassen und die Kämpfe um das Recht auf Arbeit erscheinen, selbst wenn sie gewalttätig sind, als Notwehraktionen, während die von Individuen ausgeübte Gewalt gegen die Gesamtheit der Gesellschaftsverhältnisse als monströs erscheint, denn schließlich sind die Individuen frei! Wenn die Gewalt ausufert und sowohl den Rahmen einer Region als auch die Verteidigung proletarischer Lebensbedingungen überschreitet, wird sie kriminalisiert (siehe Italien).
Wie wir in den bisherigen Ausführungen gesehen haben, ist die Frage nach der Differenz zwischen revolutionärer Gewalt und Terrorismus eine falsche Fragestellung. Die einzig richtige Frage ist die nach den Verhältnissen zwischen sozialer Gewalt, Revolte und Revolution auf der einen und den Verhältnissen zwischen sozialer Gewalt und Legitimität auf der anderen Seite. Die Schwierigkeit rührt daher, daß diese Verhältnisse nicht in abstracto analysiert werden können, sondern nur innerhalb eines bestimmten Gesellschaftsverhältnisses. Nur so können diese Verhältnisse nachgezeichnet und verdeutlicht werden.
Traditionell nahm die soziale Gewalt zwei Hauptformen an: Die millenaristische Gewalt der vorkapitalistischen Revolten und die revolutionäre Gewalt der Bourgeoisie oder des Proletariats in der modernen Geschichte. Beiden Formen lag eine legitimatorische Transzendenz zugrunde. Bei der millenaristischen Gewalt handelte es sich darum, an der Wiederkehr des Reichs Gottes auf Erden zu arbeiten; die revolutionäre Gewalt legitimierte sich unter Berufung auf die Vernunft: Eine Minderheit, die als Träger der höheren Interessen der Revolution bzw. der Gesamtgesellschaft auftritt, soll alle Menschen auf ein höheres Niveau der Menschheitsgeschichte heben. Die hier beschriebene Gewalt versteht sich entweder als Vollendung der Geschichte (bürgerliche oder proletarische Gewalt) oder aber als Negation der Geschichte (millenaristische Gewalt). Marx hat auf theoretischer Ebene sogar versucht, eine Synthese dieser beiden Bestrebungen herzustellen und dem Begriff des Proletariats millenaristischen Atem eingehaucht: das Proletariat als eine *"Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft"* ist.[6] Bezüglich der Gewalt konnte diese Fusion von "fortschrittlicher" und "millenaristischer" Gewalt zu einem Mythos der befreienden und reinigenden Gewalt führen, einer Gewalt, durch die die

sie ausübenden Individuen und Klassen mit ihrem Sein zur Deckung kämen. So fiel für ganze Generationen von Revolutionären das Sein des Proletariats mit seinem Revolutionärsein zusammen, während seine Realität mit der Arbeiterklasse identisch war, was als eine zwar notwendige, jedoch ziemlich uninteressante Grundlage des proletarischen Seins aufgefaßt wurde. Nach und nach löste sich dieser Mythos der Gewalt von jeglichem präzisen Inhalt, wie z. B. bei Georges Sorel, dem es vor allem um die Formen revolutionärer Gewalt ging (Er ist der eigentliche Ideologe des *"großen Tages"*!). Diese Loslösung hatte zur Folge, daß der Mythos der Gewalt sowohl bei revolutionären Bewegungen (vor allem in den anarchistischen Konzeptionen) wie auch bei konterrevolutionären Bewegungen (bei den italienischen Faschisten und der deutschen SA) Anklang fand.
In allen diesen Fällen wurde die Gewalt nur selten auf die sie praktizierenden Gruppen oder Individuen bezogen. Genausowenig wurde darauf eingegangen, in welchem notwendigen Zusammenhang die Praxis der Gewalt mit den sonstigen konkreten Kampfformen steht. Weil diese alten Legitimationsformen der Gewalt in Frage gestellt sind, und zwar nicht nur durch "das System", sondern auch durch das Gesellschaftsverhältnis, dessen Teil wir sind, erscheint jede Gewalt außer der staatlichen heute tabu: Sie hat keine historische Grundlage mehr, keine vorgängige Legitimation und es gibt keine "Sache" mehr, für die es sich lohnen würde, zur Gewalt zu greifen. Und auch die auf den bewaffneten Kampf "spezialisierten" Gruppen können diesem Widerspruch nicht ausweichen; sei es, daß ihre Gewalt sich, wie bei den "Brigate Rosse"[7] oder der "Action Directe" unter Berufung auf Vergangenes, d.h. die "Sache" oder die Klasse, zu rechtfertigen sucht, sei es, daß der Widerspruch - sofern das Neuartige der derzeitigen Lage begriffen wird - wie bei der RAF seine Aufhebung in der Transzendenz der reinigenden Gewalt findet. Daß die Gewalt keine Legitimationsgrundlage mehr hat, heißt aber noch lange nicht, daß sie nicht mehr gerechtfertigt wäre oder sich pädagogisch rechtfertigen müsse. Sie muß sich nicht glaubwürdig ausweisen, denn ihr einziges Gegenüber ist das "Publikum" der modernen Demokratien, die einen regelrechten Prozeß der Verinnerlichung von Gewalt entwickelt haben. Gewalt ist zur Zeit ganz einfach eine Form der Antwort auf die praktische Unmöglichkeit effektiver "Opposition"; sie wird von Individuen ausgeübt, die sich allein oder kollektiv der Zurichtung durchs Kapital verweigern.
Die Position der "Action Directe", wie sie in den Erklärungen "Brana" und des "Kommandos Pierre Overney" zum Ausdruck kommt, steht am Ende eines langen Weges, der von Zweifeln und Widersprüchen geprägt ist. Anfangs bezog sich die Bewegung "Action Directe", die acht Jahre nach der Auflösung der "Gauche Prolétarienne" in Erscheinung trat, nicht auf die maoistische Bewegung; ihr Ausgangspunkt war eher libertär. Die theoretische Analyse der Gruppe war grobschlächtig und eklektizistisch: ein bißchen libertär, ein bißchen antifaschistisch, ein bißchen antizionistisch, ein bißchen Alltagsbetroffenheit. Diese "Autonomie à la française" äußerte sich in der Unterstützung oder Organisierung von sozialen Kämpfen an den Rändern der Gesellschaft (Hausbesetzer, Knäste, rechtlose Ausländer wie die Türken). "Action Directe" entwickelte sich im Umfeld einer sympathisierenden "autonomen" Bewegung, die

vor allem in Paris einiges Gewicht hatte. Was ihre theoretischen Vorstellungen anging, so erinnerten sie an die der italienischen "Prima Linea"[8] in ihrer Anfangsphase und an den "Bewegungs"-Flügel der "Brigate Rosse", mit dem Unterschied, daß die soziale Bewegung in Frankreich weit schwächer entwickelt war als in Italien. Die französische "Autonomie" ist nicht das Ergebnis einer Bewegung, die sich gegen alle Aspekte des gesellschaftlichen Lebens richtet; sie kann sich nicht auf irgendwelche radikalen Arbeiterkämpfe stützen; es gibt kein französisches FIAT, an dem man sich hätte entlanghangeln können, nur einige Longwys und Täler von la Chiers! Trotz ihrer Gewalttätigkeit sind diese Kämpfe nie über die bloße Verteidigung der proletarischen Lebensbedingungen hinausgekommen.
In Frankreich ist die "Autonomie" vor allem eine Autonomie gegenüber den Gauchisten und der Linken.[9] Da die Auflösung der Klassen weiter fortgeschritten ist als in Italien, fehlt dieser Bewegung die Möglichkeit, innerhalb einer umfassenden, kollektiven Kampfbewegung an Stärke zu gewinnen.
Von Anfang an beschränkte sich ihr Tätigkeitsfeld auf die Verwaltung prekärer Lebensbereiche (Hausbesetzungen) und militante Aktionen gegen den Staat: Gewalt auf der Straße und während der Demonstrationen; eine Gewalt, die sich schon bald dadurch auszeichnete, daß sie sich in einem von den Hauptdarstellern vorab festgelegten Rahmen abspielte. In diesem Sinne war die militante Demonstration von Malville[10] der Anfang vom Ende, denn da konnte und wollte der Staat seine Stärke und sein überlegenes Gewaltpotential demonstrieren, eine Gewalt, der gegenüber das Einschlagen einiger Pariser Schaufensterscheiben im Laufe von Demonstrationen als ziemlich hilflos erscheint.
Diese Situation der Ohnmacht veranlaßte einige Autonome, sich zu organisieren und ihre Aktionen zu militarisieren, um dem Staat eine reale, wenn auch begrenzte Gewalt entgegenzusetzen: Das war die Geburtsstunde von "Action Directe". Sie gründete sich unter schwierigen Bedingungen, denn die Basis der Bewegung schrumpfte immer weiter zusammen. Nach dem Scheitern von einigen Aktionen wie z.B. den Hausbesetzungen und der Kriminalisierung durch die Polizei, gab sie einige ihrer alten autonomen und auf Frankreich beschränkten Ziele auf, um sich international auf antiimperialistisch-antizionistischer Basis neu zu organisieren. So fand sie sich mit den Überlebenden der "dritten Generation" der RAF zusammen.
Die Erschießung von Besse mag angesichts dieser neuen Linie wiederspruchsvoll erscheinen. Tatsächlich war diese Linie vor allem taktisch begründet. Zwar versuchte die Gruppe ihre nationale Isolation zu durchbrechen, aber ihre Strategie war weiterhin sehr stark von den Besonderheiten der französischen Situation geprägt. Für das "Operationsziel Besse" lassen sich zwei entscheidende Gründe vorbringen: Zum einen war Besse Generaldirektor der Renault-Werke und zum anderen verkörpern bzw. verkörperten die Renault-Werke den Mythos von einer Bastion der Arbeiterklasse. Damit nahm die "Action Directe" erstmals auf die traditionelle Arbeiterklasse Bezug und stellte sich in die Tradition der "Gauche Prolétarienne" von Anfang der siebziger Jahre (im Namen des "Kommandos Pierre Overney" kommt dies deutlich zum Ausdruck).

Somit lassen sich einige Gemeinsamkeiten von "Gauche Prolétarienne" und "Action Directe" festmachen: Beide beziehen sich rein äußerlich auf die Klasse, sei es, um auf die "Etablierten" einzuwirken, sei es, um die Klasse zu rächen (wie im Fall der Aktionen gegen Nogrette[11] und Besse); beide handeln anstelle einer Klasse, deren Realität niemals wirklich analysiert, geschweige denn in Frage gestellt wird; beide sind unfähig, sich in der eigenen Aktion als Subjekt zu äußern (was eher das Problem des politischen Willens als das Problem der Revolte ist!); und beide sind unfähig klarzumachen, daß nicht für eine Sache bzw. für die "Anderen" gekämpft wird, sondern daß der Kampf für die Individuen die einzige Möglichkeit ist, als Subjekte zu existieren.
Dennoch gibt es zwischen "Gauche Prolétarienne" und "Action Directe" auch wichtige Differenzen: Die "Gauche Prolétarienne" begriff ihren Kampf als integralen Bestandteil einer Bewegung, die auch außerhalb von ihr selbst Realität hatte (wilde Streiks, Kämpfe der Ausländer, Absentismus, Sabotage). Ihre Praxis konzentrierte sich auf die legale Arbeit innerhalb der Massen, während der bewaffnete Kampf nur eine untergeordnete, alles in allem symbolische Rolle spielte. Außerdem unterlag die militärische Abteilung stets der Kontrolle der politischen Leitung der Organisation und wurde von ihr schließlich sabotiert.
Bei der "Action Directe" hingegen bilden politische und militärische Abteilung eine Einheit, wobei die direkte Aktion die implizite Anerkennung des Niedergangs der traditionellen Kampfbewegungen ist. "Action Directe" braucht also in diesen Bewegungen keine Verankerung mehr zu suchen, sondern bringt auf ihre Weise zum Ausdruck, daß der Kampf weitergeht. Da sie außerdem mit keinerlei Kampfbewegungen mehr in Zusammenhang stand, konnte sie ihre Aktionen auch nicht mehr am Stand der Bewegungen einschätzen. Andererseits verstärkte sie damit ihre organisatorische und praktische Autonomie, was auf Kosten einer Analyse der Gründe dieser Autonomisierung ging. So bildet sich zunehmend ein Mißverhältnis heraus zwischen der Realität dieser Autonomie einerseits und zunehmend auftrumpfenden, leninistischen Stellungnahmen andererseits. Letzeren kommt dabei eine Ersatzfunktion zu: was nicht als Autonomisierung von der praktischen Bewegung gedacht wird, wird einfach nur als Isolation empfunden.

Theorie und Praxis von "Action Directe" angesichts industrieller Umstrukturierung

Von ausschlaggebender Bedeutung ist die Umstrukturierung der Renault-Werke aufgrund ihrer alten Position als Arbeiterbastion, in dem doppelten Sinn, daß dort eine Masse von Arbeitskräften konzentriert ist und die Macht der Gewerkschaften - vor allem der kommunistischen CGT - konzentriert auftritt. Die Umstrukturierung von Renault stellt sich daher als Test auf die Umstrukturierung der gesamten französischen Industrie dar und wird obendrein vom Staat in einem seiner eigenen Unternehmen vorangetrieben.

Die Umstrukturierungen der achtziger Jahre ziehen drei entscheidende Konsequenzen nach sich. Zunächst einmal eine Transformation des Produktionsprozesses. Im Gegensatz zur klassischen Fabrik, wo der Produktionsprozeß vor allem Arbeitsprozeß ist, kommt er in Zukunft mit dem Prozeß der Verwertung zur Deckung. Die Zeitökonomie beruht hauptsächlich auf der Ertragssteigerung durch das fixe Kapital: Die ganze Personalpolitik der Unternehmen (Prekarisierung, Flexibilisierung) wird diesem Ziel untergeordnet. Diese immer größer werdende Macht der toten Arbeit über die lebendige nenne ich die Bewegung der Entsubstantialisierung der Arbeitskraft, die der Utopie des Kapitals entspricht, ohne den Menschen auszukommen. Dies wird - zweitens - von einer Infragestellung des Sozialstaates begleitet (Reduktion der Staatsknete, Privatisierung eines Teils der staatlichen Unternehmen, Senkung des Werts der Arbeitskraft), denn ein neuer, beständiger Aufschwung der Akkumulation läuft über eine interne Neuformierung des Lohnverhältnisses, das heißt über die Verwandlung von unproduktiver Arbeit in produktive, mehrwertschaffende Arbeit.

Von daher zerbricht - drittens - das Rückgrat des alten Kampfzyklus, dessen wesentliches Ziel die Aufhebung von Ungleichheiten war und der einen nicht zu unterschätzenden vereinheitlichenden Aspekt in sich trug. Mit diesen Veränderungen scheint der "Gesamtarbeiter" selbst durch eine verstärkte Individualisierung des Arbeitsprozesses (Löhne, Stellenbeschreibung usw.) in Frage gestellt zu sein. Mit der Zurückdrängung der Gestalt des "Gesamtarbeiters" sieht sich die Strategie der "Befreiung der Arbeit" (Strategie der "Arbeiterautonomie") widerlegt. Es bleiben nur noch die Gewerkschaften, die damit fortfahren, die unmögliche Befreiung der Arbeit zu behaupten, und die in ihrem Versuch, auf die Krise zu antworten, die autonomen Forderungen des politischen Lohns auf den Kopf stellen und die gesellschaftliche Verwaltung der Krise und der Arbeitslosigkeit akzeptieren.

Aber diese Versuche stoßen immer mehr auf Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit, sogar innerhalb der "Arbeitswelt". Immer öfter wird von einem Verschwinden des Klassenbewußtseins gesprochen, was aber, wenn damit das Verschwinden des Produzentenbewußtseins und der Arbeit als wesentlicher menschlicher Tätigkeit bezeichnet werden soll, ziemlich abstrakt klingt. Was dieses Bewußtsein ausmachte (Beruf, Facharbeiterwissen und Gewerkschaftsleben) wird durch die reelle Subsumtion unter das Kapital unterminiert. Daraus entsteht eine widersprüchliche Situation: Auf der einen Seite Proletarier, in deren unmittelbarem Bewußtsein zum Ausdruck kommt, daß das gesellschaftliche Verhältnis sich nicht ohne Arbeitskraft reproduzieren kann, und die, ausgehend von einer relativ "gesicherten" Situation, krampfhaft ihre Errungenschaften verteidigen; auf der anderen Seite ein Arbeitskräftepotential, das zumeist aus jungen Leuten am Rande des Produktionsprozesses besteht, in deren Verhalten bzw. Kämpfen das unmittelbare Bewußtsein dieses äußerlichen Verhältnisses zum Ausdruck kommt.

Die Krise des gesellschaftlichen Verhältnisses weitet sich somit zu einer Krise des Verhältnisses Individualisierung/Vergesellschaftung aus. Die Rolle der Arbeit als vereinheitlichendes Prinzip geht zu Ende und der Zerfall des Arbeitswerts nimmt

mehr oder weniger direkte Formen an: Verachtung aller Formen von Arbeit, Verweigerung von abstrakter Arbeit, was oft die Form der Wiederaufnahme alter Produktionsweisen (Handwerk) annimmt oder die "Alternativen" ("Biofreaks") mit sich bringt, fehlendes Engagement in der Arbeit und Entwicklung von Ersatzaktivitäten (diffus künstlerischer Art, Heimwerkelei usw.). Gerade dieser in seiner Isolierung integrierte, "marginalisierte" Bereich wird reaktiviert und im Rahmen der Umstrukturierung neu belebt. Dies ist etwa der Fall in Italien mit der "Schattenwirtschaft" und in der BRD mit dem unglaublichen Aufschwung des "alternativen" Sektors.
Die Umstrukturierung kann nur begriffen werden, wenn man das Zusammenspiel sieht zwischen einerseits einem Sektor absoluter Mehrwertauspressung samt der Herausbildung einer neuen Reservearmee und andererseits einem "modernen" Sektor der relativen Mehrwertauspressung (Automatisierung, Informatisierung). Die Entwicklung solcher marginalisierter Sektoren ist ein Element der Reaktivierung absoluter Mehrwertproduktion. Was die Informatisierung der Produktion und des täglichen Lebens betrifft, so produziert sie die Rahmenbedingungen des Tertiarisierungsprozesses.
Zwar ist das Gewaltniveau der derzeitigen Umstrukturierungen nicht höher als bei anderen Umstrukturierungen, die die kapitalistische Gesellschaft in der Vergangenheit durchgesetzt hat (Heranbildung der Arbeitskraft, Subsumtion unter die Lohnarbeit, Zerstörung der alten Lebensweisen, Bekämpfung von Landstreicherei etc.), aber ihre Ausgangsbasis ist heute eine andere. Die Umstrukturierungen der Vergangenheit betrafen Veränderungen des Arbeitsprozesses im Sinne einer zunehmenden Verallgemeinerung, einer sowohl extensiven wie intensiven Entwicklung des Arbeitsprozesses. Letztendlich ging die Arbeiterklasse aus diesen Umstrukturierungen stärker und organisierter hervor. Anders gesagt: Innerhalb des gesellschaftlichen Verhältnisses entwickelten sich Kapital und Arbeit in ein und derselben Bewegung als Produkt des Kampfes zwischen diesen beiden Polen.
In den derzeitigen Umstrukturierungen steht dagegen die zunehmende Entsubstantialisierung der Arbeitskraft im Zentrum der Veränderungen, was gewissermaßen schon immer die Utopie des Kapitals war. Im Zentrum steht auch die Umkehrung der Grenzen des alten Kampfzyklus, was auf Folgendes hinausläuft: Die Verweigerung der Arbeit, die einer Flexibilisierung vom Standpunkt des Proletariats aus entspricht, wird zu einer Flexibilisierung vom gesamtgesellschaftlichen Standpunkt aus umgebogen (veränderte Arbeitszeiten, Teilzeit, prekäre Arbeit usw.).
In Frage gestellt sind also einerseits die Arbeiterklasse als antagonistische Klasse und andererseits die Arbeit als Produzentin des Werts. Die Unmöglichkeit, in relativer Autonomie (Beruf, Fachwissen, Erfahrung) gegenüber dem Pol des Kapitals zu existieren, äußert sich als sogenannte "Identitäts"-Krise. Ihr ist die Arbeiterklasse ausgesetzt und sie bringt sie auch dazu, zuweilen für diese Identität zu kämpfen, d. h. für die Verteidigung der proletarischen Lebensweise.
Die außergewerkschaftliche Form, die diese Verteidigung annimmt (die Koordinationen der Eisenbahnarbeiter in Frankreich, die "cobas"[12] in Italien, die Vollversammlungen in Spanien), sind keineswegs ein Zeichen für ein höheres Bewußtsein über die

Rolle der Gewerkschaften als Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre. Sie drückt vielmehr die Anerkennung einer neuen Situation aus. Dazu ist Folgendes zu sagen: Die Gewerkschaften, die sich in den Tarifverhandlungen über das Verhältnis von Produktivität und Löhnen immer weniger durchsetzen können, sehen sich als Verteidigungsorgane der proletarischen Lebensbedingungen in Frage gestellt. Dies erklärt, warum in den letzen Jahren bei Usinor-Dunkerque, Air France, bei den Banken, der Post neue Organisationen[13] auftauchten, die sich während der Kämpfe gegen die Umstrukturierungen von der Gewerkschaftsbewegung freimachten, danach aber, da sie überleben wollten, in quasi gewerkschaftliche Gruppen verwandelten.
Die Koordinationen, die von den französischen Eisenbahnarbeitern im Winter 1986 initiiert wurden, folgten in etwa derselben Logik der Verteidigung proletarischer Lebensbedingungen, mit dem Unterschied allerdings, daß sie sich innerhalb dessen, was man gewöhnlich die 'Aristokratie der Schiene' nennt, entwickelten. In ihrem Selbstverständnis als Einpunktbewegung, die sich nach vollbrachter Tat wieder auflöste, bildeten die Koordinationen keine Verhandlungsorgane in Konkurrenz zu den Gewerkschaften; vielmehr stellten sie einen Versuch dar, eine verlorengegangene Identität - die Facharbeiteridentität - wieder herzustellen. Sie verstanden sich als ein Mittel, Beziehungen zwischen zunehmend entgesellschafteten Individuen neu zu schaffen.
Dieser Wille zur Neuzusammensetzung/Neuvergesellschaftung drückte sich im gemeinsamen Streik wie auch in der gemeinsamen Wiederaufnahme der Arbeit aus.
Dieser Aspekt der Identität hat den Sieg über den Aspekt der Revolte davongetragen, wie die Verhaltensweisen einiger Eisenbahner deutlich zeigten. Denn die entschlossene Minderheit, die ohne zu zögern die Arbeitsmittel sabotierte, konnte sich nicht aus dem Widerspruch lösen, daß sie nur als Avantgarde einer Bewegung existierte, die die alte Gemeinschaft der Arbeiter liquidierte, auf deren Grundlage sie gleichwohl ruhte: Sie stellte keine neue Perspektive auf und konnte daher nur als ein Haufen Provokateure und unverantwortlich Handelnder erscheinen. Ihre eigene Kühnheit wuchs ihr über den Kopf und so löste sie sich schließlich auf.
Wir sind weit entfernt von der Analyse, wie sie "Action Directe" in ihrer Erklärung des "Kommandos Pierre Overney" von diesen Bewegungen anstellt. "Action Directe" sieht in diesen Bewegungen eine Zuspitzung des Klassenantagonismus und sogar ein Zeichen für ein höheres Klassenbewußtsein der Arbeiter; ein Zeichen, das in dieser Logik einen qualitativen Sprung des bewaffneten Kampfes nach sich ziehen wird: die Liquidierung von Besse.
"Action Directe" sieht aber nicht, daß diese Umstrukturierungen Teil einer allgemeinen Entwicklung sind, in deren Verlauf die alten Antagonismen und Klassen zerstört werden. Damit wird auch klar, was an diesen Bewegungen - im Wortsinn - reaktionär ist: Sie kämpfen insgesamt für den status quo ante, obwohl es natürlich richtig ist, daß jede Bewegung immer über ihre bewußt gesteckten Ziele hinausgeht, und nicht auf einen eindeutigen Sinn festgelegt werden kann.
Klar wird damit auch - und zwar jenseits des Selbstverständnisses von "Action Directe" - warum es solche Gruppen überhaupt gibt. Grosso modo glaubt "Action Directe"

für etwas zu kämpfen, was es nicht mehr gibt: die Klasse als antagonistische Kraft; andererseits hängt aber ihre Existenz als Gruppe unter anderem genau mit dieser Liquidierung der alten Arbeiterbewegung zusammen.
Es gibt also keinen direkten Zusammenhang zwischen den genannten außergewerkschaftlichen Kampfformen und der Aktion gegen Besse. Der Identitäts-Reflex ist von einer Ablehnung all dessen begleitet, was dieser Identität äußerlich gegenübersteht, wobei diese Identität selbst durch den Arbeitsprozeß auf eine Gruppen-Identität reduziert ist (so waren die Eisenbahner gegen eine Ausweitung ihres Streiks; die Koordination der Lokführer weigerte sich, sich anderen Sektoren der SNCF anzuschliessen, sie weigerte sich, sich selbst als Teil der Arbeiterklasse zu verstehen).
Wenn man auch nicht von einem Zusammenhang reden kann, so doch von Komplementarität. Keiner der beiden Aktionstypen zielt darauf ab, das kapitalistische Gesellschaftsverhältnis abzuschaffen, sondern darauf, es zu moralisieren: Es soll durchgesetzt werden, daß die Rechte aller, auch der Arbeiter, respektiert werden.
Je nach dem können sich diese Aktionen also ergänzen (wie im Falle Besse, was übrigens der Vertreter der CGT bei Peugeot und andere Arbeiter öffentlich formulierten) oder widersprechen (so ging die Liquidierung von Audran[14] in die entgegengesetzte Richtung, denn die Rüstungsindustrie ist einer der wenigen Bereiche der französischen Industrie, in der es keine Arbeitsplatzprobleme gibt). Ob sich diese Aktionen nun ergänzen oder widersprechen ist jedenfalls Sache des Zufalls und nicht Ergebnis der Strategie von "Action Directe", die wie jede Strategie des bewaffneten Kampfes auf der Distanz zur praktischen Bewegung aufbaut.

Revolutionäres Engagement und Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft

Im folgenden werden einige grundlegende Veränderungen der kapitalistischen Gesellschaft angeschnitten:
1. Informatisierung und Automatisierung stellen auf der Ebene des Produktionsprozesses einen höheren Entwicklungsgrad der Arbeitsintensivierung dar. Doch setzt sich dies mittels einer Abwertung der schwächsten Kapitale durch (Zerstörung von Produktionsmitteln, endgültige Entsubstantialisierung der Arbeitskraft). Die weitere Verwertung setzt eine intensive Abwertung voraus (Weltmarkt), mit ungewissen Ergebnissen allerdings, da die erzielten Profitraten im Augenblick nur die Umstrukturierung einzelner Kapitale, aber keine allgemeine Umstrukturierung erlauben.
2. Auf der Ebene der Klassenverhältnisse vollenden diese Transformationen nur die *"reelle Subsumtion unter das Kapital"*, die die *"Gemeinschaft der Klassen"* durch die *"Gemeinschaft des Kapitals"* ersetzt sieht.[15]
Konkret heißt dies, daß wir auf der einen Seite einen Kapitalismus ohne Kapitalisten haben: Die Bourgeoisie war nur vorübergehend notwendig während der *"formellen Subsumtion unter das Kapital"*. Auf der anderen Seite haben wir zwar noch Arbeiter, Proletarier, aber ihre Vermittlung zur Klasse wird immer problematischer; daraus resultiert die Krise der Reproduktion der Klassen.[16]

Und wenn bestimmte Individuen noch gemeinsame Interessen haben können (wenn man darüber nachdenkt: ein grauenhafter Begriff, obwohl ganze Generationen von Revolutionären ihn gebrauchten!), dann im Rahmen einer Branche, was auch den Grund für die Rückkehr des Korporatismus in den Kämpfen bildet (dies bedeutet glücklicherweise nicht, daß alle Kämpfe auf Interessen basieren!). Also kann sich die Technokratie nicht als herrschende Klasse durchsetzen, denn sie ist nur ein gesellschaftlicher Teilbereich, dessen Einheit auf Spezialisierung beruht (Techniker der Ökonomie, der Politik, der Kernenergie, der Informatik etc.). Dies hindert sie daran, die Welt anders zu begreifen als in einer Anbetung der Technik.

3. Auf ideologischer Ebene veranlaßt die Propagierung dieser Technikvergötzung in den Medien die gesellschaftlich atomisierten Individuen dazu, die Technisierung als etwas für das Gesamtsystem absolut Notwendiges zu erdulden ("Das ist nun 'mal der Fortschritt"). Zum anderen entwickeln sich aber auch neue "Verhältnisse" zwischen den Menschen, ohne die das System vielleicht nicht mehr existieren könnte: Die Armseligkeit der zwischenmenschlichen Verhältnisse in der entwickelten industriellen Gesellschaft wird zunächst kommunikationstheoretisch problematisiert (die Kommunikations-"Wissenschaft" löst die Soziologie langsam bei der Beschreibung des sozialen Geschehens ab und nimmt in der Hochschulausbildung einen immer wichtigeren Platz ein) und findet in der Verkabelung ihre Lösung (angefangen vom Neufranzösischen "ça me branche"[17]. bis zum Bildschirmtext des "Minitel").

Daher der Niedergang des Unternehmens als eines Orts der Produktion, bei gleichzeitiger Entstehung einer Gesellschaftsfabrik und der Verwandlung des menschlichen Körpers in ein maschinenartiges Wesen.

Doch ist dies nur eine Tendenz, die durch die Tatsache widerlegt werden kann, daß die Individuen, um als solche zu existieren, gezwungen sind, gegen Bedingungen zu revoltieren, die sie praktisch nicht mehr selbst hervorbringen (die materielle Totalität des Kapitals), aber die sie als Grundlage ihrer Reproduktion verinnerlichen müssen (Normalisierungsprozeß).

Angesichts dieser Herausforderung sind Demokratie, Legalität, Illegalität und Kriminalisierung kein Gegenstand von Fragen, sondern Kampfmöglichkeiten. Wie sagte Fritz Teufel so schön aus der Zelle im Berliner Gefängnis: Illegalität und Kriminalisierung, *"das kann jedem passieren, wie in Hundescheiße zu treten"*.

Der Begriff des revolutionären Engagements im traditionellen Sinne ist nicht mehr aufrechtzuerhalten, denn er hatte nur im Rahmen der Theorie des Proletariats und seiner organisierten Avantgarde einen Sinn.

Mit Engagement ist ein Begriff bzw. eine Praxis bezeichnet, die sich rein äußerlich auf eine Klasse oder eine "Sache" beziehen. Das engagierte Individuum gilt nichts für sich selbst; es ist einfach auf das Rad der Geschichte geflochten, welches sich für die jeweils "fortschrittliche" Klasse dreht. Dieses Engagement verschwindet von heute auf morgen, und zwar sobald sich herausstellt, daß die Klasse bzw. die Sache, um die es geht, nicht revolutionär, integriert oder totalitär ist.

Die Alt-68er, die ihr Engagement aufgegeben haben, sind keine Verräter. Sie waren niemals revolutionär; sie haben sich einfach auf die Klasse oder die Sache verlassen,

die für sie Zunkunft hatte und ihnen revolutionär schien. Und da die meisten schon immer "angepaßt" waren, haben sie sich "eines besseren belehren lassen" und sind in anderen Bereichen "aufgestiegen".
Die revolutionäre Bestimmung dieses Engagements ist immer gleich äußerlich und heteronom; man kann also nur enttäuscht sein, wenn sich die Sache (die Revolution) nicht ereignet bzw. wenn die Klasse (das Proletariat) zu angepaßt und integriert ist. Aber daß das revolutionäre Engagement unterm Strich ein Mißgriff war, bedeutet nicht, daß kein Kampf mehr stattfinden darf, sei es nun auf theoretischem oder praktischem Gebiet.
Was aber zu fehlen scheint, ist die materielle Basis dieses Kampfes; und wenn es zwar richtig ist, daß man nicht von nichts ausgehen kann, so ist es doch vergebliche Liebesmüh, sich auf archaische Identitäten zu beziehen (die Klasse, den Beruf), die die Gesellschaft zunehmend wegmodernisiert, oder auf modernistische Identitäten, die sie als gleichgültige Austauschidentitäten extra hervorbringt (die "Jugendlichen", die "Kumpel").
In allen diesen Fällen bleibt die Identität den Individuen äußerlich, genauso wie ihnen ihre Individualisierung äußerlich ist, die wesentlich gesellschaftlich, sekundär individuell ist. Das Problem dieses Anspruchs auf Identität besteht darin, daß er auf keinerlei gesellschaftlichen Gegner trifft und sich daher darauf reduziert, diese Identität einzuklagen, die selbst nur durch die Anerkennung und innerhalb des herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisses existieren kann: Identität, Anerkennung und Menschenwürde werden also die eingeforderte Grundlage einer neuen Integration in das kapitalistische Gesellschaftsverhältnis.
So läßt sich auch das fast vollständige Verschwinden und selbst die Ablehnung des Begriffs der Utopie verstehen.
Diese Ablehnung von Utopien ist im übrigen etwas ganz und gar Einzigartiges: Vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit gibt es keinerlei Projekt, keinerlei Transzendenz. Es ist, als ob die Menschen sich nur noch innnerhalb der Unausweichlichkeit des nun einmal so Gekommenen begreifen würden.
Traditionell betonte die Theorie den überhistorischen (Morus, Campanella) und illusionären Aspekt (der "utopische Sozialismus") der Utopien; aber die Utopie behielt als konkretes Projekt vor allem außerhalb des Marxismus einen grundlegenden Wert (bei den Anarchisten, aber auch bei Ernst Bloch, der darunter eine unaufhebbare Opposition im Gegenwärtigen verstand, ein Sein-sollen, das diesem Gegenwärtigen widerspricht). Aber heute wird Utopie auf den vulgären Sinn von Unmöglichkeit, Verrücktheit und Jugendsünde reduziert. Das liegt daran, daß das Individuum im Gegensatz zu den Klassen keinen historischen Endzweck hat und deshalb auch keine andere Weltanschauung ausarbeiten bzw. entwerfen kann, sei es nun theoretisch, wie im proletarischen Programm oder mystisch, wie in den millenaristischen Bewegungen. Im gegenwärtigen Stadium der Individualisierung gibt es keine Idee einer anderen Welt, die von der Lage der Individuen ausginge. Identität, Menschenwürde und Anerkennung sind das Gegenteil von Utopie, denn sie sind Produkt der Normalisierung und führen nur zur Akzeptanz der Realität.

Hier genau liegt die Schwierigkeit: Das gesellschaftliche Verhältnis ermöglicht die Befreiung von alten Bestimmungen (Klasse, Geschlecht, Rolle), aber der Preis dafür ist eine Situation, in der die Individuen nur dann hoffen können, ihre eigenen sozialen Bindungen zu schaffen, wenn sie sich selbst direkt zum Gegenstand machen.
Jenseits von Stirner, der *"seine Sache auf nichts gestellt"* hatte und den Situationisten, die sich auf ein *"Unbefriedigtsein und einen unaufhaltsamen Wunsch zu leben"* stützten, müssen die Individuen die Zurichtung durchs Kapital wahrnehmen und sich ihr verweigern, vom Ausdruck ihrer Singularität zur Assoziation mit anderen Singularitäten in einem Kampf fortschreiten, der sämtliche Lebensbereiche betrifft. Sicherer Instinkt und Vorstellungsvermögen sind die Grundlage einer Verweigerung, die nicht mehr die Form des "Engagements" annehmen kann.
Folgende Schlußfolgerungen glaube ich ziehen zu können:
1. Der Staat betrachtet sich stets als legitim, nur die Grundlage dieser Legitimität ändert sich: Im Rechtsstaat ist das Gesetz die Grundlage dieser Legitimität. Der Rechtsstaat in seiner vorherrschenden Form der parlamentarischen Demokratie duldet keine Diskussionen über sein eigenes Prinzip, denn das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens (Legitimation der Macht). Jede Infragestellung der Demokratie wird von den Verfechtern der besagten Demokratie mit abweichender Praxis gleichgesetzt. In einem zweiten Stadium wird jede abweichende Praxis unmöglich, da sie über den theoretischen und praktischen Rahmen der Herrschaftslegitimation im Rechtsstaat hinausgeht. Tendenziell wird sie an den Rand gedrängt und schließlich kriminalisiert, wie man am Beispiel der RAF in der BRD, der "guerilla diffusa"[18] in Italien und der "Action Directe" in Frankreich sehen konnte.
2. Während die alten Legitimationsformen eher durch Ausschluß und Repression ("gefährliche Klassen") funktionierten, gründet die heutige Legitimation auf Vereinnahmung und Normalisierung von gesellschaftlichen Gruppen und Individuen. Dies bringt den Konsens hervor, der nichts ist als ein ideologisches Übereinkommen darüber, daß es in der Gesellschaft keinen realen Antagonismus gibt. Die Verwaltung ersetzt die Politik. Wer sich der gesellschaftlichen Zurichtung unter Berufung auf seine Singularität verweigert, wer sich der gesellschaftlichen Befriedung unter Berufung auf die fortbestehenden Klassenantagonismen entzieht, wird auf den Index gesetzt. Ihm wird vorgeworfen, er spreche die Sprache längst vergangener Zeiten und handle aus "mörderischem Wahnsinn" (vgl. die Anschuldigungen der Presse gegen "Action Directe").
3. Das traditionelle Revolutionsmodell und das Verhältnis von Revolte und Revolution ist in Frage gestellt.
Tatsächlich beruhte die Revolution auf einem politischen Projekt, auf einer Partei oder auf organisierten politischen Gruppen, die innerhalb eines taktischen und strategischen Rahmens, einer abstrakten (in der Perspektive des bürgerlichen Humanismus) oder messianischen Vorstellung (das Proletariat als rettende Klasse in der kommunistischen Theorie) des revolutionären Subjekts operierten; die Revolte war nur eine schlecht kontrollierte, überflüssige Voraussetzung der Revolution, die stets versuchte, ihre eigene Legitimität durchzusetzen. Gerade dies ist nicht mehr möglich,

da sich die Dynamik des Systems nicht mehr hauptsächlich von den Klassenantagonismen nährt, sondern tendenziell zur totalen Vergesellschaftung verdichtet. Folglich kommt es in zentralen Punkten zu einer Umkehrung: Die Verweigerung läuft dem politischen Projekt den Rang ab; das Individuum, das Einzelne, das Lokale tritt an die Stelle des Allgemeinen, des Weltweiten, das reale Sein an die Stelle des abstrakten Wesens. Die Revolte ist also nicht mehr nur Voraussetzung der Revolution, sondern hat einen Sinn in sich: Sie ist Verweigerung der Normalisierung und des Konsenses (und damit berührt sie alle Länder, einschließlich derer, die der kapitalistischen Entwicklung/Destrukturierung widerstehen). Sie kann unterschiedliche Formen annehmen wie den bewaffneten Kampf oder die "reflexive Illegalität", Formen, die im übrigen nicht voneinander unabhängig sind.

4. Die Revolte kennt überhaupt keine Legitimität, denn die Kämpfe, in denen sie zum Ausdruck kommt, befinden sich eher in der Alegalität als innerhalb des Verhältnisses von Legalität/Illegalität, das von der staatlichen Legitimität definiert wird. Letztere kann entscheiden, ob sie diese oder jene Bewegung kriminalisiert, je nachdem wie sehr der Normalisierungsprozeß gestört wird. Die Revolten erkennen also überhaupt keinen Staat an, ohne daß sie im Staat immer ihren Hauptfeind sehen. Auch hieraus folgt eher Alegalität als Illegalität.

5. Die Verweigerung der Normalisierung und des Konsenses stützt sich immer auf Begriffe wie Unterdrückung und Entfremdung, nicht nur auf den der Ausbeutung. Letzterer ist nur ein Begriff unter vielen anderen, die das Subsumtionsverhältnis der Individuen unters Kapital bezeichnen.

6. Die Individuen müssen, um anders denn als bloße Produkte des gesellschaftlichen Verhältnisses, als neutrale Partikel zu existieren, einen neuen Zusammenhang von Besonderem und Allgemeinem suchen; was von ihnen selbst ausgeht (ihre Singularität) erlangt seinen ganzen Reichtum erst im Verhältnis zu anderen (der Gemeinschaft der singulären Individuen). Die Reaktivierung der Utopie als Ausdruck des Möglichen ist ein Weg in diese Richtung.

Individuum, Revolte und Terrorismus

> *"In den Händen des Staates heißt die Gewalt Recht. In den Händen des Individuums heißt die Gewalt Verbrechen."*
> Stirner, Der Einzige und sein Eigentum
>
> *"Was bringt es, wenn das Gewissen lebendig ist, der Arm aber tot?"*
> Musset, Lorenzaccio

1. Das Problem des Terrorismus und der Gewalt kann nicht am Kriterium ihrer Isoliertheit erörtert werden. Es geht also nicht an, die Gewalt einer Minderheit zugunsten einer wie auch immer gearteten Massengewalt zu verdammen, die meist mit der Gewaltpraxis der traditionellen Arbeiterorganisationen identifiziert wird. In der

Geschichte der Arbeiterbewegung waren es oft gerade die "Terroristen", die sich der Notwendigkeit des offenen Krieges gegen das kapitalistische Gesellschaftsverhältnis bewußt waren. Die Frage, ob sie sich dadurch vom Rest der Bewegung isolierten, stellten sie sich schon deshalb nicht, weil notwendig als isoliert erscheint, wer gegen den Strom schwimmt. Sie gingen sogar so weit, diese Isolierung als Konsequenz ihres Hasses auf die Gesellschaft für sich in Anspruch zu nehmen: *"Das Individuum allein kann den Übergang der Zivilisation in den Sozialismus verwirklichen und in seiner Liebe und seinem Haß wendet es sich nicht an abstrakte 'Menschen', sondern an potentielle Individuen."*[19] Das gleiche gilt für Individuen wie Libertad und Georges Darien.[20] *"Jenseits des Volkes gibt es Individuen, die Menschen, die außerhalb des Volkes stehen. Es ist unnötig, Namen zu nennen. Diese Namen machen Geschichte. Es sind die Namen all derer, die haßten, was zu ihrer Zeit existierte und die diesen Haß in die Tat umgesetzt haben... Eine Revolution ist ein Willensakt. Eine kleine Gruppe, ein Mensch allein kann eine Revolution machen."*[21] Und weiter: *"Auf jeden Fall wird es alles andere als ein 'Sieg des Proletariats' sein... Das arme oder reiche Proletariat, das Volk der Gebärmaschinen, das große Volk, das sich in kleinen Millionären und kleinen Hungerleidern verewigt, dieses Proletariat der Herrschaft und des Gehorsams hatte seinen Sieg schon... es bleibt nur die Niederlage abzuwarten."*[22]
Wer heutzutage so argumentieren würde, würde für verrückt gehalten; seine Position würde entstellt. Sowohl von staatlicher, traditionell kommunistischer als auch von situationistischer Seite wird der Terrorist als manipuliert hingestellt.[23] Das heißt: Das gesellschaftliche Verhältnis, welches das "freie" Individuum produziert, muß es als autonome Subjektivität verneinen. Nichts darf von ihm selbst kommen, nichts ihm eigen sein; es ist also in dieser Sichtweise immer etwas dem Individuum Äußerliches, das seinen Übergang zum Terrorismus erklären muß, was den zusätzlichen Vorteil hat, es zu einem merkwürdig fremden Wesen zu machen, mit dem man sich im Alltag nur schwerlich identifizieren kann.
2. In der derzeitigen Phase der reellen Subsumtion unter das Kapital ist die Isoliertheit bzw. Vereinzelung der Individuen nicht bloß quantitativer, sondern gesellschaftlicher Art. Das Problem der Gewalt stellt sich daher auf der Ebene der jeweiligen Subjektivität der Individuen, selbst wenn dies beim Terroristen noch in widersprüchlicher Form auftritt:
Zum einen personifiziert er die letzte politische Form, in der sich die Gewalt des Klassenkampfes ausdrückt, des Kampfes einer Klasse um die Macht. Als Terrorist ist er gezwungen, seine individuelle Revolte einer traditionellen politischen Form unterzuordnen (die terroristische Gruppe, die kämpfende Partei), und insofern gehört er noch der Vergangenheit an. Zum anderen kommt darin gleichzeitig auch ein gewalttätiger Haß auf die Gesellschaft im allgemeinen zum Ausdruck, ein Haß, in dem das zum Kapitalpartikel neutralisierte vereinzelte Individuum seinen, wenn auch noch blinden Ausdruck findet.
Der Klassenhaß hat also dem Haß auf die die Möglichkeiten des Individuums zerstörende Gesellschaft im allgemeinen Platz gemacht. Die bewaffneten "Enteignungen" können als eine Form der Wiederaneignung dessen erscheinen, was das Kapital den

Individuen an potentiellem Leben und menschlichen Möglichkeiten entreißt; dabei besteht die Gefahr in der Mystifizierung solcher Praktiken, die oft zu nichts anderem führen als zur Organisation des Überlebens, wobei sich die Individuen damit zufrieden geben, ihr kleines Leben kleinlich zu verwalten.

3. Es geht nicht darum, sich gegen die Kriminalisierung von Kämpfen zu wenden, wie es einige Gruppen in Italien (Collegamenti) oder einige "dissociati"[24] tun; dies wäre immer noch Politik und würde zeigen, daß man in dieser Kriminalisierung nichts als ein Manöver des Feindes und damit etwas dem Kampf Äußerliches sieht. Man muß sich klarmachen, daß in der Krise der reellen Subsumtion die Infragestellung des Sozialstaates ganz allgemein auf die Kriminalisierung der Verweigerungs- und Überlebenspraktiken, wie sie sich in den neuen Ghettos herausgebildet haben (proletarisierte studentische Jugend, Ausländer, Marginalisierte), hinausläuft. Die fehlende Unterscheidung zwischen legalem und kriminellem Kampf ist eine der Formen, die der Klassenkampf in der Phase seiner Hinfälligkeit annimmt. Die kurzlebige italienische Gruppe "Comontismo" brachte dies auf den Nenner: *"Krimineller Kampf gegen das Kapital!"* Gerade deshalb muß es möglich werden, einen konkreten Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen Kämpfen und den Kämpfen in den Gefängnissen herzustellen; wobei dieser Zusammenhang wesentlich nicht auf Solidarität beruhen kann, setzt diese doch einen diesen Kämpfen äußerlichen Standpunkt voraus. Übrigens handelt es sich gar nicht mehr nur um die Kriminalisierung dieser Kämpfe, sondern um den Versuch, den ganzen Alltag zu kriminalisieren. In Frankreich drückt sich das z. B. in dem Zwang aus, dauernd seinen Ausweis vorzeigen zu müssen, in der BRD in der allgemeinen Erfassung der Bevölkerung. Dies muß im Zusammenhang mit dem Anwachsen der Kriminalität und der Übervölkerung der Gefängnisse gesehen werden: Die Kriminalisierung des Elends und die computerpolizeiliche Normalisierung sind Teil einer allgemeinen Negation des Lebens.

4. Terrorismus und Gewalt sind ein Versuch, auf das, was heute in der materiellen Gemeinschaft des Kapitals als Unmöglichkeit der Revolte erscheint, eine Antwort zu geben. *"Das Neue an der heutigen Situation, zehn Jahre nach '68, ist die Unmöglichkeit überhaupt einer Revolte gegen das System. Männer und Frauen, die aus ihrem Raum und ihrer Zeit gerissen sind, sind unmittelbar einem Integrationsprozeß unterworfen. Bestenfalls kommt es noch zu Phänomenen von abweichendem Verhalten und Marginalisierung, die jedoch nach und nach von den Medien aufgesogen werden, wobei sie die ganze Explosivität dieses Verhaltens aufheben und mit der Norm verträglich machen, indem sie verkünden, alles sei möglich und die Differenz nötig. Wem angesichts einer solchen Gesellschaft unmittelbar das Kotzen kommt, dem bleibt nur ein Ausweg, um sich als anders, als Revolutionär zu behaupten und als solcher anerkannt zu werden... die Gewalt."*[25] Aber die immanente Logik der Gewalt und des Terrorismus führt zu "unnötigen" Aktionen wie z.B. der Entführung von Mogadischu bei der RAF oder dem Tod Moros bei den "Brigate Rosse". Auf seine Weise ist auch der Terrorismus integriert: als verselbständigte Form der Revolte und des Kampfes. *"Der Terrorismus wird zum Ausdruck einer Gewalt, die der Gemeinschaft des Kapitals wesensgleich ist."*[26] und konsequenterweise wird er vollkommen

antitheoretisch (vgl. die Terroristen der sogenannten "dritten Generation"). Da das kapitalistische gesellschaftliche Verhältnis zur Homogenisierung der Gesellschaft tendiert, bleibt dem "révolté", will er seinem Bedürfnis bzw. seiner Wut, anders und unversöhnlich zu sein, entsprechen, nichts weiter als "blinde" Gewalt übrig und genau das ist die Falle, die es zu vermeiden gilt.

"Noch der unmittelbarste Wille, sich bei gleichzeitiger Veränderung der Gesellschaft zu verändern, kann sich in eine nichts als spektakuläre Gewalttätigkeit verrennen und seine revolutionäre Effektivität sabotieren. Hinter der schönen Geste der Zerstörung versteckt sich hier die Tendenz zur Selbstzerstörung. In ihrer frenetischen Bewegung fällt die Gattung nur allzu leicht dem 'Geist' des Todes und des Selbstmordes anheim und dieser Geist ist nichts anderes als das Kapitalwesen."[27]

Diese Gewalt, die die Ablehnung der Homogenisierung kennzeichnet, geht auch in die zwischenmenschlichen Beziehungen der revolutionären "Gemeinschaft" ein, und zwar als agressive Sprache, Polemik und als Zynismus: Auch hier wird die Gewalt des Kapitals wiederholt.

5. Der Terrorismus ist ein mißlungener Versuch mit gängigen Vorstellungen zu brechen, z.B. zu zeigen, daß der Staat nichts oder nichts mehr ist. Er ist das Zeichen dafür, daß die Politik am Ende ist, die in einer gegebenen Gesellschaft die Regeln und den Rahmen für die Auseinandersetzung und den Kompromiß zwischen den Klassen festlegt. *"Der Terrorismus entsteht am Ende von historischen Phasen, wenn es schwierig wird, sich zurechtzufinden. Der Terrorismus am Ende des letzten Jahrhunderts war das Zeichen, daß die bürgerliche Gesellschaft am Ende war, was im Krieg 1914-1918 offensichtlich wurde. Der heutige Terrorismus verdeutlicht den potentiellen Tod des Kapitals."*[28]

Das Scheitern dieses Versuches, mit den gängigen Vorstellungen zu brechen, wird deutlich, wenn man in Betracht zieht, daß die Staaten die Terroristen mit Hilfe der Medien zum Spektakel umfunktionieren. Der Terrorismus, der schon beschuldigt wurde, nur dem Kapital zu dienen und die Arbeiterkämpfe mundtot zu machen (so die Anschuldigungen sowohl der gemäßigten als auch der radikalen Linken), dient nun indirekt auch dazu, die Staatsideologie neu zu beleben, die angesichts der Krise traditioneller Vermittlungsinstanzen der Garant für eine gesellschaftliche Konsolidierung ist.

6. Die terroristische Gewalt unterscheidet sich von anderen Formen der Gewalt dadurch, daß sie zentralisiert, was oft genug nur spontane, diffuse und kurzlebige Gewalt war; sie möchte zudem politisch organisieren, was nicht mehr organisiert werden kann. Sie schreibt der Gewaltausübung strikte Regeln vor und verwandelt die individuelle, aktive Revolte dadurch in eine einfache, militärische Aktion. Die Organisation der Gewalt (die aufgrund der umfangreichen logistischen Vorbereitungen nur zum kleinsten Teil effektive Gewaltausübung ist), nimmt also die ganze Energie und Vitalität der ursprünglichen Revolte in Anspruch und gibt sich als das ganze Leben aus, wo sie doch nur ein Element des individuellen Kampfes des teilweise wiedergefundenen Selbstbewußtseins darstellt. Jedenfalls ist dieses Element der Gewalt im individuellen Kampf noch keine freie Tätigkeit, da sie sich gegen

die Vermittlungsinstanzen des gesellschaftlichen Verhältnisses richtet, insofern reaktiver Art ist und sich ihren Zweck also nicht selbst setzt. Nicht einmal, daß sie überhaupt existiert, ist ein Akt der freien Entscheidung. Man muß sich selbst Gewalt antun, damit sie existiert und zwar sowohl als Moment der Selbstkonstitution wie auch als Moment der Selbstentäußerung.

7. Der Terrorismus ist eine Form, sich der Vereinzelung zu verweigern, allerdings auf Kosten der bereits erfolgten Individualisierung: daher die Notwendigkeit, von einem neuen Individuum auszugehen, das sich am besten in der Klandestinität ausbildet. Darin liegt die Bedeutung des endültigen Bruchs, ohne Möglichkeit, in das System zurückzukehren, den Ulrike Meinhof immer wieder hervorhob. Dieses Verweigern der Vereinzelung ist übrigens ein herausragendes Kennzeichen der Frauenbewegung, und es ist kein Zufall, daß viele Frauen sich am bewaffneten Kampf in der BRD und in Italien beteiligten und beteiligen[29]. Der Terrorismus setzt der gesellschaftlichen Individualisierung durch das Kapital eine politische Individualisierung entgegen, wobei die Klandestinität die Rolle eines Schutzwalls spielt: Die Klandestinität ist der Sprung ins Leere, sie ist der Punkt, an dem jede Umkehr unmöglich wird. Aber auch diese Individualisierung ist den Individuen noch genauso äußerlich: einzig die Vermittlung ist eine andere. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, im Terrorismus eine ganze Reihe von Elementen des traditionellen politischen Rüstzeugs zu finden: Hingebung an die "Sache", Opferbereitschaft, Mitläufertum.

8. Die Revolte ist zwar nicht mehr nur eine negative Form des Handelns, ein Zeichen von hartnäckiger Opposition, aber sie findet nur selten Konkretisierungen, die in die Richtung neuer gesellschaftlicher Verhältnisse weisen. Und genau darin besteht die Grenze unserer Kritik des Terrorismus und des bewaffneten Kampfes; sie führt indirekt dazu, "guter Revolte" bzw. "guter Gewalt" so etwas wie eine "böse" (militärische, putschistische, avantgardistische) Gewalt gegenüberzustellen. Es besteht also die Gefahr, einer "makellosen" Revolte, die um so "härter und gerechter" auftreten kann, je abstrakter sie bleibt und je mehr sie sich als Revolte ohne Realisierungsmöglichkeit ihre elende Überlegenheit zugute halten kann, während sie in der Wirklichkeit an tausend nur allzu alltäglichen Kompromissen leidet, eine "entgleiste" Revolte gegenüberzustellen, die nach der einfachsten Lösung, dem bewaffneten Kampf, greift. Diese Position würde verkennen, daß der Terrorismus die Form ist, die die Revolte annimmt, wenn sie um jeden Preis einen Ausweg sucht. Sich und der Gesellschaft Gewalt anzutun sind also Mittel, zu denen Individuen greifen, die überstürzt den Abgrund zwischen Revolte und Ausweg zu überwinden suchen, auch auf das Risiko hin, sich zu irren, denn die Revolte, die ihren Ausweg im Terrorismus findet, ist keine Revolte mehr. Sie organisiert sich, um standzuhalten und sich auszubreiten und der Aspekt der Organisation gewinnt die Überhand über Verhaltensweisen, wie sie der Revolte eigen sind. Somit ist der Terrorist derjenige, dessen Verhalten unscheinbar bleibt. Er ist das mittelmäßige Individuum par excellence und kann den Grund seiner Aktionen daher nur aus dem Blick verlieren.

Anmerkungen

1 "Gauchiste" ist zunächst einmal die französische Übersetzung von "Linksradikaler" im Sinn von Lenins Polemik gegen die deutschen und holländischen Rätekommunisten. Nach 1968 wurde diese Bezeichnung dann von linksradikaler Seite polemisch gegen links von der KPF angesiedelte Leninisten (v.a. Trotzkisten und Maoisten) ins Feld geführt (A.d.Ü.).

2 Die Gauche Prolétarienne entstand im September 1968, um die Bewegung des Mai '68 in Frankreich weiterzuführen, an dessen Kraft sie im Gegensatz zu anderen Gruppen glaubte. Sie löste sich 1974 wieder auf (vgl. Gauche Prolétarienne, Volkskrieg in Frankreich?, Rotbuch 34, Berlin 1977) (A.d.Ü).

3 Am 15. April 1985 verübte Action Directe einen Anschlag auf Guy Brana, den Vize-Präsidenten des französischen Arbeitgeberverbandes CNPF; der Anschlag schlug fehl. Das Kommuniqué zu dieser Aktion erschien auf deutsch in: zusammen kämpfen, Nr.7 (Juli 1986), S.4ff. (A.d.Ü.).

4 Am 17. November 1986 wurde der Generaldirektor der Renault-Werke vom "Kommando Pierre Overney" der "Action Directe" ermordet. Das Komuniqué erschien im Dezember 1987 in einer Sondernummer von zusammen kämpfen in deutscher Sprache (A.d.Ü.).

5 1978/79 reagierten die lothringischen Stahlarbeiter äußerst militant auf drohende Massenentlassungen. Dadurch erkämpften sie sehr großzügige Sozialpläne (A.d.Ü.).

6 Siehe Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung, in: MEW 1, S.390.

7 Die Brigate Rosse entstanden wie die RAF aus dem Abebben der Studentenbewegung von '68, und zwar im Jahr 1970. Im Gegensatz zu dieser waren die Brigate Rosse verhältnismäßig gut in der Arbeiterklasse verankert (so wurden immerhin 62 FIAT-Arbeiter aktive Rotbrigadisten). Im Lauf der Zeit sanken die BR allerdings auf das Niveau der RAF herab, mit der sie sich Mitte der achtziger Jahre zur "Front in Westeuropa" zusammenschlossen (A.d.Ü.).

8 Aus der Autonomia Operaia hervorgegangene italienische Guerilla-Organisation, die für ihre guten Kontakte nach Frankreich und zur Action Directe bekannt war (A.d.Ü.).

9 Darunter sind im wesentlichen die sozialistische und die kommunistische Partei samt ihrer mehr oder weniger direkten Ableger zu verstehen (A.d.Ü.).

10 Am 30./31. Juli 1977 fand im französischen Malville eine große internationale Demonstration gegen den Bau des schnellen Brüters "Super-Phénix" statt, die von der Polizei blutig beendet wurde (vgl. Oliver Tolmein/Detlef zum Winkel, nix gerafft, Hamburg 1987, S.98-128) (A.d.Ü.).

11 Nogrette war 1972 als leitender Angestellter bei Renault verantwortlich für die Ermordung des Maoisten Pierre Overney, der von einem Werkspolizisten erschossen wurde. Overney wurde dann von der Nouvelle Résistance Populaire, dem bewaffneten Arm der Gauche Prolétarienne, "geächt".

12 Basiskomitees, die sich in den italienischen Eisenbahner- und Lehrerstreiks des Jahres 1988 gebildet haben (A.d.Ü).

13 Nach dem Vorbild der Eisenbahnerstreiks, die auf die Studentenstreiks des Jahres im Herbst 1986 folgten, entwickelten sich neue Formen des Streiks mit Basiskomitees, die von den Gewerkschaften unabhängig waren. Usinor-Dunkerque: großes französisches Stahlwerk (A.d.Ü.).

14 Der Nato-General Audran wurde am 25.1.1985 von einem Kommando Elisabeth van Dyck der Action Directe in Paris erschossen (A.d.Ü.).

15 Gemeinschaft des Kapitals: Sie geht nicht von einer Gemeinschaft der Menschen

aus, wie in einer natürlichen Gemeinschaft, sondern von der der Dinge: die Gemeinschaft begibt sich außerhalb der Menschen, sie ist die Funktion des Tausches. Dies kann geschehen, da das Kapital sich auf einer eigenständigen Grundlage bildete, die die alte ersetzte: das fixe Kapital. In diesem Stadium der Herrschaft der toten über die lebendige Arbeit sind die gesellschaftlichen Beziehungen vollkommen verändert und die endliche Umkehrung ist die, wo sie sich als Wesen konstituieren, die die materielle Gemeinschaft bilden (vgl. J. Camatte: Capital et Gemeinwesen, Paris 1976).

16 Vgl. die Analyse zu dieser Problematik in: Jacques Wajnsztejn, Individu. Révolte et Terrorisme, Paris 1987.

17 "Das macht mich an!"; wörtlich: "das schließt mich an", an den neuesten Trend nämlich (A.d.Ü).

18 Bezeichnung für eine Richtung der Stadtguerillabewegung, die im Gegensatz zu den bewaffneten Gruppen ohne starre Strukturen und im allgemeinen nicht aus der Illegalität operiert; in Deutschland vergleichbar mit den Revolutionären Zellen (A.d.Ü.).

19 Ernest Coeurderoy (1825 - 1862), zit. in der Zeitschrift: L'Unique et son ombre, Paris 1983, S.9.

20 Libertad, Le culte de la charogne, Paris 1973; Georges Darien, L'ennemi du Peuple, Paris 1972.

21 Georges Darien, L'ennemi du Peuple, a.a.O., S.124.

22 Ebd., S.130.

23 Vgl. Gianfranco Sanguinetti, Über den Terrorismus und den Staat, Hamburg 1981.

24 Collegamenti/Wobbly: In Mailand erscheinende Autonomen-Zeitschrift. "Dissociati": Italienische Bezeichnung für Aussteiger aus Guerilla-Gruppen, die aber nicht zu Verrätern geworden sind (A.d.Ü.).

25 Zeitschrift Invariance, Serie III, Nr.4 (Brignolles 1978).

26 Ebd.

27 Giorgio Cesarano, Manuel de survie, Paris 1981, S.73.

28 Violence et domestication in: Invariance, Serie III, Nr.9 (Brignolles 1980).

29 Vgl. Mara et les autres, Paris 1982 sowie: De fortes femmes, in: Les temps modernes, August 1979, S.377-383.

(**Jacques Wajnsztejn** ist Mitarbeiter der Zeitschrift "Temps Critiques", Editions de l'Impliqué (BP 331, 38013 Grenoble Cedex 01). Der Text dieses Artikels wurde von Jacques Wajnsztejn aus seinen beiden Büchern **Individu. Révolte et Terrorisme**. Paris Nautilus 1987 (18 rue Oger, 92340 Bourg la Reine) und **Paroles directes**: Légitimité, révolte et révolution: autour d'Action directe (Gemeinschaftsarbeit), Editions Acratie (BP 23, 64130 Mauléon) für die deutsche Übersetzung zusammengestellt. Aus dem Französischen von Elfi Müller und Michael T. Koltan)

Sozialismus als Realfiktion

Frühe linkskommunistische Kritik am sowjetischen Staatskapitalismus. Eine Dokumentation

Knapp zehn Jahre, nachdem der derzeit amtierende Bundeskanzler die "Wende" proklamierte, hat auch die Redaktion der "Prokla", die seit zwei Jahrzehnten die Weltgeschichte mehr oder weniger fest im politökonomischen Griff hatte, die Zeichen der Zeit erkannt. Angesichts der in den letzten Jahren sich überstürzenden politischen und ökonomischen Zusammenbrüche im europäischen Osten sowie der deutschen Wiedervereinigung glaubt man für das Jahr 1990 eine *"Zeitenwende"* diagnostizieren zu müssen. Im Gebrauch dieses hochtrabenden Begriffs scheint eine Absage an jene merkwürdige Illusion zum Ausdruck zu kommen, derzufolge der Realsozialismus sowjetischer Provenienz trotz aller im Laufe der Jahre formulierten Kritik eine gegenüber dem westlichen Kapitalismus fortschrittlichere Etappe in der Menschheitsgeschichte dargestellt hätte. Während bestimmte Fraktionen der in Deutschland herrschenden Machteliten bereits in der Zwischenkriegszeit mit dem sowjetischen Regime zusammenarbeiteten - erinnert sei hier nur an den Rapallo-Vertrag, an die im Reichswehrministerium bereits Anfang 1921 ins Leben gerufene "Sondergruppe R", die sich erfolgreich um eine bis 1933 bestens funktionierende rüstungswirtschaftliche Zusammenarbeit mit der sowjetischen Regierung bemühte und z.B. gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages Ausbildungslager für die Reichswehr in der Sowjetunion einrichtete sowie an den Hitler-Stalin-Pakt mit seinen im sowjetischen Herrschaftsbereich bis vor kurzem verleugneten Zusatzverträgen -, haben sich in unterschiedlichsten linken Kreisen die seit der Revolution von 1917 gehegten und gepflegten Illusionen bezüglich des sowjetischen Sozialismusmodells in der einen oder anderen Weise offensichtlich bis heute gehalten; notfalls mußten niedrige Mieten, staatlich organisierte Kindergärten oder eine eher imaginierte als real existente Lesekultur zur Begründung solcher Illusionen herhalten.

Man ist angesichts solcher fehlgehenden Projektionen fast geneigt, dem katholischen Rheinländer Konrad Adenauer analytische Fähigkeiten zuzusprechen, an denen es der in der im weitesten Sinne realsozialistisch orientierten Linken mangelt(e). Trotz der ihm eigenen manifesten antikommunistischen Ideologie trifft auf Adenauer möglicherweise jene Erkenntnis zu, die Leo Trotzki Mitte der dreißiger Jahre wie folgt formulierte: *"Die Feinde der UdSSR sind über ihn* (den Sowjetstaat) *viel besser unterrichtet als seine wirklichen Freunde."* Jedenfalls darf man davon ausgehen, daß Adenauer sich schon frühzeitig eine Erkenntnis zu eigen gemacht hatte, die der spanische Konservative Juan Donoso Cortés (1809 - 1853) angesichts seiner Erfahrungen mit preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen im Jahre 1849 wie folgt formuliert hat: *"Der Protestantismus ist das Geheimnis seiner* (Preußens) *Größe, er wird auch das Geheimnis seines Untergangs sein."* Konsequenterweise hat Adenauer in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg eine Politik verfolgt, die neben der heute

nicht nur von dem Linksliberalen Jürgen Habermas als wichtigste Entscheidung der westdeutschen Nachkriegspolitik gefeierten Anbindung an die westlichen Demokratien und die damit verbundenen politischen Traditionen eine Abspaltung des unter die Fittiche des sowjetischen Realsozialismus geratenen protestantischen Preußen zur Konsequenz hatte; daß ausgerechnet sein selbsternannter Enkel, der Pfälzer Helmut Kohl, die reichlich abrupt erfolgte Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands zum Glanzstück seiner bisherigen Politik erkoren hat, mutet wie eine bittere Ironie der Geschichte an. Aber möglicherweise wird sich eines Tages herausstellen, daß der Ablauf dieser Wiedervereinigung nicht zuletzt einer angesichts des nicht mehr aufzuhaltenden Zusammenbruchs des deutschdemokratischen Realsozialismus in letzter Minute zustandegekommenen Zusammenarbeit von Stasi-Kreisen und protestantischen Kirchenkreisen zu verdanken ist, und daß den westlichen Wiedervereinigungsapologeten angesichts ihrer seit Jahrzehnten aus durchsichtigen ideologischen Gründen gehegten Wiedervereinigungsrhetorik nichts anderes übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wenn dem tatsächlich so sein sollte, muß man wohl davon ausgehen, daß die oben zitierte Erkenntnis Donoso Cortés in einer näheren oder ferneren Zukunft erneute Aktualität gewinnen könnte.

Die Linke - will sie sich nicht weiterhin hinsichtlich ihrer Einschätzung realsozialistischer Herrschaftssysteme von bürgerlicher Realpolitik düpieren lassen - wird an die Ursprünge ihrer Illusionen zurückkehren müssen, ohne jedoch die falsche Hoffnung zu hegen, dort die Lösungen für heutige Probleme vorzufinden. Ehe man sich mit der Rede von einer *"Zeitenwende"* aus der eigenen Geschichte davonstiehlt, scheint es angebracht, den Verirrungen dieser Geschichte in radikal selbstkritischer und desillusionierender Absicht auf die Spur zu kommen.

Der entscheidende Punkt dieser Verirrungen ist jenes Ereignis, daß als Oktoberrevolution - nicht zuletzt ein Resultat leninistischer Realpolitik - in die Geschichte eingegangen ist und nicht etwa die Rezeption der über Jahrzehnte sich erstreckenden analytischen Arbeit von Karl Marx, die nach dessen Tod von unterschiedlich zielbewußten Strategen zu jeweils unterschiedlichen ideologischen Systemen verdünnt worden ist. Derartig systematisierte Marxismen und die aus ihnen hervorgegangenen politischen und ökonomischen Analysen laufen Gefahr, zu politischen Religionen zu verkommen, deren dümmste Variante ohne Zweifel der Marxismus-Leninismus stalinistischer Prägung war und ist. Marxismus im Sinne der von Marx intendierten Kritik der politischen Ökonomie ist nie eine Einbahnstraße gewesen; die den besonderen russischen Verhältnissen zu verdankende leninistische Rezeption und Systematisierung des Marxismus allerdings ist schon frühzeitig als Sackgasse erkannt worden. Der heutige Zusammenbruch realsozialistischer Ökonomie und Politik jedenfalls ist kein Grund, sich vom originären Marxschen Denken und dessen methodischem Ansatz zu verabschieden; wer diesen Zusammenbruch aber zum Anlaß einer solchen Verabschiedung nimmt, sollte nicht nur sein Marximsus-Verständnis hinterfragen, sondern setzt sich von vorneherein dem Vermutung aus, daß er Marxismus immer schon durch die spezifisch getönte Brille des Leninismus und dessen Nachfolge-Ideologien gesehen hat. Die Staats- und Parteimarxisten von

gestern, die gerade damit beschäftigt sind, ihre jeweils individuellen Paradigmenwechsel vorzunehmen, gehen dabei zum Teil eine im besten leninistischen Sinne realpolitische Liaison mit jenen ein, in denen sie bis vor kurzem noch Reformisten, Revisionisten oder gar Klassengegner gesehen haben. Die gestern noch Ewigfortschrittlichen verbinden sich mit den von ihnen so gerne denunzierten Ewiggestrigen in einer merkwürdigen, quasi dialektischen Symbiose: Sie haben sich gemausert zu den Ewigaktuellen, die ihre Vergangenheit hinter sich gelassen und die so gerne beschworene sozialistische Zukunft abgeschrieben haben.

Jenes Marxismus-Verständnis, das in Lenins Schriften einen repräsentativen Ausdruck gefunden hat und von dessen Nachfolgern zu einer terroristischen Herrschaftsideologie verdichtet wurde, ist schon frühzeitig kritisiert worden. Erinnert sei nur an Rosa Luxemburgs im Jahre 1904 veröffentlichten Aufsatz "Organisationsfragen der russischen Sozialdemokratie", in dem sie das von Lenin konzipierte und nach der Oktoberrevolution im parteikommunistischen Organisationsleben als allgemeingültig anerkannte bolschewistische Organisationskonzept als einen *"vom sterilen Nachwächtergeist getragen*(en)*"* *"rücksichtslosen Zentralismus"* bezeichnete, demzufolge *"das Zentralkomitee als der eigentliche aktive Kern der Partei, alle übrigen Organisationen lediglich als seine ausführenden Werkzeuge"* erwscheinen. Auch ihr in der im Herbst 1918 im Gefängnis verfaßten und erst im Jahre 1922 von dem zu dieser Zeit bereits aus der KPD ausgeschlossenen Paul Levi veröffentlichten Schrift "Zur russischen Revolution" zum Ausdruck kommende Ausblick auf die russischen Ereignisse seit 1917 zeugt von einem Realismus, der die späteren Apologeten der Oktoberrevolution und ihrer Ergebnisse nicht im allerbesten Licht erscheinen läßt: *"Denn eine mustergültige und fehlerfreie proletarische Revolution in einem isolierten, vom Weltkrieg erschöpften, vom Imperialismus erdrosselten, vom internationalen Proletariat verratenen Lande wäre ein Wunder... In Rußland konnte das Problem nur gestellt werden. Es konnte nicht in Rußland gelöst werden, es kann nur international gelöst werden."* Und bereits in der Politik von Lenin und Trotzki sah Rosa Luxemburg jene Tendenzen angelegt, die unter Stalin schon bald bittere Realität werden sollten. *"Lenin-Trotzki entscheiden sich umgekehrt für die Diktatur im Gegensatz zur Demokratie und damit für die Diktatur einer Handvoll Personen, d.h. für bürgerliche Diktatur."*

Die kritische Auseinandersetzung mit den Ursachen, Auswirkungen und Konsequenzen der russischen Revolution von 1917, die Rosa Luxemburg nach ihrer Ermordung nicht mehr weiterführen konnte, wurde schon bald von jenen Marxisten aufgenommen und fortgeführt, mit deren Radikalismus sie ansonsten wenig anzufangen wußte. Die an der Jahreswende 1918/19 gegründete KPD vereinigte zwei politische Tendenzen, die sich schon im Laufe des Jahres 1919 so weit auseinanderleben sollten, daß es schließlich zur Abspaltung der linkskommunistischen Gruppierungen kam: Zum einen die um Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zentrierte Spartakus-Gruppe, zum anderen die auf verschiedenen lokalen Gruppierungen (z.B. die Hamburger Linksradikalen um Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim, die Bremer Linke um die von Johannes Knief und Paul Frölich redigierte "Arbeiterpolitik" und die Berliner

Gruppe um Julian Borchardts "Lichtstrahlen") basierenden "Internationalen Sozialisten Deutschlands", die sich noch im November 1918, also kurz vor der organisatorischen Vereinigung mit der Spartakus-Gruppe, in "Internationale Kommunisten Deutschlands" umbenannten. Auf dem Gründungsparteitag der KPD konnten sich die Linkskommunisten mit ihrem föderalistischen Organisationskonzept und ihren antiparlamentarischen und antigewerkschaftlichen Ideen noch weitgehend durchsetzen, ehe sie auf dem sogenannten Heidelberger Parteitag vom Oktober 1919 aufgrund manipulativer Strategien der Parteiführung um Paul Levi aus der Partei herausgedrängt wurden und sich im Februar 1920 in der "Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands" (AAUD) und im April 1920 in der "Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands" (KAPD) organisatorisch verselbständigten.
Die russische Revolution von 1917 war in den linkskommunistischen Kreisen grundsätzlich begrüßt worden; nicht akzeptiert wurde allerdings der allmählich - insbesondere nach der Gründung der "Kommunistischen Internationale" im März 1919 - in den zahlreichen neugegründeten kommunistischen Parteien sich durchsetzende Vorbildcharakter der russischen Ereignisse. Dies betraf nicht nur das zentralistische Organisationsverständnis der Bolschewiki, das in linkskommunistischer Sicht schon bald nicht etwa zu der proklamierten Diktatur des Proletariats, sondern zu einer Diktatur über das Proletariat geführt hatte, sondern berührte grundlegende, die unterschiedlichen ökonomischen und politischen Strukturen der russischen Gesellschaft einerseits und der westeuropäischen Gesellschaften andererseits in die Diskussion mit einbeziehende Aspekte des marxistischen Revolutionsverständnisses. Die Voraussetzungen einer proletarischen Revolution waren in linkskommunistischer Sichtweise in einer Gesellschaft, in der die Industriearbeiterschaft gegenüber den Bauern nur eine marginale Rolle spielte, nicht gegeben. Daraus folgte nicht nur die Einsicht, daß eine westeuropäische Revolution ganz andere Wege einschlagen mußte, als dies die Bolschewiki in Rußland getan hatten, sondern auch die Erkenntnis, daß die russische Revolution nur dann eine Überlebenschance hatte, wenn den revolutionären Bewegungen in den westlichen industrialisierten Gesellschaften die Machtübernahme gelingen würde.
Nach der Gründung im April 1920 versuchte die KAPD mehr als ein Jahr lang ein grundsätzlich zwar solidarisches, aber eben auch kritisches, den russischen Führungsanspruch ablehnendes Verhältnis zur "Kommunistischen Internationale" aufzubauen; erst als auf dem dritten Kongreß der "Kommunistischen Internationale" vom Juni/ Juli 1921 die KAPD ultimativ zur Wiedervereinigung mit der KPD aufgefordert wurde, brach sie die letzten Verbindungen ab und schritt zur Gründung einer auf Dauer allerdings nicht funktionsfähigen "Kommunistischen Arbeiter-Internationale" (auf die schon im Anschluß an den Gründungsparteitag einsetzenden internen Auseinandersetzungen und Spaltungen innerhalb der KAPD, die u.a. auch mit dem Verhältnis zum sowjetischen Sozialismus zusammenhingen, kann hier nur verwiesen, nicht aber eingegangen werden).
Die im folgenden dokumentierten Textauszüge sollen verdeutlichen, daß die Akzeptanz des Monopolanspruchs nicht nur des spezifisch sowjetischen, sondern aller auf

leninistische Organisations- und Politikmodelle rekurrierender Sozialismusmodelle gerade auch seitens der linksbürgerlichen Intelligenz schon immer auf einem grundsätzlichen Mißverständnis beruhte. Die Entwicklungs- und Erziehungsdiktaturen, die von einer sozialistisch inspirierten Intelligenz in nicht oder wenig kapitalisierten Gesellschaften hier und da installiert wurden, haben wenig oder nichts gemein mit einem Revolutionsverständnis, das auf Vergesellschaftung hoch entwickelter Produktionsmittel, also gerade auf die Zurücknahme und Auflösung staatlicher Zwangsgewalten zielt. Ob und inwieweit eine solche Entwicklung in den industrialisierten Gesellschaften noch ansteht, ist eine Frage, die durch das Scheitern der leninistischen Sozialismusmodelle jedenfalls nicht beantwortet ist.

Die Texte können nur aus ihrem jeweiligen Entstehungszusammenhang heraus verstanden werden; es sind historische Texte, die darauf verweisen, daß der Gedanke, Marxismus und die verschiedenen Realsozialismen stünden in einem ursächlichen Zusammenhang, lange Zeit zwar von zweifelhaftem politischem Nutzen sein konnte, tatsächlich aber immer schon mehr als fragwürdig, wenn nicht schlicht und einfach falsch gewesen ist. Die Legitimations- und Herrschaftsideologie Marxismus-Leninismus hat nichts zu tun mit jenem von Marx gepflegten radikalen analytischen Denken, das in seiner Nachfolge unter dem ideologieträchtigen Begriff "Marxismus" systematisch für je eigene Zwecke ge- und mißbraucht worden ist. Auf der Basis eines solchen radikalen analytischen Denkens war es seinerzeit durchaus möglich, den Prozeß der Machtergreifung und Machtetablierung durch die Bolschewiki schon frühzeitig in einem kritischen Licht zu sehen, eben gerade auch unter marxistischen Vorzeichen.

Linkskommunistische Autoren und Gruppierungen haben sich immer wieder in der von Marx intendierten Weise in kritischer Absicht mit ökonomischen Problemen beschäftigt; ohne Zweifel ist es von daher kein Zufall, daß sie die Entwicklung in der Sowjetunion schon frühzeitig als eine spezifische Variante des Kapitalismus - als Staatskapitalismus - interpretierten.

Der Zusammenbruch realsozialistischer Fiktionen und die in den nächsten Jahren und Jahrzehnten anstehenden Kapitalisierung der freigewordenen Räume erinnern nicht zufällig an eine weitsichtige Erkenntnis Rosa Luxemburgs: "So breitet sich der Kapitalismus dank der Wechselwirkung mit nichtkapitalistischen Gesellschaftskreisen und Ländern immer mehr aus, indem er auf ihre Kosten akkumuliert, aber sie zugleich Schritt für Schritt zernagt und verdrängt, um an ihre Stelle selbst zu treten. Je mehr kapitalistische Länder aber an dieser Jagd nach Akkumulationsgebieten teilnehmen und je spärlicher die nichtkapitalistischen Gebiete werden, die der Weltexpansion des Kapitals noch offen stehen, um so erbitterter wird der Konkurrenzkampf des Kapitals um jene Akkumulationsgebiete, um so mehr verwandeln sich seine Streifzüge auf der Weltbühne in eine Kette ökonomischer und politischer Katastrophen: Weltkrisen, Kriege, Revolutionen."

Man wird sich jedoch hüten müssen, angesichts einer solchen Perspektive jenem pseudomarxistischen Optimismus zu verfallen, demzufolge ökonomisch bedingte Brüche und Krisen quasi automatisch ein irgendwie revolutionär gesinntes Proletariat

auf den Plan rufen werden. Gegenüber solchen eher populistischen Mißverständnissen ist auf die dem Marxismus eigene und ihn eigentlich definierende Dimension zu verweisen: die der **Kritik** der politischen Ökonomie.

Abschließend seien zumindest einige Titel genannt, die zu einem vertiefenden Verständnis der hier dokumentierten Texte beitragen können. Neben den zahlreichen, insbesondere in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren vielfach wieder aufgelegten Schriften von Anton Pannekoek - dessen 1946 in Amsterdam unter dem Pseudonym P. Aartsz veröffentlichtes Hauptwerk "De Arbeidersraden" bisher allerdings nicht in einer deutschsprachigen Fassung vorliegt -, Herman Gorter, Otto Rühle, Paul Mattik und Karl Korsch (darunter die beiden unten genannten Anthologien) sind es insbesondere folgende Titel, die historische Hintergründe und theoretische Zusammenhänge deutlich werden lassen:

Die Linke gegen die Parteiherrschaft. Herausgegeben und eingeleitet von Frits Kool (Dokumente der Weltrevolution, Band 3), Olten und Freiburg im Breisgau 1970

A.Pannekoek, H. Gorter, Organisation und Taktik der proletarischen Revolution (Archiv sozialistischer Literatur 11), Herausgegeben und eingeleitet von Hans Manfred Bock, Frankfurt 1969

Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 - 1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Meisenheim am Glan 1969 (eine erweiterte Neuauflage dieses Standardwerkes ist in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt angekündigt)

Hans Manfred Bock, Geschichte des "linken Radikalismus" in Deutschland. Ein Versuch, Frankfurt am Main 1976

Bericht über den Gründungs-Parteitag der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands am 4. und 5. April 1920 in Berlin. Eingeleitet und kommentiert von Hans Manfred Bock, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung, Band 5. Kritik des Leninismus, Herausgegeben von Claudio Pozzoli, Frankfurt am Main 1977

Protokoll des 1. ordentlichen Parteitages der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands vom 1. bis 4. August 1920 in Berlin. Herausgegeben von Clemens Klockner, Darmstadt 1981

Protokoll des außerordentlichen Parteitages der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands vom 15. - 18. Februar 1921 im Volkshaus in Gotha, Herausgegeben von Clemens Klockner, Darmstadt 1984

Protokoll des außerordentlichen Parteitages der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands vom 11. - 14. 9. 1921 in Berlin, Herausgegeben und eingeleitet von Clemens Klockner, Darmstadt 1986

Walter Fähnders/Martin Rector, Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik, 2 Bände, Reinbek bei Hamburg 1974

Hans-Harald Müller, Intellektueller Linksradikalismus in der Weimarer Republik. Seine Entstehung, Geschichte und Litertur - dargestellt am Beispiel der Berliner gründergruppe der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Kronberg/Ts. 1977

Für Sommer 1991 ist im Freiburger Ca ira Verlag eine Anthologie angekündigt:
Marxistischer Anti-Leninismus. Mit einer Einleitung von Diethard Behrens (enthält u.a. Texte von Anton Pannekoek und Paul Mattik).

Wolf Raul

Oestlicher und westlicher Kommunismus

Der Kapitalismus ist nun in Rußland zusammengebrochen, bevor er noch Gelegenheit hatte, sich zu entfalten und auszuwirken, und die russischen Arbeiter und Bauern stehen vor dem gigantischen Problem, eine kommunistische Welt aufzubauen, für deren Bestand eigentlich die Voraussetzungen fehlen, da sie eben das Resultat der dem Kommunismus notwendig vorausgehenden kapitalistischen Wirtschaftsweise sind. Während also in Rußland durch den Sieg der proletarischen Revolution der Kommunismus freie Bahn zur Entfaltung hat, ohne jedoch infolge der Rückständigkeit der russischen Wirtschaft im Augenblick die Möglichkeit einer vollen Entwicklung zu besitzen, liegt das Problem für das westeuropäische Proletariat gerade darin, daß trotz der für den Kommunismus überreifen Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Westeuropas der Kommunismus noch nicht verwirklicht werden kann, weil sich die Widerstandskraft der Kapitalistenklasse stärker erweist als die Macht des klassenbewußten Proletariats.

Dies zuzugeben, treten wir nunmehr vor die Frage, ob die Aussicht besteht, daß nach dem Siege des westeuropäischen Proletariats über das Kapital die Kluft überwunden werden wird, die zweifellos zwischen russischem Bolschewismus und westeuropäischem Kommunismus dann in weit stärkerem Maße hervortreten dürfte, als es heute der Fall sein kann. Die Frage ist von entscheidender Bedeutung, weil von ihrer Beantwortung das Schicksal des gesamten Kommunismus abhängig ist. Um eine Antwort zu finden, wird es notwendig sein, das innerste Wesen des östlichen und des westlichen Kommunismus in großen Linien zu skizzieren. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß der Gegensatz zwischen slawischer Welt und westeuropäischer Zivilisation bereits innerhalb der ersten Internationale in dem Widerstreit zwischen Marx und Bakunin seinen symbolischen Ausdruck fand. Und man ist wohl zu der Meinung berechtigt, daß der Kampf von Marx und Bakunin das ganze Problem bloßgelegt hat, das eines Tages für den Kommunismus nach seinem Siege über das Weltkapital aktuelle Bedeutung gewinnen wird. Nicht Bakunins "Anarchismus" ist der Streitpunkt zwischen ihm und Marx, nicht "autoritäres" oder antiautoritäres Prinzip im Sozialismus bildet den Gegensatz zwischen Marxismus und Bakunismus. Der Gegensatz liegt tiefer. Es besteht einmal in den *grundsätzlich verschiedenen Denkmethoden* überhaupt und in den historischen Ursachen dieser Verschiedenheit. Was Marx den Revolutionsromantikern vom Schlage der Willich-Schaper zum Vorwurf macht, daß ihnen "statt der wirklichen Verhältnisse der bloße Wille zum Triebrade der Revolution" als ausschlaggebend erscheine, gilt auch für Bakunin. Mit anderen Worten: Marxismus ist wissenschaftlich-historisches Denken, das die "wirklichen Verhältnisse" einer Analyse unterzieht, die aus ihrer inneren Gegensätzlichkeit resultierende Ueberwindung des Kapitalismus als eine *historische Notwendigkeit* erscheinen läßt und damit den *Willen zur Revolution* als Faktor der historischen Bedingheit definiert. Das bedeutet nicht etwa eine Unterschätzung des Willens in seinem Werte für die Revolution. *Ohne Willen zum Sozialismus* sieht auch Marx keine

Möglichkeit zur Verwirklichung des Sozialismus. Aber dadurch, daß er statt des bloßen Willens das Triebrad der Revolution in den "wirklichen Verhältnissen" erblickt, wird das Studium der jeweiligen ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse maßgebend für die *Art und Weise,* wie das Proletariat die Anspannung seines Willens auf die Erkämpfung des Endzieles nach die Lage der Dinge gestalten muß...

Die Wissenschaftlichkeit eines Lenin oder Plechanow (beweist) gar nichts. Einmal ist hier von einer ursprünglich russischen Wissenschaftlichkeit keine Rede, sondern sie ist einfach von Westeuropa übernommen. Und gerade die ganz und gar doktrinäre Behandlung des Marxismus in Rußland - das gilt insbesondere für Lenin - zeigt die innere Unselbständigkeit gegenüber einer Sache, die man als Dogma akzeptiert und somit jenseits aller Kritik stehen bleibt. Der Marxismus wird in Rußland zweifellos genau so zur Glaubenslehre gemacht werden wie ehedem das Evangelium. Die angeborene russische Gläubigkeit wird von jedem Objekt Besitz ergreifen, ungeachtet dessen, daß es sich um einen Gegenstand handelt, der aller Gläubigkeit den Todesstoß versetzt.

Die im Grunde unwissenschaftliche Art des Denkens aber ist für die Entwicklungsgeschichte des Bolschewismus charakteristisch. Der bloße Wille als Triebrad zur Revolution spielt hier eine bedeutsame Rolle. Die revolutionäre Bewegung in Rußland wurzelte ursprünglich durchaus nicht in den proletarischen Massen. Ihre Träger, Intellektuelle bürgerlicher oder gar aristokratischer Herkunft, die in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal beim Studium der westeuropäischen Literatur auf den Sozialismus gestoßen waren, gaben sich nicht die Mühe, zu untersuchen, unter welchen ökonomischen und politischen Voraussetzungen der Sozialismus in Rußland entwicklungsfähig wäre, sondern sie lebten in der Illusion, durch Propaganda die russischen Bauern von der Notwendigkeit des Sozialismus zu überzeugen. Es bildeten sich revolutionäre Komitees, die sich die Vernichtung der bestehenden Verhältnisse zum Ziel setzten in der Annahme, durch bloßen Willen zur Revolution dieser zum Siege zu verhelfen. Indem man die tatsächlichen Verhältnisse ignorierte, die noch den urwüchsigsten Feudalismus aufwiesen und folglich auf ein gemeinsames Vorgehen der russischen Arbeiter und Bauern mit dem aufstrebenden Bürgertum hindrängten, betrachtete man aber auch die proletarischen Massen weniger als die Träger einer künftigen Revolution, sondern vielmehr als das *Objekt*, das man für die Durchführung der Revolution benötigte. Erst als mit dem in den achtziger und neunziger Jahren sich entwickelnden Kapitalismus auch das Industrieproletariat in Erscheinung trat, kamen auch die Massen selbst in Bewegung. Aber bei der intellektuellen Rückständigkeit auch des russischen Industrieproletariats, die sich in dem ungeheuren Analphabetentum spiegelte, blieb der Gedanke, daß die Massen den Sauerteig bildeten, den die Führer nach Bedarf zu kneten hätten, das Leitmotiv in der revolutionären Bewegung Rußlands. Dieser Gedanke hat sich folgerichtig zum Prinzip der Führerdiktatur im heutigen Rußland entwickelt, wenn diese auch natürlich im wesentlichen in den *objektiven* Verhältnissen des Landes begründet erscheint. Aber entwicklungsgeschichtlich betrachtet, liegt die Wurzel der

Führerdiktatur in der *Ideologie* der revolutionären Bewegung Rußlands an und für sich. Ohne uns hier etwa kritisch mit den gegenwärtigen Regierungsmethoden des russischen Bolschewismus auseinandersetzen zu wollen, müssen wir aber feststellen, daß der Despotismus einiger Weniger, wie er heute tatsächlich existiert - die Notwendigkeit soll gar nicht bestritten werden - zwischen Rußland und Westeuropa eine Kluft aufreißt, die zurzeit unüberwindlich erscheint. Und nicht die Tatsache dieses Despotismus an und für sich ist das Entscheidende, sondern vielmehr gerade seine *offenbare Notwendigkeit*. Denn diese Erscheinung ist der deutlichste Beweis dafür, daß der geistige Abstand zwischen russischem und westeuropäischem Proletariat auf absehbare Zeit bestehen bleiben wird.

Die Kluft zwischen Ost- und Westeuropa aber erweitert sich, je länger der Sieg der proletarischen Revolution in den westlichen Ländern auf sich warten läßt. Solange Rußland als sozialistischer Staat isoliert dasteht, wird auch der wirtschaftliche Aufbau und damit die kulturelle Entwicklung Rußlands verzögert. Der wirtschaftliche Aufbau Rußlands ist aber nur möglich mit Hilfe der westeuropäischen Industrie. Das kann aber natürlich erst in vollem Umfange der Fall sein nach dem Siege der proletarischen Revolution in den westlichen Ländern Europas, was im Hinblick auf die gewaltige Macht der deutschen, englischen und französischen Kapitalistenklasse mit einem langwierigen und mühevollen Prozeß gleichbedeutend ist.

(Proletarier. Monatsschrift für Kommunismus, Heft 1, Oktober 1920, 1. Jg., S. 9-10)

Die Auflösung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Der Charakter der Kommunistischen Internationale, wie er durch die Beschlüsse des 2. Kongresses festgelegt ist, ist der einer einheitlichen, straff zentralisierten internationalen Partei mit einzelnen nationalen Sektionen. Wer will es - zumal angesichts des bisherigen Verlaufs der deutschen Revolution - den Bolschewiki verdenken, wenn sie ein abgrundtiefes Mißtrauen haben gegen alles, was sich in Westeuropa und besonders in Deutschland an sogen. Führern mit Revolution beschäftigt. Wer will es ihnen verdenken, wenn sie infolge dieses Mißtrauens, gestützt auf ihre doch gewiß reichen Erfahrungen und außerordentlichen Leistungen, glauben, eine Internationale schaffen zu müssen, in der sie selbst am langen Hebelarm sitzen, in der die nationalen Gruppen zwar formal nach Kongreßbeschlüssen, in Wahrheit aber nach russisch-bolschewistischen Anweisungen zu verfahren haben?

Aber sie haben den Bogen überspannt und sind in Gefahr, die deutsche Revolution, die Weltrevolution und sich selbst zu gefährden. Wir meinen nicht, daß sie den Bogen in der Frage der internationalen Disziplin überspannt haben: die III. Internationale *muß* zusammengeschmiedet werden zu einem Instrument einheitlichen internationalen Klassenwollens gegen die internationale Konterrevolution. Wir fordern nicht

etwa prinzipiell "deutsche Autonomie". Aber in den sachlich-inhaltlichen Grundlinien, die man einheitlich vorschreiben will, hat man fehlgegriffen, weil man zu rasch vorgegangen ist, weil man den Wert der russischen Erfahrungen in Einzelheiten überschätzt hat, weil man es zu eilig hatte, Massenparteien hereinzuholen, bevor man geprüft hatte, was für Westeuropa das richtige ist. "Zu hastig und zu träge, kommt gleich zu spät".
Die Proletarier in der neuen geeinten Kommunistischen Partei werden, wenn nicht früher, dann aus neuen Niederlagen und Fehlschlägen lernen, wo die revolutionären Prinzipien für Deutschland und Westeuropa liegen. Und vielleicht wird der 3. Kongreß der Kommunistischen Internationale gutmachen, was der 2. Kongreß verfehlte.
(Proletarier. Monatsschrift für Kommunismus, Heft 2, November 1920, 1. Jg., S. 5)

Die Krise der III. Internationale

Die Krise, in der sich Sowjet-Rußland heute befindet, ist - nur sehr oberflächlich betrachtet - eine Wachstumskrise. Sicherlich ist die Wirtschaftskrise zum großen Teil zurückzuführen auf steigenden Bedarf, steigenden Konsum, steigende Produktion. Das ist alles richtig. Aber die Krise in Rußland ist keine Wirtschaftskrise im gewöhnlichen Sinne. *Nicht die Wirtschaft als solche erlebt eine Krise, sondern die kommunistische Wirtschaft als solche steht auf dem Spiel.* Das ist der Sinn der russischen Krise. Die Gefahren einer Entwicklung zum Staatskapitalismus sind leider nicht die Ausgeburten einer verängstigten Phantasie, sondern eine bittere Wirklichkeit. Diese Krise der russischen Sowjetmacht in ihrer vollen Auswirkung wird sich auswachsen zu einer *Kolossalkrise* für die III. Internationale.
Die Politik der Handelsverträge und Konzessionen - sie mag heute erst nur auf dem Papier stehen - bedeutet in ihrer praktischen Anwendung eine Politik *auf lange Sicht.* Sie ist primär bedingt durch den Stand der russischen Wirtschaft. Kommen die Handelsbeziehungen mit dem kapitalistischen Ausland erst richtig in Fluß, so wird das naturgemäß eine Stärkung der russischen Wirtschaft zur Folge haben. Aber diese Stärkung bedeutet keine Stärkung im kommunistischen Sinne, vielmehr das gerade Gegenteil. Rußland wird auf absehbare Zeit die Einfuhrwerte aus Westeuropa nicht durch eigene Ausfuhrwerte bezahlen können, sondern in steigendem Maße durch Erteilung von Konzessionen an ausländische Kapitalisten. Das heißt: der *Staatskapitalismus*, heute erst im Anfangsstadium bemerkbar, wird morgen zum Prinzip der russischen Wirtschaftsordnung werden. Das bedeutet aber rückwirkend gleichzeitig auch staatskapitalistische *Außenpolitik* in erhöhtem Grade und Umfange. Und solche Entwicklungstendenzen, die wir hier nur andeutungsweise behandeln können, sollten ohne Folgen bleiben auf die Politik der III. Internationale ?
Wir haben darum guten Grund zu der Befürchtung, daß der ungewollte Opportunismus der III. Internationale unter Umständen in einen *gewollten* umschlagen kann,

wenn die Revolution in Westeuropa nicht bald ein rascheres Tempo einschlägt. Unsere "revolutionäre Ungeduld", die man uns als "Kinderkrankheit" andichtet, hat mit Gefühlstollheit absolut nichts zu tun. Sie entspringt rein politischen Erwägungen und gipfelt in der Erkenntnis, daß der Opportunismus der russischen Staatspolitik als notwendiges Resultat neben der Stärkung des westeuropäischen Kapitalismus auch ein immer stärkeres *Abhängigkeitsverhältnis* von letzterem bedingt. Und darin liegt eben die große Gefahr für die III. Internationale, daß sie die voraussichtlich immer stärker werdende Abhängigkeit der Sowjetrepublik vom kapitalistischen Westeuropa als *unabänderliche* Tatsache hinnehmen und sie zum Ausgangspunkt *ihrer* Politik erheben muß. So wird der Opportunismus der russischen Staatspolitik notwendig zum Opportunismus der III. Internationale.

Der Opportunismus der russischen Sowjetmacht kann dialektisch nur behoben werden im Prozeß der Weltrevolution. Dem Opportunismus der III. Internationale aber muß vorgebeugt werden durch die Konzentration auf das *Gesamtinteresse* der Weltrevolution. Diesem Gesamtinteresse müssen die Rücksichten auf die russischen Staatsinteressen untergeordnet werden. Das kann praktisch nur erreicht werden durch die politische und organisatorische *Verselbständigung* der III. Internationale. Der Schwerpunkt der proletarischen Revolution liegt heute in Westeuropa. Demgemäß muß auch der politische und organisatorische Schwerpunkt der III. Internationale nach Westeuropa verlegt werden. Dem mögen gewisse Schwierigkeiten im Wege stehen. Sie werden überwunden werden müssen im Interesse der Weltrevolution und damit auch Sowjet-Rußlands selbst.

(Proletarier. Monatsschrift für Kommunismus. Herausgegeben von der Kommunistischen Arbeiter-Partei, Heft 5, April/Mai 1921, 1. Jg., S. 9)

Sowjetrussland und der westeuropäische Kommunismus.

Die Märzbewegung in Mitteldeutschland war in der Geschichte der Revolution Deutschlands eine untergeordnete Episode - viel weniger umfassend und wichtig als die an den Kapp-Putsch im vorigen Jahre anschließende Bewegung, die das ganze Proletariat einen Augenblick hineinzog. Aber für die innere Entwicklung des Kommunismus in Deutschland ist sie von höchster Bedeutung. Und da diese innere Entwicklung, die innere Klärung des Kommunismus eine unerläßliche Vorbedingung zu seinem künftigen Sieg ist, wird dadurch die Märzbewegung doch zu einer wichtigen Episode in dem ganzen Prozeß der westeuropäischen Revolution. Nur für den oberflächlichen Schein haben alle die Kämpfer, die da fielen oder jetzt schwer leiden, umsonst gelitten: das deutsche Proletariat muß sich seinen Weg zur Freiheit unter schweren Opfern selbst suchen, und jeder Irrtum in der Taktik - mag er aus der Vergangenheit begreiflich sein - kann nur unter herben Verlusten abgestreift werden. Die Märzbewegung in Mitteldeutschland bildet den Zusammenbruch der von Moskau inaugurierten, von dem 2. Kongreß der 3. Internationale beschlossenen Taktik der

westeuropäischen Revolution. **Mit ihr muß daher Rußlands Führung und Diktatur der westeuropäischen Revolution zu Ende gehen.**

Ungeheuer Großes haben die russischen Bolschewiki für die Revolution in Westeuropa geleistet. Sie haben zuerst durch die Ergreifung der politischen Gewalt dem Proletariat der ganzen Welt das Beispiel gegeben. Sie haben gezeigt, wie das Proletariat nur durch völligen Bruch mit jeder nationalen Interessengemeinschaft, also durch den scharfen Klassenkampf zur Herrschaft kommen kann. Sie haben durch ihre Praxis die großen Prinzipien des Kommunismus aufgestellt: die Diktatur des Proletariats und das Sowjet- oder Rätesystem. Sie haben den revolutionären Kern der Marxschen Lehren, die die Sozialdemokratie entstellt und mit Reformismus und Fatalismus überwuchert hatte, in die Praxis übersetzt und zu neuer Klarheit gebracht. Sie haben in dem Aufbau der Wirtschaft und in der Verteidigung der Revolution gezeigt, wie tiefe Quellen der Begeisterung und des Opfermuts, wie reiche Kräfte der Organisationsfähigkeit durch den Kommunismus aus den ehemals sklavischen Massen entspringen können.

Durch seinen Sieg war der russische Kommunismus zum selbstverständlichen Führer der Weltrevolution geworden. Denn die bloße Tatsache der russischen Revolution, das einfache Bestehen der Sowjetrepublik hatte einen unabsehbaren Einfluß auf die Revolutionierung des westeuropäischen und amerikanischen Proletariats. Mehr als alle theoretische Propaganda wirkte das Beispiel der Realität. Was bisher nur Programm, Abstraktion, Worte gewesen waren, war hier greifbare Wirklichkeit geworden: das revolutionäre Proletariat Meister des Staates und der Gesellschaft, damit beschäftigt, eine neue Weltordnung aufzubauen. Die Möglichkeit des Kommunismus stand nun klar vor den Augen der westeuropäischen Arbeiter, gerade als der Zusammenbruch des Kapitalismus keinen anderen Ausweg aus dem Chaos offen ließ.

Die russischen Kommunisten, und unter ihrer Führung das noch kleine Häuflein der westeuropäischen Kommunisten, sahen nun ihre weitere Aufgabe vor sich, als Fortsetzung der russischen die westeuropäische Revolution herbeizuführen. Aber hier stießen sie auf Schwierigkeiten, viel größer, als sie geahnt hatten. Sie wußten nicht, wie fest und tief die Macht des Kapitalismus in der westeuropäischen Gesellschaft fundiert ist und welche schweren Hemmnisse materieller und ideeller Art hier der Revolution entgegentreten.

Die Aufgabe des Proletariats in Westeuropa ist viel schwerer als in Rußland. Dort war der Kapitalismus ein lose auf der Gesellschaft lastendes, von außen importiertes Gewächs, das relativ leicht zu vernichten war. Aber in Westeuropa ist der Kapitalismus in seinem Stammland, wo er durch eine vieljahrhundertelange Geschichte tief mit der Gesellschaft verwachsen, ja völlig mit ihr eins geworden ist. Hier liegen seine zähesten Wurzeln, die in alle Klassen der Gesellschaft hineinreichen. Den Kapitalismus hier, in seiner Heimat, besiegen und ausrotten - und damit die ganze Welt befreien - ist die unermeßlich schwere Aufgabe des westeuropäischen - und in Amerika des amerikanischen - Proletariats. Brauchen wir uns da zu wundern, daß es langsam geht? Für die Erkämpfung der neuen Ordnung brauchen die Proletarier eine so große geistige Kraft, eine solche innere Festigkeit, eine solche unausrottbare begeisterte

Ausdauer, als nur eine völlige Erneuerung ihrer Weltanschauung durch den Kommunismus ihnen geben kann. Aber instinktiv schrecken die Arbeitermassen vor der Ungeheuerlichkeit ihrer Aufgabe zurück, wenn sie die Macht des Feindes und die eigene Schwäche sehen; sie suchen Auswege, der Entscheidung auszuweichen, und klammern sich an ihre überlieferte bürgerliche Weltanschauung, die die Verkörperung ihrer Unselbständigkeit und Zaghaftigkeit ist. Kommunismus bedeutet: in den Kampf gehen; aber das können sie nur, wenn der Kommunismus ihnen eine so große Kraft gibt, wenn sie fühlen, daß er ihr Herz so reich, so licht, so stählern, so unbezwingbar macht, daß sie zu den größten Taten, zu grenzenlosen Opfern fähig werden. Das konnte der Kommunismus nicht, wie er bisher oft vor sie trat: als eine neue Partei, mit anderen Führern, Losungen und Programmen, aber im inneren Wesen gleichartig mit den alten Parteien, mit derselben Kulissenpolitik, schlauen Führertaktik und bombastischen Reklame. Gewiß, Rußland war wie ein großes Licht in der Finsternis, das die Hoffnung wachhielt und die Kräfte antrieb. Aber Rußland war weit, war neblig durch den Schleier bürgerlicher Zeitungslügen zu erkennen, und die hier als seine Botschafter und Bannerträger auftraten, waren zu sehr vom Schlage der alten Führer, hatten zu viel des Geistes der 2. Internationale an sich, um eine so große Kraft zu wecken. Die Arbeiter gehen nicht freudig in Tod und Elend, bloß um den Scheidemann gegen den Levi auszutauschen.

Die russischen Kommunisten setzten alles daran, aus dem Kriegschaos in Westeuropa die proletarische Revolution emporsteigen zu lassen. Nicht nur aus internationaler Solidarität, sondern auch aus dem Gebot der Selbsterhaltung: weil sie einsahen, daß der Kommunismus in Rußland, isoliert, nicht zu halten sei. Sie beschränkten sich daher nicht einfach auf die intensive Propaganda des Kommunismus, sondern suchten durch bewußtes Eingreifen in Organisation und Aktion die Revolution vorwärts zu treiben. Das mußte, bei der Verkennung der westeuropäischen Verhältnisse, zum künstlichen Versuch führen, rasch eine Revolution zu machen, durch Gewinnung großer Massen und alter Organisationen, um sie dann gegen Bourgeoisie und Weltkapital in die Schlacht zu führen. Es war eine Politik großen Stils, mit ungeheuren materiellen Mitteln unterstützt. Aber sie hat jetzt zum völligen Fiasko geführt.

Für diese kleine Katastrophe der deutschen Revolutionsbewegung gilt - mit entsprechenden Abänderungen - dasselbe, was wir über die große Kriegskatastrophe in "Der Vorbote" zur Einführung schrieben (Jan. 1916), daß sie noch etwas mehr bedeutet, als daß das Proletariat noch zu schwach ist, seinen Willen gegen die Bourgeoisie durchzusetzen. "Sie bedeutet, daß die Methoden aus der Zeit der zweiten Internationale nicht imstande sind, die geistige und materielle Macht des Proletariats so hoch zu steigern, als nötig ist, um die Macht der herrschenden Klassen zu brechen." Darum muß diese Märzbewegung zum Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Kommunismus werden.

Durch die Tatsache seines Bestehens, durch sein Beispiel, durch die Wirkung, die von der revolutionären Tat von selbst ausgeht, hat Sowjet-Rußland die Revolution in Westeuropa enorm gefördert, durch seine Praxis enorm belehrt - und dies bleibt und wirkt nach, auch wenn Sowjet-Rußland selbst, durch die Schwierigkeiten des

Aufbaues genötigt, einige Schritte zurück zur Privatwirtschaft machen muß.
Durch alles aber, was seine Führer absichtlich zur raschen Förderung und Anfachung der Revolution in Westeuropa getan haben, haben sie diese gehemmt und aufgehalten; und das ist jetzt zusammengebrochen und wird vergehen.
Statt das Proletariat durch den Kommunismus aus der Vormundschaft parlamentarischer Führer freizumachen, hat die 3. Internationale durch die Taktik des Parlamentarismus - um damit die rückständigen Massen zu gewinnen - die Macht dieser Führer gekräftigt. Statt dem Proletariat zu helfen, die sie im Dienst des Kapitals knechtenden Gewerkschaftsorganisationen durch bessere zu ersetzen, hat die 3. Internationale durch ihre Zellentaktik - um damit den Apparat dieser Massenorganisationen zu gewinnen - die Gewerkschaften gestärkt und den Aufbau der Betriebsorganisation gehemmt. Bei dem ersten Versuch eines wirklichen Angriffs hat sich nun die innere Schwäche der dieser Taktik folgenden Bewegung gezeigt. Nicht der Angriff an sich brauchte ein Fehler zu sein, sondern der Angriff mit einem - durch die bisherige Taktik - so schwachen Apparat, der bei dem ersten Stoß zerbrechen mußte.
Die für Westeuropa, für die Stammländer des alten Kapitalismus nötige Taktik ist selbständig aus dem westeuropäischen Proletariat emporgewachsen. In den verschiedensten Ländern sprangen ihre Grundsätze - namentlich die Ablehnung des Parlamentarismus, aber in Deutschland und England auch die Betriebsorganisation - mehr oder weniger klar, spontan in den vorgeschrittensten Arbeitern auf, wenn auch dann durch die gewaltige Autorität und den gewaltigen Propaganda-Apparat Moskaus zeitweilig zurückgedrängt oder unterdrückt. In der K.A.P. Deutschlands - entsprechend dem vorgeschrittenen Stadium der Revolution in Deutschland - geschah das am meisten bewußt und positiv. Diese Taktik besteht darin, durch theoretische Propaganda und praktischen Kampf diejenigen Organisationsformen aufzubauen, die durch Ausschluß jeder Möglichkeit der Beherrschung durch Berufsführer und durch ihre Gliederung nach Betrieben allen in dem Proletariat jedesmal vorhandenen Kampfwillen sammeln und in eine schlagfertige Aktionskraft der Klasse überführen. Die Richtigkeit dieser Taktik ist in Deutschland jetzt durch die Märzbewegung bewiesen.

Damit geht die geistige Führung der westeuropäischen Revolution von Rußland auf Westeuropa selbst über.

Am Anfang der Revolution weckte der Glanz, der vom kommunistischen Gemeinwesen im Osten ausstrahlte, in den Arbeitern Westeuropas einen mächtigen Drang, dem Beispiel nachzufolgen. Der junge Kommunismus des Westens mußte mit dem geborgten Lichte arbeiten und werben. Jetzt, da die Konzessionen an das Kapital und die Privatwirtschaft in Rußland jenen Glanz in den Augen der Massen verblassen machen, hat der Westen seine eigenen Probleme und in seiner "Kinderkrankheit" seine eigene Kraft gefunden. Das westeuropäische Proletariat ist nun geistig auf sich selbst gestellt. Es hat selbst den Weg gefunden, wie es stark wird zur Revolution. Das russische Proletariat, zuerst seine Führer, wird ihm von jetzt an einfach Kampfgenosse und Verbündeter sein.
Das neue Verhältnis wird sich nicht sofort durchsetzen. Aber es wird sich durchsetzen. Auf dem 3. Kongreß der Internationale, der noch von den Parteiführern der

großen opportunistischen Parteien des Westens wird beherrscht werden, wird die neue radikale Taktik noch nicht siegen können. Aber sie wird als kräftige Opposition ihre Fahne aufstecken, und der weitere Fortgang der Entwicklung im Westen wird sie an die Spitze der Revolution stellen.
(Proletarier. Monatsschrift für Kommunismus. Herausgegeben von der Kommunistischen Arbeiter-Partei, Heft 6, Juni 1921, 1. Jg., S. 4-5)

Die russische Staatspolitik und ihre Konsequenzen für die kommunistische Internationale

Die Geschichte unserer Zeit kennt zweierlei Revolutionen: bürgerliche und proletarische. Sie bilden die beiden Zwischenphasen, die Uebergangsstadien zwischen den drei historischen Epochen Feudalismus, Kapitalismus und Sozialismus, deren Repräsentanten Feudaladel, Bourgeoisie und Proletariat sind. Zwischen der feudalistischen und der kapitalistischen Epoche liegt die bürgerliche, zwischen der kapitalistischen und der sozialistischen die proletarische Revolution.
Das ist eine Erkenntnis, die schon Marx und Engels auf Grund ihrer historischen Untersuchungen gemacht und ihrer Taktik in der Arbeiterbewegung immer wieder zugrunde gelegt haben.
Alle führenden Länder der Erde haben ihre bürgerliche Revolution so gut wie abgeschlossen hinter sich. Sie begann in England im 17., in Amerika und Frankreich Ende des 18., in Deutschland Mitte des 19. Jahrhunderts. (In Deutschland vollendete sie sich in den Novembertagen 1918; der letzte Ausläufer der feudalistischen Bewegung war der Kapp-Putsch im März 1920.) In allen diesen Ländern steht nicht mehr die bürgerliche Revolution auf der Tagesordnung der Geschichte, sondern die proletarische.
Doch wie steht es in Rußland? Rußland war, als dort die Revolution im März 1917 begann, ein Land mit ausgesprochen feudalistischem Charakter. Rußland hatte bis dahin keine bürgerliche Revolution gehabt, oder nur in ganz leichten Ansätzen, die inzwischen wieder verpufft waren. Als die Bolschewiki die Macht übernahmen, schien es, als würde in Rußland die große Ausnahme statuiert, die die Regel bestätigen sollte. Rußland schien ohne bürgerliche Revolution (denn in der kurzen bürgerlichen Regierungsperiode vom März - November 1917 gelangte sie nicht im entferntesten zur Entwicklung oder gar zur Reife) in den Sozialismus hineinspringen zu können. Diese Annahme, die uns allen unser heißes Verlangen nach dem Sozialismus eingab, war falsch. Auch die russischen Kommunisten, die Bolschewiki, konnten das Gesetz der Geschichte nicht umgehen, sie mußten sich seinem harten Zwang wider ihr eigenes Wollen beugen. Ihr heroischer Wille scheiterte an der ehernen Tatsache der Notwendigkeiten. Und was sich jetzt in Rußland vollzieht, das ist eine im Kern bürgerliche Revolution, seine bürgerliche Revolution. Und Kommunisten führen sie durch.

Diese Behauptung erscheint vielen auf den ersten Blick übertrieben, frivol und leichtfertig. Aber man darf sich nicht täuschen lassen dadurch, daß Kommunisten in Rußland regieren. Der Name tut nichts zur Sache, blendet höchstens. Bei der Beurteilung der russischen Revolution darf man nicht darauf sehen, was die Kommunisten wollen, sondern was sie praktisch tun. Sonst bleibt einem die jetzige Entwicklung in Rußland ewig unverständlich, und man kommt zu üblen Werturteilen gegenüber den russischen Genossen, die ganz und gar nicht angebracht sind...

Nun muß die Sowjetregierung durch eine gewisse Zeit und Erscheinungsform des Kapitalismus ("Staatskapitalismus") hindurch. Das hat seine bestimmten historischen Ursachen: Rußland war kein ausgeprägt kapitalistisches Land im November 1917. Die weiten Bezirke Rußlands steckten noch im Feudalismus, und die Bauern trotz Stolypinscher Agrarreform in tiefster Leibeigenschaft. Nur in den wenigen Großstädten gab es eine Industrie, einen Kapitalismus, und damit auch ein Proletariat mit revolutionär-proletarischen Zielen. Aber dieses konnte auf die Dauer nicht die Politik des Landes nach seinem Willen bestimmen, sondern mußte und muß schließlich das ausführen, was das ausschlaggebende Moment, die riesige Bauernmasse, verlangt. Und diese konnte wiederum nicht mit dem kommunistischen Programm des Proletariats als handelnde Person die Bühne der Weltgeschichte betreten, weil sie eben noch im Feudalismus gesteckt hatte, genau so wenig, wie die französischen Bauern 1789 als Kommunisten auftreten konnten. So war die russische Revolution von vornherein ein Kompromiß zwischen zwei Revolutionen: der proletarischen des Industrieproletariats und der bürgerlichen des Bauerntums...

Nur aus diesen Zusammenhängen heraus ist auch die opportunistische Einstellung der 3. Internationale zu begreifen. Aber das ist keine revolutionär-proletarische Politik, sondern das ist eine leibhaftige Unterstützung der internationalen Konterrevolution! Wir verstehen die Politik der russichen Genossen, soweit es sich um die russische Staatspolitik an sich handelt, und machen ihnen keine Vorwürfe darum, weil wir an der Geschichte nicht korrigieren können. Jedoch, die bürgerliche Staatspolitik auf die proletarische Internationale übertragen, diese zum Werkzeug jener zu machen - das ist absolut konterrevolutionär! Das müssen die russischen Genossen endlich einsehen und die praktischen Konsequenzen ziehen.

Die praktischen Konsequenzen aber sind für die 3. Internationale sowohl wie für die Rote Gewerkschaftsinternationale: Vollständige Loslösung aus den Klauen der russischen (bürgerlich-revolutionären) Staatspolitik und ihre Verselbständigung im proletarisch-revolutionären Sinne, d.h. Verlegung ihres Schwergewichts und ihrer Leitung nach Westeuropa und Anpassen ihrer Taktik an die Notwendigkeiten des westeuropäischen Klassenkampfes (Antiparlamentarismus, Zertrümmerung der konterrevolutionären Gewerkschaften, Aufbau von Betriebsorganisationen (Unionen), Diktatur des Proletariats als Klasse).

(Proletarier. Monatsschrift für Kommunismus. Herausgegeben von der Kommunistischen Arbeiter-Partei, Heft 6, Juni 1921, 1. Jg., S. 9-12)

Die ersten Ergebnisse des neuen Kurses in Sowjet-Rußland

Die Sowjetregierung mag sich selbst und anderen noch so viel von ihrer Bereitwilligkeit zu ökonomischen, niemals aber zu politischen Konzessionen vorreden, sie mag glauben, in sich den Punkt des Archimedes konstruiert zu haben, von dem aus man die Welt aus den Angeln heben könnte - eine bittere Erfahrung von harten Tatsachen wird sie und das gutgläubige Weltproletariat eines Anderen belehren und ihre Absichten entweder als größenwahnsinnige Donquichotterie oder offenbare, bewußte Verräterei verdeutlichen.

Seitdem die Sowjetregierung nach einer Reihe vergeblicher Versuche den Willen zu einer Verbreiterung ihrer geographischen Basis und damit zugleich zu einer Verstärkung der proletarisch-industriellen Seite ihrer ökonomischen Grundlage aufgegeben hat, seitdem sie die ursprünglich proletarisch-revolutionäre 3. Internationale in ein Konsortium redegewandter Makler ihrer Handelsgeschäfte verwandelt hat, beschränkt sie sich ganz auf eine streng-nationale, von den spezifisch-russischen Wirtschaftsverhältnissen abgeleitete und den spezifisch-russischen Interessen diktierte Politik.

Die Tatsache, daß sie als Regierung Verantwortung für die ökonomische Produktion ihres Landes übernommen hat, zwingt sie zur Wahl derjenigen Form der Produktion, die sich aus der historischen Entwicklungsstufe Rußlands ergibt, und macht sie zum Spielball aller derjenigen Kräfte, die an dem Eigentumsrecht an den Produktionsmitteln in Rußland Anteil haben. Im Augenblick des Ausbruchs der während des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind, den russischen Feudaladel, schlummernden Klassengegensätze zwischen dem Proletariat in den Städten und den Bauern auf dem Lande entschied sie sich für das Privateigentum der Bauern gegen das Gemeineigentum des Proletariats und damit für den Kapitalismus gegen den Kommunismus.

Der entscheidende Schritt, den die eine kurze Zeit schwankende Sowjetregierung auf diesem Wege ging, *war die Anfang 1921 vollzogene Aufhebung des Requisitionsrechtes des Staates bei den Bauern und an seiner Statt die Einführung der Naturalsteuer*, ein folgenschwerer Schritt, der unmittelbar und unvermeidlich die Freigabe des privaten Handels und die Anerkennung des bürgerlichen Eigentumsrechtes und des kapitalistischen Erwerbsprinzips als der allgemein geltenden und staatlich sanktionierten Produktionsweise in ganz Rußland in den Städten ebenso wie schon vorher auf dem Lande nach sich ziehen mußte.

Von diesem Zeitpunkt an setzt der systematische Abbau der letzten kommunistischen Errungenschaften der Oktoberrevolution und der systematische Aufbau des Kapitalismus seitens der Sowjetregierung ein. Auf dem 10. Parteikongreß der Bolschewiki im März 1921 *ließ sich die Sowjetregierung die prinzipielle Schwenkung ihrer Politik offiziell durch die Kommunistische Partei Rußlands und im Juli auf dem 3. Weltkongreß*, auf welchem gerade Lenin das Referat über diesen wichtigsten Punkt der 3. Internationale hielt, auch durch diese *bestätigen*. Schon während der Tagungsperiode des 3. Weltkongresses schossen die Verkaufsläden in den Straßen Moskaus und Pe-

tersburgs wie Pilze aus der Erde, in denen mit einem Schlage fast alle in Sowjetrußland bis dahin nur als Vorkriegsmärchen bekannten Waren auftauchten, aber zu Preisen, die lediglich für die Sowjetbürokratie, die ausländischen Kapitalisten und einige begüterte Bauern, nicht aber für die russischen Arbeiter erschwinglich waren, deren Löhne sogar im gleichen Augenblick noch herabgesetzt wurden.

Allmählich fand der neue Kapitalismus, der von der Sowjetregierung aus der Taufe gehoben wurde, die ersten Formen seines Ausdrucks in der Errichtung einer *nach rein-kapitalistischen Prinzipien aufgebauten und geleiteten Staatsbank* und einer nach gleichen Grundsätzen vollführten *Neuorganisation der russischen Industrie*, bei welcher der Sowjetregierung als Projekt und Vorbild eine Vertrustung in horizontaler und vertikaler Richtung nach dem Muster der westeuropäischen bezw. der nordamerikanischen Industrie diente. Ueberhaupt scheint sich die Sowjetregierung als Devise ihrer Politik den Schüttelreim gewählt zu haben, daß sie, während sie früher mit vollkommener Blindheit gegenüber der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse die Taktik des proletarischen Klassenkampfes in *Rußland* auf den proletarischen Klassenkampf in den industriell hochentwickelten Ländern *Westeuropas und Nordamerikas* zu übertragen versuchte, nunmehr mit notorischer Starrköpfigkeit umgekehrt die Formen des jungen Kapitalismus in Rußland sogleich als das Ebenbild der Formen des alten Kapitalismus in Westeuropa und Nordamerika einzurichten bestrebt war. Eine naiv-tölpelhafte "Dialektik", die Lenin zu dem bezeichnenden Vorschlag an die russischen Arbeiter veranlaßt hat: "Laßt die Kapitalisten sich um 100 Prozent bereichern, aber lernt von ihnen, wie man die Wirtschaft aufbaut!"

Die wichtigste und für die Stellung des revolutionären Weltproletariats gegenüber der Sowjetregierung *ausschlaggebende Maßnahme der Sowjetregierung besteht in der Aufhebung des proletarischen Gemeineigentums an den industriellen Produktionsmitteln* der russischen Großstädte und *deren Rückgabe bezw. Verpachtung* an die vorherigen oder an neue in- und ausländische Kapitalisten unter der einzigen Bedingung der rationellen (d.h. nach kapitalistischen Profitprinzipien) Ausgestaltung der Produktion. Mit dieser Maßnahme der Sowjetregierung ist der letzte Rest des Kommunismus in Sowjetrußland preisgegeben worden.

Das von der Sowjetregierung als Kommunismus angepriesene ausschließliche Verfügungsrecht des Staats über den Außenhandel, die Verkehrsmittel und die Großindustrie wird nicht nur bereits heute fortgesetzt mit oder ohne Einwilligung der Sowjetregierung durchbrochen, ohne daß die Sowjetregierung willens und imstande ist, dagegen einzuschreiten, sondern hat auch mit Kommunismus deswegen absolut nichts gemeinsam, weil der russische "Sowjet"-Staat längst aufgehört hat, ein proletarischer Staat, d.h. eine Maschine zur Unterdrückung der Bourgeoisie und zur Aufhebung des kapitalistischen Privateigentums zu sein. Das russische Staatsmonopol über den Außenhandel, die Verkehrsmittel und die Großindustrie ist kein Kommunismus, sondern der krasseste und ausgeprägteste *Staatskapitalismus*.

Es ist eine welthistorische Torheit, wenn Lenin und mit ihm die Sowjetregierung glaubt, mit Hilfe dieses Staatskapitalismus die proletarische Revolution und den Kommunismus in Rußland über Wasser halten zu können, weil der Staatskapitalis-

mus die "Vorstufe zum Sozialismus" sei... Man sieht schon an diesem einzigen Beispiel, wie der Sowjetregierung allmählich die elementarsten Erkenntnisse des Marxismus flöten gehen.
(Proletarier. Zeitschrift für Kommunismus. Herausgegeben vom Org.-Büro der Kommunistischen Arbeiter-Internationale, Heft 1, Februar 1922, 2. Jg., S. 21-22)

Die russische Revolution

1. Die russische Revolution war teilweise eine proletarisch-kommunistische, teilweise eine bäuerlich-kapitalistische. Soweit sie das erste war, wollte sie den bürgerlichen Privatbesitz aufheben, soweit das zweite, den Privatbesitz gründen. Da aber das Proletariat nur 8 Prozent, das Bauerntum 80 Prozent der russischen Bevölkerung ausmachte, war die Revolution eine weitaus überwiegend bürgerliche.
2. Die Parteidiktatur der Bolschewisten - oder was dasselbe ist, ihrer Führer - war, entsprechend dem zum größten Teile bürgerlichen Charakter der Revolution ein bürgerliches Mittel, das nicht zur Diktatur des Proletariats, sondern nur zum Bürokratismus und Despotismus führen konnte und schon den Keim des aus der Revolution hervorgehenden bürgerlichen Staates in sich trug. Eine wirklich ganz proletarische Revolution wird nicht eine Partei-, sondern eine Klassendiktatur errichten.
3. Die Verteilung des Bodens an die Bauern war bürgerlich und schaffte die Grundlage für den kapitalistischen Staat.
4. Die Unterdrückung der Selbständigkeit und des Selbsthandelns des Proletariats und seiner Organisationen, seiner Gewerkschaften usw. war bürgerlich und bereitete den Boden für den russischen Kapitalismus vor.
5. Nur die Aufhebung des Privatbesitzes in der Industrie, dem Transport, dem Handel, war proletarisch. Da aber die Bauern den Kapitalismus wollten, und dem Proletariat keine Macht gegeben wurde, die Industrie, den Handel und den Transport in eigene Hände zu nehmen und zu halten, so mußten, wenn die Weltrevolution ausblieb, die proletarische russische Revolution, der Kommunismus fallen.
6 Im Februar 1921 erhoben sich die Bauern und das Proletariat gegen die Sowjet-Regierung, und die russische Revolution und der Kommunismus fielen. Nicht das Proletariat, sondern die die Diktatur in den Händen haltenden Führer und die Partei gingen zum Kapitalismus über. Seit dem Frühjahr 1921 ist Rußland ein kapitalistischer Staat, wo nur durch den Zufall der historischen Entwicklung Männer, die früher Kommunisten waren, die Macht besitzen.
7. Der Kampf, den die Bolschewisten gegen die anderen russischen Parteien im In- und Auslande, gegen die Sozialrevolutionäre, die Sozialdemokraten, die Kadetten und die Monarchisten führen, ist der Kampf um die Macht und die Regierung im kapitalistischen Staate Rußland.
8. Um die Macht und die Regierung im kapitalistischen Staate Rußland zu bekommen und zu erhalten, verbindet sich die bolschewistische Partei und die

Sowjet-Regierung mit den kapitalistischen Regierungen Europas, mit dem europäischen Kapitalismus überhaupt.
9. Das russische Proletariat ist in den Händen der Bolschewisten nur ein Mittel geworden, um den Kapitalismus zu errichten und die Macht und die Regierung im bürgerlichen Staate zu bekommen und zu erhalten, gleich wie es in allen Ländern ein Mittel in den Händen der sozialdemokratischen, der demokratischen und der reaktionären Parteien ist. Die Unterwerfung und Versklavung des russischen Proletariats ist das Ziel der bolschewistischen Partei.
(Proletarier. Zeitschrift für Kommunismus. Herausgegeben von der Kommunistischen Arbeiter-Internationale, Sonder-Nummer zum 2. Kongreß 1922 (Mitte September 1922), S. 32-33)

Die dritte Internationale

1. Die 3. Internationale ist eine russische Schöpfung, eine Schöpfung der russischen kommunistischen Partei. Sie wurde geschaffen, um die russische Revolution, d.h. die teilweise proletarische, teilweise bürgerliche Revolution zu unterstützen.
2. Durch den doppelten Charakter der russischen Revolution, da die 3. Internationale sowohl die proletarische als die bürgerliche russische Revolution unterstützen mußte, durch den zweideutigen Charakter also auch ihres Zieles, wurde auch die 3. Internationale eine zum Teil proletarische, zum Teil kapitalistische Organisation.
3. Soweit sie aufrief zur Revolution, zur Enteignung der Kapitalisten, war sie eine proletarische Organisation zur Aufhebung des Kapitalismus, soweit sie den Parlamentarismus, die Gewerkschaften -, die Partei- oder Führerdiktatur behielt, war sie eine bürgerliche Organisation, geschaffen, um den Kapitalismus instand zu halten und aufzubauen. Denn der Parlamentarismus, die Gewerkschaften und die Partei- oder Führerdiktatur führen nicht zum Kommunismus, sondern zur Erhaltung des Kapitalismus.
4. Die 3. Internationale war also von Anfang an eine teilweise kontra-revolutionäre Organisation.
5. Diese Organisation führte denn auch in den europäischen Ländern nicht zum Sieg, sondern zur Niederlage des Proletariats.
6. Als nun aber seit dem Frühjahr 1921 die die Diktatur über Rußland haltende bolschewistische Partei zum Kapitalismus überging, zwang sie bald die 3. Internationale, zum Kapitalismus zurückzukehren, und die 3. Internationale wurde in der Tat, vom Sommer 1921 ab, ganz kapitalistisch und bürgerlich. Die Revolution wurde aufgegeben, nur Reformen wurden angestrebt, der Aufbau des Kapitalismus wurde ihr Ziel.
7. Da der russische Kapitalismus aufgebaut werden soll, und da dieser Kapitalismus nicht aufgebaut werden kann ohne die Wiederherstellung und den Aufbau des euro-

päischen Kapitalismus, wurde die 3. Internationale gezwungen, die Revolution aufzugeben und zum Reformismus zurückzukehren, d.h. den Aufbau des Kapitalismus sich als Ziel zu setzen.

8. Und darum, um den Kapitalismus aufzubauen, verbindet sich jetzt die 3. Internationale - gleich wie die russische, jetzt kapitalistische bolschewistische Partei sich mit den europäischen kapitalistischen Regierungen und mit dem europäischen Kapital verbindet, um den russischen Kapitalismus aufzubauen - mit der 2. und 2 1/2. Internationale zum Aufbau des europäischen Kapitals.

9. Das Ziel der 2., 2 1/2. und 3. Internationale ist also dasselbe, als dasjenige der kapitalistischen Staaten und Regierungen. Die Einheitsfront dieser 3 Internationalen ist die Einheitsfront mit dem Kapitalismus.

10. Indem der Kapitalismus sich in einer tödlichen Krise befindet und noch gar keinen Ausweg sieht, bieten die Sowjet-Regierung und die 3. Internationale sich an, ihn zu retten.

11. Darum ist die 3. Internationale, wie die russische bolschewistische Partei, zu einer ganz kontra-revolutionären, das Proletariat verratenden Organisation geworden. Sie ist der 2. und 2 1/2. gleichzustellen.

12. Gleichwie das Proletariat in allen Ländern in den Händen der sozialdemokratischen, der bürgerlichen und der reaktionären Parteien ein Mittel ist, um den Kapitalismus zu erhalten, aufzubauen und über die Welt zu verbreiten, und die Regierung und die Macht diesen Parteien und ihren Führern zu überliefern, so ist zu diesem selben Ziel das Proletariat nun auch ein Mittel in den Händen der 3. Internationale. Nicht die Revolution, nicht die Befreiung des Proletariats, sindern die eigene Macht im bürgerlichen Staate und die Sklaverei des Proletariats ist ihr Ziel.

(Proletarier. Zeitschrift für Kommunismus. Herausgegeben von der Kommunistischen Arbeiter-Internationale, Sonder-Nummer zum 2. Kongreß 1922 (Mitte September 1922), S. 31)

N. Insarow: Die Krise der Bolschewistischen Partei

Die Nep bedeutete nicht nur Rechnungtragen den Interessen der Bauern und den Bedürfnissen der einfachen Warenproduktion; auf der Grundlage der letzteren entwickeln sich mit eiserner Notwendigkeit die kapitalistische Produktionsweise und die bürgerlichen Gesellschaftsbeziehungen. "Der Marxismus lehrt", schrieb Lenin einmal, als er noch mehr Marxist als "Leninist" war, "daß eine Gesellschaft, die auf dem Boden der Warenproduktion und im Austausch mit den zivilisierten kapitalistischen Nationen steht, auf einem gewissen Entwicklungsgrad selbst unvermeidlich den Weg des Kapitalismus betritt."*) Folglich entspricht die Nep nicht nur den Interessen der einfachen Warenproduktion, sondern auch der kapitalistischen; und die bolschewistische Partei, indem sie ihre Politik den Verhältnissen der Baueren anpaßte, verwan-

delte sich faktisch in eine Trägerin der Interessen der sich neu entwickelnden Bourgeoisie...

Kein Marxist wird leugnen, daß die Nep sowohl den Interessen der Bauern, der Handwerker und der sich neu entwickelnden Bourgeoisie, als auch den unmittelbaren Interessen des Proletariats entspricht; mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise fördert die Nep die Entwicklung der Produktionskräfte, weil bei der gegebenen Stufe ihrer Entwicklung die kapitalistischen Beziehungen eine Bedingung für ihre Weiterentwicklung sind (das ist der Sinn des Bankrotts des "Kriegs"kommunismus). Da nur die Entwicklung der Produktionskräfte die Bedingungen für die Anwendung der Arbeitskraft des Proletariats schaffen kann, entspricht die Nep auch seinen unmittelbaren Interessen.

Der Umstand aber, daß die Nep sowohl den Interessen der Arbeiterklasse als auch denen der Bourgeoisie entspricht, zeigt, daß zur Bestimmung ihres Klassencharakters nicht das Zusammenfallen mit den *unmittelbaren* Interessen des Proletariats genügt. **Der Klassencharakter der Nep wird von den Wirtschaftsbeziehungen, die sie entwickelt, bestimmt;** diese Beziehungen sind Ausbeutungsbeziehungen, Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit. Die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaftsbeziehungen führt aber nicht nur zur ökonomischen, sondern auch politischen Herrschaft der Bourgeoisie; deshalb ist die Nep ihrem Klassencharakter nach die Politik der neu aufsteigenden russischen Bourgeoisie. Das Zusammentreffen dieser Politik mit den unmittelbaren Interessen der Arbeiterklasse ist nur ein Beweis dafür, daß die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise eine gesellschaftlich-ökonomische Notwendigkeit für Rußland ist, daß die Interessen der neuen russischen Bourgeoisie mit diesen der "gesamten Gesellschaft" zusammenfallen, weil die kapitalistische Produktionsweise dort noch eine Bedingung für die Entwicklung der Produktivkräfte ist.

Die Bolschewiki und ihre noch denkenden Anhänger leugnen nicht, daß die Nep die Entwicklung der kapitalistischen Produktions- und Verkehrsverhältnisse fördert, Lenin selbst sagt bei Einführung der Nep in seiner Rede über die "Naturalsteuer" vor dem X. Parteitag der Bolschewiki (1921): "Die Freiheit des Austausches ist die Freiheit des Handels, und die Freiheit des Handels heißt zurück zum Kapitalismus... Wir alle und jeder, der das ABC des Marxismus kennt, wissen, daß aus diesem Tausch und dieser Freiheit des Handels unvermeidlich die Verteilung der Warenproduzenten in Kapitalisten und Arbeiter erfolgen wird, d.h. Wiederherstellung der kapitalistischen Lohnsklaverei, die nicht aus dem Himmel fällt, sondern in der ganzen Welt gewachsen ist gerade aus der Warenlandwirtschaft. Das wissen wir theoretisch ausgezeichnet und ein jeder in Rußland, der das Leben des Kleinbauern und seine ökonomischen Verhältnisse kennt, kann nicht umhin, das nicht zu merken."**)

Die Bolschewiki glaubten aber mit Lenin, daß die Nep parallel mit der Entwicklung der kapitalistischen Beziehungen auch die Entwicklung der sogenannten "sozialistischen Elemente" fördert. Noch mehr: die Bolschewiki behaupten heute, daß diese "sozialistischen Elemente" sich schneller als die kapitalistischen Produktions- und Verkehrsverhältnisse entwickeln, so daß die ersteren und somit auch die sozialisti-

schen Gesellschaftsbeziehungen siegen werden, indem sie die letzteren immer mehr verdrängen: deshalb entspricht die Nep nicht nur den unmittelbaren Interessen der Arbeiterklasse, sondern sie ist auch ihrem Klassencharakter nach eine proletarische Politik, weil sie letzten Endes zum Kommunismus führt.

Die sogenannten "sozialistischen Elemente" in der gegenwärtigen russischen Oekonomik sind die Staatsunternehmungen und die verschiedenen Arten von Genossenschaften.

Daß die Genossenschaften unter den Bedingungen der Warenproduktion nichts mit Sozialismus gemein haben und daß sie nichts anderes als Erwerbsgesellschaften der kleinen Warenproduzenten und Kapitalisten sind - das bedarf keines Beweises. Was die zweite und wichtigste Art von "sozialistischen Elementen" - die Staatsunternehmungen - anbetrifft, so haben sie auch nichts mit Sozialismus gemein. "Es sind" - schreibt Marx - "zwei Charakterzüge, welche die kapitalistische Produktionsweise von vornherein auszeichnen... Das zweite, was die kapitalistische Produktionsweise speziell auszeichnet, ist die Produktion des Mehrwerts als direkter Zweck und bestimmendes Motiv der Produktion.[***)]

Diese Charakterzüge trägt auch die Staatsindustrie (um von den anderen Staatsunternehmungen, z.B. den Banken, nicht zu reden); sie produziert Waren für den Markt und dabei auf kaufmännischer Grundlage, ausgehend von dem Gesichtspunkt der Rentabilität, d.h. vom Gesichtspunkt des Profits.

Das einzige Merkmal, auf das sich die Bolschewiki berufen, zum Beweis des "sozialistischen Charakters" der Staatsunternehmungen, speziell der Staatsindustrie, ist der Umstand, daß sie Eigentum des Staates sind, und der Staat, versichern sie, ist ein Arbeiterstaat, folglich sind die Staatsunternehmungen Eigentum der Arbeiterklasse. Die bolschewistische Argumentation bezweckt, zu "beweisen", daß die Arbeiterklasse im Besitz sowohl der Arbeitskraft als auch der Produktionsmittel ist; und der Kapitalismus, wie jeder Marxist weiß, zeichnet sich durch die Trennung der Produktionsmittel von der lebendigen Arbeitskraft und die Verwandlung der Produktionsmittel in Eigentum der Bourgeoisie aus. Diese Eigentumsverhältnisse - einerseits die Bourgeoisie als Besitzerin der Produktionsmittel, andererseits das Proletariat als Besitzer und Verkäufer der Arbeitskraft - existieren nach der offiziellen bolschewistischen Theorie nicht in den Staatsunternehmungen; infolgedessen sind sie nicht kapitalistisch, sondern sozialistisch.

Nur ein Blick auf die Beziehungen zwischen den Verwaltungen und der Arbeiterklasse genügt, um die Unzulänglichkeit dieser Argumentation zu zeigen. Die Beziehungen zwischen Staatsunternehmungen und Arbeitern sind Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Käufern und Verkäufern der Ware Arbeitskraft. Die russischen Arbeiter schließen Tarifverträge mit den Staatsunternehmungen ab; zur Realisierung des Wertes der Ware Arbeitskraft treten sie in Konflikte ein und sie führen sogar Streikkämpfe gegen die Staatsunternehmungen; schließlich werden die Arbeiter der Staatsunternehmungen abgebaut und als Arbeitslose auf die Straße hinausgeworfen, so wie aus den privatkapitalistischen Unternehmungen und auch denen der kapitalistischen Staaten. Es ist klar, daß die angeblichen Eigentümer der

Produktionsmittel, d.h. der Staatsunternehmungen, nicht mit sich selbst Tarifverträge abschließen und in Konflikte und Streiks eintreten können; sie können schließlich sich nicht selbst abbauen und außerhalb "ihrer" Fabriken als Arbeitslose stellen.
Die Tatsache, daß die Arbeitskraft in Rußland noch Ware bleibt, deren Wert und Schicksal dem blinden Marktgesetze der Warenwirtschaft unterworfen ist; die Tatsache, daß die Arbeiter ein Anhängsel und nicht Herren der Produktionsmittel sind, zeigt, daß die Arbeiterklasse nicht ein realer, sondern nur fiktiver Besitzer der Staatsunternehmungen ist. Die logische Spekulation, mit welcher die Bolschewiki beweisen wollen, daß die Arbeiterklasse Eigentümer der Staatsunternehmungen ist, und daß diese folglich sozialistisch sind, kann mit demselben Erfolge auch von der Noske- und Macdonald-Demokratie angewandt werden, um zu beweisen, daß der "Sozialismus marschiert", wenn sie an der Macht sind. Eine solche Spekulation kann jedoch weder in England und Deutschland, noch in Rußland den kapitalistischen Charakter der Staatsunternehmungen, resp. der Staatsindustrie, verdecken. Wie wenig die russischen Arbeiter selbst mit dem bolschewistischen Gerede von dem sozialistischen Charakter der Staatsindustrie einverstanden sind, mußte auch Rjasanow auf dem XIV. Parteitag der Bolschewiki zugeben, indem er sagte: "Genossen, trotzdem unsere Unternehmungen von "konsequent-sozialistischem Typ" sind, müssen wir oft - und das müssen wir offen gestehen - für die Arbeiter, die dort arbeiten, schreiben: Das ist Sozialismus und nicht Kapitalismus. Da sie dort die alten kapitalistischen Gepflogenheiten in sozialistischer (?!) Ausstattung treffen". (Prawda, 3. 1. 26.)
Außer dem Umstand aber, daß die Staatsindustrie und die anderen Staatsunternehmungen nichts gemein mit sozialistischen Produktionsformen haben, sondern rein staatskapitalistisch sind, muß unterstrichen werden, daß die zukünftige ökonomische Entwicklung Rußlands sich nicht in der Form des Staatskapitalismus, sondern in Form des Privatkapitalismus vollziehen wird, d.h. nicht, wie die Bolschewiki versichern, auf dem Wege der Verdrängung des Privatkapitals von dem staatlichen, sondern umgekehrt! Der Grund dafür liegt in der Beweglichkeit und Konkurrenzfähigkeit des Privatkapitals, die ihm eine schnellere Akkumulation ermöglichen, d.h. eine schnellere Entwicklung als dem Staatskapital, das wegen seines bürokratischen Charakters einen großen Teil des Mehrwertes unproduktiv verbraucht.
(Proletarier. Kommunistische Zeitschrift für Revolutionären Klassenkampf. Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands, Heft 10, 1926, S. 172-175)

*) N. Lenin, Ges. Werke, Bd. VI, S. 329 (russ.).
**) N. Lenin, Ges. Werke, Bd. XVIII, 1. Teil, S. 140.
***) K. Marx, Das Kapital, Hamburg 1922, Bd. III, 2. Teil, S. 416/17.

Rezensionen und Hinweise

Hans-Arthur Marsiske, Eine Republik der Arbeiter ist möglich. Der Beitrag Wilhem Weitlings zur Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika 1846 - 1856, Hamburg 1990, 341 S. (= Forschungsberichte des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Bd. 5)
Wilhelm Weitling. Ein deutscher Arbeiterkommunist: Materialien der internationalen Arbeitstagung Wilhelm Weitling, Geschichte - Theorie - Perspektive vom 27. bis 29. September 1988 in Hamburg, Hrsg. v. Lothar Knatz und Hans-Arthur Marsiske, Hamburg: Ergebnisse Verlag, 1989, 252 S.

(1) Eine Geschichtsschreibung, die sich von der Vorstellung einer zunehmenden "Reife" der Arbeiterbewegung leiten läßt, einer Reifwerdung, die mit den modernen gewerkschaftlichen und parteilichen Organisationsformen zu einem gelungenen Ende gekommen sein soll, wird zwangsläufig all diejenigen Formen und Inhalte der Geschichte des Widerstandes und der Arbeit als unzulänglich, nebensächlich, unproduktiv, gar hinderlich ansehen, die dem modernen Resultat nicht zugearbeitet haben. Mit der "Reifekonzeption" wird freilich übersehen, daß es Zeiten der geschichtlichen Offenheit gegeben hat, in der es den Arbeitern sinnvoll und möglich erschien, gegen ihre gewaltsame Umwandlung in kapitalistische Lohnarbeiter Widerstand zu leisten und darüber hinaus noch andere Produktions- und Lebensweisen zu entwerfen und für deren Verwirklichung praktisch einzutreten. Die kapitalistische Produktionsweise war eben noch nicht zum selbstverständlichen Naturgesetz geworden, das es nicht zuletzt durch die Vorläufer der modernen Gewerkschafts- und Parteiorganisationen für die Arbeiter werden sollte.

Dabei bleibt auch zu beachten, daß die Arbeiterbewegungen nur ein Teil des Volks- und Massenwiderstandes gegen die Etablierung der kapitalistischen Produktionsweise waren. Dem Volk, was immer das heißen mag, erschien es meist besser und vernünftiger, sich gegen die Zerstörung seiner gewohnten Lebenswelt zur Wehr zu setzen, als sich den neuen aufkommenden Lebens-, Verhaltens- und Arbeitsbedingungen kampf- und widerstandslos anzupassen; vielfältige Formen des Widerstandes und der Organisationsbildung wurden dabei von den Volksmassen eingesetzt und gehandhabt - die massenhafte Delinquenz und die Subsistenzunruhen in dieser Zeit sind auch von den Zeitgenossen oft beschrieben worden.

Weitling und den Arbeiterkommunisten geht es zwar vor allem darum, alle Arbeiter zusammenzuführen und ihren Widerstand einheitlich zu organisieren und damit effektiv zu machen, damit jedem die Existenz in Würde und Gleichheit gesichert werde, aber sie übersehen dabei doch nicht den "natürlichen" Widerstand der Massen, mit dem sie sich solidarisieren und den sie ins revolutionäre Kalkül ziehen mußten, wenn sie eine andere Gesellschaftsordnung verwirklichen wollten.

In dieser Arbeiter- und Volksmassen zusammenführenden, die Exklusivität des Arbeiterstandpunktes in den allgemeinen Massenwiderstand integrierenden Konzeption liegt ein Teil der Sprengkraft des Denkens und Handelns von Weitling.

Gewerkschaftliche Organisationen und Parteien, wie wir sie kennen und für die auch sicherlich Vorläufer zu finden sind, sind in diesem Schema schon Ausdruck einer Niederlage der Kämpfe der Volksmassen und der arbeitenden Klassen und Ausdruck der Akzeptanz und Dominanz des Kapitalismus. Die Funktion der Vorläufer bestünde dann darin, Geburtshelfer der neuen, kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu sein.

Sehen wir die "Geburt" des Kapitalismus, so verliert er seine Natürlichkeit und wird geschichtlich. Diese Unnatürlichkeit und Geschichtlichkeit anzuerkennen, ist eine Voraussetzung dafür, daß offene Geschichtssituationen mit ihren Gestaltungsmöglichkeiten überhaupt wahrgenommen werden. Je natürlicher uns unsere Gesellschaft erscheint, desto weniger sind wir fähig, die geschichtlichen Alternativen und Möglichkeiten wahrzunehmen, die es gegeben haben mag und gibt.
Geleitet von modernen Partei- und Organisationskonzepten und von einem evolutionistischen Reifekonzept ist die ganze Breite der Geschichte des Widerstandes und der Arbeit noch nicht zur Kenntnis genommen worden. Ein offener Blick auf diese Geschichte wird zukünftig aus zwei Gründen erleichtert werden: Parteigeschichtsschreibung verliert angesichts des Zusammenbruchs der kommunistischen Welt ihre legitimatorische Bedeutung. Das gilt für Sozialdemokraten genauso wie für Parteikommunisten; es bringt jetzt wenig oder gar nichts ein, die Geschichte nach dem eigenen Abbild oder Vorbild zu modulieren (freilich gibt es neue Varianten der Legitimation).
Das Massenelend, die Verelendungsprozesse und die verschiedenen Formen des Protestes in der "Dritten" Welt, die auch in der "Ersten Welt" präsent ist, zwingen jetzt dazu, Sozialismus und Kommunismus darauf als Antworten zu lesen, die mit den Bewegungen von Arbeitern und ihren Organisationen nicht zusammenfallen und die mit neuen bzw. erweiterten Inhalten und Trägern zu füllen sind.
Bei einer Neuaneignung dieser Widerstandsgeschichte könnte sich herausstellen, daß im 19. Jahrhundert während der Übergangsphase von einer feudal geprägten Gesellschaft zur Dominanz des Kapitalismus eine weltgeschichtliche Chance nicht genutzt werden konnte und damit der Siegeszug der kapitalistischen Gesellschaftsordnung durch die Welt begann.
Nebenbei könnten wir - als Geschichtsarchivare im Zentrum Europas - dabei die Einsicht gewinnen, daß wir auf seiten des Siegers stehen und Nutznießer dieser Entwicklung sind: wider Willen oder nicht, mit revolutionärer oder einer anderen Rhetorik - im Effekt könnte das gleichbleiben.
(2) Sicherlich wird Hans-Arthur Marsiske diesen Überlegungen, die durch seine Arbeit angeregt wurden, nicht ohne weiteres zustimmen, doch bemüht er sich gerade darum, die breite Skala der Widerstandsformen im Arbeiterkommunismus und bei Weitling sowie die geschichtlichen Möglichkeiten ihrer Praxis dem Leser eindringlich sichtbar zu machen.
Die Darstellung beginnt mit Weitlings Entlassung aus dem Züricher Gefängnis und widmet sich im ersten Kapitel noch einmal den Auseinandersetzungen im Brüsseler Kommunistischen Korrespondenzkomitee, die Weitlings Übersiedlung nach Amerika zur Folge hatten. In diesen Auseinandersetzungen spielt auch der Streit um Weitlings "Systemarbeit" eine - wenn auch untergeordnete - Rolle, die von Marsiske im Anschluß an Max Nettlau und Ernst Barnikol wie folgt interpretiert wird:
Weitling hatte Teile von Fourier, Owen und Cabet übersetzt und mit seinen eigenen kommunistischen Ideen verglichen. Für diese "Systemarbeit" bemühte sich Weitling in Brüssel um einen Verleger. Dabei kam er Marx und Engels in die Quere, die gemeinsam mit Moses Heß eine mehrbändige Bibliothek ausländischer Sozialisten in deutscher Übersetzung herausbringen wollten und dafür ebenfalls einen Verleger suchten. Weitling konnte es nicht verstehen, daß seine "Systemarbeit" insbesondere von Marx und Engels kritisiert wurde, während sie doch selbst an Übersetzungen

arbeiteten. In der Kontroverse wurde dann zwischen den beiden, doch recht unterschiedlichen Vorhaben nicht weiter unterschieden, so daß auch diese Konkurrenzsituation ein übriges zum Bruch in Brüssel tat.
Die weiteren Kapitel behandeln die verschiedenen organisatorisch-programmatischen Konzepte, die Weitling für die Arbeiterbewegung in Amerika entwickelte: Befreiungsbund (1847-1849), Arbeiterverbrüderung und Arbeiterkongreß (1850-1851), Arbeiterbund (1851-1855).
Besondere Aufmerksamkeit widmet Marsiske der kommunitarischen Siedlung Communia, deren Geschichte er weitgehend auf der Grundlage bisher unveröffentlichten Materials beschreibt. Der Anschluß dieser Siedlung an den Arbeiterbund führte anfänglich zu großen Hoffnungen, trug aber letztendlich zum Scheitern sowohl der Siedlung als auch des Bundes selbst bei.
Für diesen ersten Teil seiner Arbeit wertet Marsiske systematisch die "Republik der Arbeiter" aus, eine Arbeiterzeitung, die Weitling von 1850 - 1855 mit großen Erfolg in New York herausgab. Es zeigt sich dabei, wie wichtig die Auswertung der "Republik der Arbeiter" ist und wie notwendig es gleichzeitig ist, die bisher für Weitlings Amerika-Zeit maßgeblichen Arbeiten von Hermann Schlüter und Carl Wittke einer kritischeren Lektüre zu unterziehen.
Der zweite Teil der Arbeit behandelt Weitlings Verhältnis zu zeitgenössischen Reformbestrebungen in Amerika, zur Landreform und Politik, zur Währungs- und Bodenreform, zum Kommunitarismus und zu Streiks und Gewerkschaften. Dabei geht es Marsiske insbesondere darum, das Bild eines realitätsfernen Weitling zu zerstören: Es gelingt z.B., das wohl von Schlüter tradierte Urteil, Weitling habe Streiks und Gewerkschaften abgelehnt sowie die aufkommende Gewerkschaftsbewegung kritisiert, zu revidieren, indem Weitlings sehr differenziertes Urteil über Streiks und Gewerkschaften vorgestellt wird.
Im Schlußkapitel wird, ausgehend vom Stand der Kapitalakkumulation in den Vereinigten Staaten, der Nachweis geführt, daß Weitlings Programmatik mit den Schwerpunkten Landreform und Währungs- und Bodenreform der damaligen gesellschaftlichen Situation durchaus gerecht wurde: Bodenspekulation und Währungssystem waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Amerika bedeutende Bereicherungsquellen, die bald darauf durch die Spekulation in Verbindung mit dem Eisenbahnbau noch übertroffen wurden. Weitling wollte diese Quellen stopfen, er kämpfte gegen vorherrschende Fraktionen des Kapitals.
In Amerika hatte es Weitling nicht mit einem entwickelten Industriekapitalismus zu tun, den wir oft als Maßstab für die Theorie und Praxis der Arbeiterkommunisten anwenden, sondern er versuchte ja gerade, die Entwicklung in Richtung auf einen entwickelten Industriekapitalismus zu stoppen. Er wußte, daß dies nur mit einer geeinten Arbeiterbewegung möglich war, die er in seiner Amerikazeit auf verschiedenen Wegen herstellen wollte.
Diese Studie hat den Realitätsgehalt der Weitlingschen Theorie und Praxis in Amerika herauspräpariert und damit endgültig das Vorurteil widerlegt, Weitling habe sich in Amerika realitäts- und praxisfern verhalten; außerdem hat sie einen soliden Grundstein für eine weitere Erforschung der Amerika-Zeit Weitlings gelegt.
(3) Unter dem Titel "Wilhelm Weitling. Ein deutscher Arbeiterkommunist" stellen Lothar Knatz und Hans-Arthur Marsiske die Materialien einer internationalen Arbeitstagung vor, die 1988 in Hamburg stattfand.

In ihrer Einleitung geben die Herausgeber eine inhaltliche Kurzbeschreibung der Tagungsbeiträge, sie schreiben, wenn man so sagen will, eine eigene Rezension, wobei es zwischen den Zeilen spürbar bleibt, daß die arbeiterkommunistische Bewegung insgesamt mit dem Kriterium des "Wissenschaftlichen Sozialismus" gemessen wird.
Die Vorstellung der Tagungsmaterialien beginnt mit einem auf der Tagung als Eröffnungsrede vorgetragenen Aufsatz von Waltraud Seidel-Höppner, die als unbestrittene Autorität der Weitling-Forschung und der Forschung des deutschen Arbeiterkommunismus das Leben und Werk Weitlings bilanziert und damit zugleich den internationalen Forschungsstand aufzeigt.
Es folgen die Tagungsbeiträge von Jakow Rokitjanski und Joachim Höppner zum Thema: "Die 'Menschheit' im Kontext des Revolutionszyklus 1789 bis 1848: Von der Französichen Revolution zum Kommunistischen Manifest"; das Thema "Ökonomische Ausbeutung und sozialer Protest" behandeln die Beiträge von John Breuilly und Arno Herzig; die theoretischen Aspekte des Arbeiterkommunismus beleuchten die Aufsätze von Martin Hundt, Ahlrich Meyer und Wolfgang Meiser; die "Quellenlage und Forschungsperspektiven" werden zum Schluß in Beiträgen von Manfred Hahn und Marsiske vorgestellt.
Folgende Beiträge möchte ich hier kurz skizzieren:
Rokitjanski wendet sich in seinem Beitrag "Über zwei unerforschte Perioden der Geschichte des deutschen utopischen Arbeiterkommunismus" zunächst der Programmdiskussion im Bund der Gerechten in Paris im Zeitraum nach dem Erscheinen von Weitlings Broschüre "Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte" (1838) und Weitlings Abreise in die Schweiz 1841 zu. Zum ersten mal wird die aus Liedertexten und Gedichten bestehende Sammlung "Volks-Klänge", die 1841 auf Veranlassung des Bundes der Gerechten in Paris erschien, als politischer Text des deutschen Arbeiterkommunismus gelesen (vgl. aber auch Wolfgang Schieders Arbeit Wilhelm Weitling und die politische deutsche Handwerkerlyrik im Vormärz). Eine genaue Lektüre der Beiträge von Karl Schapper, Heinrich Arends, Weitling und anderen in dieser Sammlung ermöglicht Einblicke in die Fortentwicklung arbeiterkommunistischer Ansichten unmittelbar nach der Verabschiedung der Programmschrift "Die Menschheit" und unterstreicht noch einmal die kollektive Art der Theoriebildung unter den Arbeiterkommunisten. Wohl auch nicht zufällig gab der Bund der Gerechten eine Liedersammlung heraus; besser als mit theoretischen Schriften konnten die Arbeiter im damaligen Milieu mit Liedern für die kommunistischen Ansichten gewonnen werden.
Im zweiten Fall beleuchtet Rokitjanski die Entwicklung des deutschen Arbeiterkommunismus in der Schweiz, und zwar nach der Verhaftung Weitlings im Juni 1843 in Zürich. Bisher galt, daß der Arbeiterkommunismus in der Schweiz in den Folgejahren immer mehr verfiel und keine theoretische Leistungskraft mehr besaß. Rokitjanski stellt dem entgegen, daß nach der Verhaftung Weitlings weitere Arbeitervereine gegründet wurden, daß die Kooperation zwischen diesen Vereinen weiterging und daß weitere kommunistische Literatur produziert und verbreitet wurde. Sebastian Seiler und August Becker, so Rokitjanski, hätten eine Reihe *"unreifer Ideen Weitlings"* überwunden und den Arbeiterkommunismus intellektuell sogar voranbringen können. Er verweist dabei auf Seilers anonym erschienene Broschüre "Der Schriftsteller Wilhelm Weitling und der Kommunistenlärm in Zürich" und auf die ebenfalls

von ihm verfaßte anonyme Schrift "Über den Kommunismus in der Schweiz"; desgleichen führt er einige Arbeiten von August Becker an, insbesondere die Broschüre "Was wollen die Kommunisten?" Den in der Schweiz agierenden Kommunisten August Becker und Sebastian Seiler, nicht den "Gerechten" in Paris oder London komme innerhalb der Gesamtentwicklung des im Bund der Gerechten organisierten Arbeiterkommunismus vom Juni 1843 bis August 1844 die führende Rolle als Theoretiker zu.
Interessant für den Leser dürfte es auch sein, die Ausführungen von Hundt zur *"Diebstahlstheorie Weitlings"* und den Beitrag von Meyer zu *"Weitlings sozialrevolutionäre(n) Konzepten(n)"* miteinander zu vergleichen: Hier die orthodoxe Position, die in Weitlings Gedanken eine *"zeitweilige Verirrung"* sieht; Vorbild der Beurteilung bleibt dabei das Modell einer von der Industriearbeiterschaft unter Führung der kommunisitschen Partei zum historisch richtigen Zeitpunkt durchgeführten Revolution. Dort der Versuch, Weitlings Kommunismus, insbesondere auch die sog. Diebstahlstheorie, in den Kontext der Massenbewegungen des Vormärz - Subsistenzunruhen und massenhafte Delinquenz - zu stellen und von dorther diese Theorie als Ausdruck einer Unterströmung im Arbeiterkommunismus Weitlings zu verstehen.
Marsiske kündigt in seinem Beitrag ein Editionsprojekt an: "Wilhelm Weitlings gesammelte Werke". Er beschreibt das Scheitern aller bisherigen Editionsversuche der Schriften Weitlings und skizziert seinen eigenen Editionsplan der Weitling-Schriften. Leider wird dem Scheitern der bisherigen Pläne der Herausgabe von Weitlings Schriften ein weiteres Kapitel hinzugefügt werden müssen, da Marsiske die Arbeit an diesem Projekt mittlerweile eingestellt hat.
Angemerkt sei noch, daß dieser Band sehr sorgfältig herausgegeben wurde. Besonders schön ist ein Fotoanhang, in dem u.a. die einzig bekannte Porträtaufnahme Weitlings, zwei der Wohnhäuser in New York und seine Grabstätte abgebildet sind. Ferner werden die Autoren und Teilnehmer der Tagung vorgestellt; ein Personenindex erleichtert die Auswertung des Tagungsbandes.
Für beide Publikationen zeigt sich das Hamburger Institut für Sozialforschung mitverantwortlich, das in den letzten Jahren für die Weitling-Forschung durchaus Wertvolles geleistet hat. Es bleibt zu hoffen, daß mit der Aufgabe der Weitling-Edition der einmal nachhaltig gesponnene Faden dieses Instituts zur Erforschung des Arbeiterkommunismus nicht abgeschnitten worden ist.

Alexander Brandenburg

Erik Gamby, Edgar Bauer. Junghegelianer, Publizist und Polizeiagent. Mit Bibliographie der E. Bauer-Texte und Dokumentenanhang, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus 32, Trier 1985, 102 S.
Edgar Bauer, Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852-1861. Herausgegeben von Erik Gamby, Schriften aus dem Karl-Marx-Haus 38, Trier 1989, 630 S.
Edgar Bauer, 1820 geborener jüngerer Bruder des zweifellos bekannteren Bruno Bauer, gehörte in den Jahren des Vormärz zu jenen radikalen junghegelianischen Publizisten, die mit ihrer Kritik an den preußisch-deutschen Verhältnissen auf ihre Weise zur Vorbereitung der revolutionären Ereignisse der Jahre 1848/49 beitrugen.

Von 1838 bis zur zwangsweisen Exmatrikulation im Februar 1842 an der Berliner Universität eingeschrieben, gehörte er zum "Doktorclub", später zu den "Freien", kannte Karl Marx und Friedrich Engels (die in ihrer "Deutschen Ideologie" u.a. auch mit ihm abrechneten), publizierte u.a. in den von Arnold Ruge herausgegebenen "Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst" sowie in der von Karl Marx redigierten "Rheinischen Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe" und veröffentlichte in schneller Folge zahlreiche Broschüren und Bücher, in denen er - so Erik Gamby in seiner biographischen Skizze, mit der die erste historiographische Würdigung Edgar Bauers überhaupt vorliegt - *"unter dem Einfluß von Proudhon, Weitling, Stirner und Heß nach und nach eine diffuse Ideologie auf(baute), die darauf vertraute, daß die Eigentumslosen alle Privilegien abschaffen würden"*. Im August 1843 wurde seine Schrift "Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat" beschlagnahmt, Bauer wurde wegen *"Erregung von Mißvergnügen gegen die Regierung, Beleidigung der Religionsgemeinschaften und Majestätsbeleidigung"* angeklagt und schließlich nach zwei Prozessen zu vier Jahren Festungshaft verurteilt, die er im Mai 1845 antreten mußte, ehe die Amnestie für alle politischen Gefangenen vom März 1848 auch ihn auf freien Fuß setzte. Er engagierte sich anschließend in Berlin im "Demokratischen Club", mußte aber bereits im August 1848 nach Ausstellung eines Haftbefehls untertauchen und hielt sich für kurze Zeit in Wien auf, ehe er Anfang 1849 in die nicht unter preußischer Verwaltung stehende freie Reichsstadt Hamburg, später nach Altona umzog, wo er sich im Zusammenhang mit den schleswig-holsteinischen Unabhängigkeitsbestrebungen nach und nach zum publizistischen Vertreter dänischer Interessen entwickelte. Als ihm Anfang 1851 die preußische Polizei auf die Spur kam, emigrierte er über Kopenhagen, wo er seine dänischen Kontakte vertiefte, im Oktober 1851 nach London.

In London, dem Zentrum der damaligen europäischen Emigration, begann Edgar Bauer mit jenen 'publizistischen' Aktivitäten, deren Aufdeckung vor einigen Jahren einer kleinen Sensation gleichkommt. Bereits während seines Aufenthaltes in Kopenhagen hatte Bauer den dortigen Polizeidirektor Cosmus Braestrup kennengelernt, der wiederum mit den deutschen Kommunistenverfolgern Eberhard, Wermuth, Hinckeldey und Stieber Kontakt hielt und bei einem Besuch in London 1852 Bauer für eine Zusammenarbeit gewinnen konnte. In den folgenden Jahren, zwischen November 1852 und Mai 1861, hat Bauer in insgesamt 135 Berichten und mehr als 50 Briefen in aller Ausführlichkeit - wenn auch erst, wie Gamby vermutet, *"nach großer Selbstüberwindung"* - ein eindringliches und faszinierendes Bild der europäischen Emigration gezeichnet, wobei Karl Marx, mit dem Bauer in diesen Jahren engen Kontakt pflegte, ohne sein Wissen einer von Bauers *"wichtigsten Gewährsmänner(n)"* gewesen sein dürfte. Abgebrochen wurden Bauers Aktivitäten, als er nach einer Amnestie 1861 nach Deutschland zurückkehrte, wo er weiterhin publizistisch aktiv war und nach vielerei persönlichen Katastrophen verarmt und weitgehend vergessen im August 1886 starb.

Die jetzt gedruckt vorliegenden Berichte und Briefe wurden 1980 von dem Herausgeber Erik Gamby im Reichsarchiv Kopenhagen entdeckt, wo sie jahrzehntelang mit einem Geheimstempel versehen lagerten und somit der Forschung nicht zugänglich waren. Bauer war in seiner Londoner Zeit zwar Mitglied des dortigen "Arbeiterbildungsvereins" geworden und zudem zumindest zeitweise in der "International Association", einer Nachfolgeorganisation der "Fraternal Democrats" aktiv, hielt

sich ansonsten aus den politischen Aktivitäten der Emigranten aber weitgehend heraus; seinen Lebensunterhalt verdiente er sich - neben den Einkünften aus seiner Agententätigkeit - mit vielfältigen und umfangreichen publizistischen Aktivitäten, teilweise in direktem dänischem Auftrag. Von daher dürfte es auch für seine Zeitgenossen nicht verwunderlich gewesen sein, daß er trotz seiner weitgehenden politischen Inaktivität Kontakte zu vielen revolutionären Einzelkämpfern und Gruppierungen hielt. Den ersten Bericht lieferte Bauer Anfang November 1852, die nächsten drei folgten im Dezember des gleichen Jahres sowie im April und Juni 1853; danach brach der Kontakt zu Braestrup für mehr als drei Jahre ab, ehe Bauer seine Berichterstattung im September 1856 - nunmehr regelmäßig - wieder aufnahm. In den ersten vier Berichten befaßte sich Bauer fast ausschließlich mit deutschen Emigranten, wobei er jedoch nicht nur auf deren aktuelle Lage in England einging, sondern insbesondere ihre Aktivitäten vor und während der Revolutionsereignisse von 1848/49 nachzuzeichnen und jeweils individuelle Charakterisierungen vorzunehmen bemüht war. Von Marx heißt es, daß er *"zu dialektisch gebildet (ist), um auf die Länge der Zeit Volksführer sein zu können. Seine Verehrung für den vierten Stand ist nicht aufrichtig genug, um seinem wissenschaftlichen Streben einen Zaum anzulegen, und sein philosophisches Entwickelungsbedürfniß schlägt seiner Volksführerschaft stets ein Schnippchen"*; August Willich dagegen, Gegner von Marx im "Bund der Kommunisten", *"gebot seinem Denken Stillstand, und findet fortan seine Aufgabe darin, die Phrasen des Communismus durch alle Tonarten der Sentimentalität, des Prophetentums, des Terrorismus hindurch zu moduliren"*. Karl Heinzen scheint Bauer zufolge *"nach dem Ruhm zu streben"*, *"der Deutsche Classiker des Terrorismus zu heißen"*, in Gottfried Kinkel sah er den *"Repräsentanten des weiblichen Princips unter den Deutschen Demokraten"* und Wilhelm Weitling, so will Bauer vernommen haben, *"soll neuerdings das Evangelium Napoleon predigen, indem er den Kaiser der Franzosen als den prädestinirten Welterlöser darstellt, welcher das Reich der Gütergemeinschaft auf Erden heimisch machen werde"*.

Nach der Wiederaufnahme der Berichterstattung im Herbst 1856 widmete sich Bauer verstärkt der in England konzentrierten internationalen Emigration, aber auch den politischen Entwicklungen und Auseinandersetzungen in England selbst. In seinem fünften Bericht - dem ersten nach der dreijährigen Unterbrechung - stellte Bauer zwar fest, *"daß meine Collegen in der Demokratie, welche mit verstimmter desperater Hoffnung an ihrem Katechismus festhielten, zu einer bloßen historischen Ruine"* geworden seien, weist aber zugleich darauf hin, daß, *"wenn auch die Demokratie dahingeschieden, so doch die Demokraten geblieben (sind)"*. Demzufolge beschreibt er seine zukünftigen Aufgaben wie folgt: *"Erstens werde ich nachzuweisen haben, wie die Demokratie inmitten der Täuschungen, welche sie aus dem Verlauf der Europäischen Verhältnisse erndtete, erkrankt ist. Zweitens werde ich zu zeigen haben, an welchen Stellen die Demokratie sich gegenwärtig als Werkzeug diplomatischer Projecte verwenden läßt. Und drittens werde ich einzelne Charaktere, Persönlichkeiten, sporadische Parteibestrebungen zu schildern haben."* Man darf wohl zurecht behaupten, daß Bauer diesem von ihm selbst gesetzten Programm treu geblieben ist; in den folgenden Jahren entwarf er ein umfassendes Bild der revolutionären Bestrebungen, Pläne und Verschwörungen, in die Emigranten aus Italien (Giuseppe Mazzini), Frankreich (Louis Blanc, Alexandre-Auguste Ledru-Rollin), Ungarn (Lajos Kossuth), Griechenland (Neocles Mussabini) und anderen Ländern

verwickelt waren. Bauer beschränkte sich dabei niemals auf die jeweils aktuellen Aktivitäten, sondern zeigte sich immer bestrebt, die Einzelheiten in einen größeren historischen Kontext einzubetten und somit in gewisser Weise geschichtliche Entwicklungslinien aufzuzeigen; daß er dabei vielfach auf Spekulationen und Gerüchte angewiesen war, versteht sich angesichts der besonderen Situation der Emigranten von selbst. Ohne Zweifel kann man dem Herausgeber Erik Gamby zustimmen, wenn er schreibt, daß Bauer *"wie kaum ein anderer Zeitgenosse... ein Ganzheitsbild der revolutionären Emigration in England"* zeichnet, das insbesondere über den Vorteil verfügt, *"eine zeitgenössische Beschreibung der Geschehnisse"* zu geben und somit einen auch für die zukünftige historiographische Forschung *"wertvollen Beitrag zur Geschichte der europäischen Opposition in der Mitte des 19. Jahrhunderts"* zu liefern.

Wolfgang Braunschädel

Reinhart Kößler, Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 1990, 514 S.

"Wenn wir die Geschichte an irgendeinem Punkt anhalten, finden wir keine Klassen, sondern schlicht und einfach eine Vielzahl von Individuen mit einer Vielzahl von Erfahrungen. Betrachten wir jedoch diese Menschen während einer ausreichend langen Zeitspanne gesellschaftlicher Veränderung, so erkennen wir Muster in ihren Beziehungen, ihren Ideen und ihren Institutionen. Indem Menschen ihre eigene Geschichte leben, definieren sie ***Klasse****, und dies ist letzten Endes die einzige Definition."*

Das Zitat stammt aus dem Vorwort zu E.P. Thompsons bahnbrechendem Werk "The Making of the English Working Class". Der Gedanke, daß die Klasse *"sich selbst macht"*, ist zwar im englischen Titel des Buches, nicht aber in dem der deutschen Übersetzung enthalten, aus der die einleitenden Sätze übernommen sind ("Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse", 2 Bände, Frankfurt a.M: Suhrkamp, 1987, S. 10).

Thompson spricht bewußt von *"The Making"*, weil er die Marxsche Aufspaltung der Klasse in eine *"Klasse an sich"* und eine *"Klasse für sich"* nicht akzeptiert. Erstere wäre für ihn nur passives Objekt oder Anhängsel des Industrialisierungsprozesses, letztere schon wieder zu sehr unter "Organisation", "Partei", "Sekte", "Theorie" etc. subsumiert; vernachlässigt würde in beiden Fällen Klasse als *"historisches Phänomen"* (ebd., S. 7).

Kößlers Münsteraner Habilitation ist keine historische Arbeit in dem Sinne, daß ihr Verfasser in Archiven und Bibliotheken noch unerforschte Quellenbestände zur Geschichte von Arbeitskultur in England und Sowjetrußland ausgewertet hätte. Von historiographischem Interesse ist sie dennoch, weil der Autor die Literatur zum Themenkomplex "Industrialisierung und Arbeiterklasse" ausgewertet hat. Kößler schlägt einen weiten Bogen, von der "Kolonial-" oder "Bauernrevolution" und der "Dritte-Welt-Bewegung"; er nähert sich seinem Gegenstand auf dem Umweg über die Befreiungskämpfe im portugiesischsprachigen Afrika. Das Verfahren ist ebenso ungewöhnlich wie legitim, geht es doch darum, Fabrikarbeit im Gefolge von Industrialisierungs- und Modernisierungsprozessen zunächst einmal als *"Zumutung"*

an Menschen zu analysieren, die ganz andere Lebens- und Arbeitsformen gewohnt sind.
Unerheblich ist, ob der Handwerker in eine Spinnerei des Arckwrightschen Typus (water frame) - England um 1770 - oder der Muschik aus dem Gouvernement Twer in einen Petrograder Metallbetrieb - Sowjetrußland um 1920 - eintritt, oder ob gar die Führungsgruppe einer nationalen Befreiungsbewegung nach der Machteroberung darangeht, auf politischem Wege und von oben eine "Arbeiterklasse" zu schaffen. Immer werden an die betroffenen Menschen Verhaltensanforderungen gestellt, *"die keineswegs so selbstverständlich sind, wie sie (uns) nach einigen Generationen industrieller Entwicklung erscheinen."* (S. 7)
Was im ersten Moment wie eine Banalität aussieht, wird bei näherem Hinsehen als Fragestellung interessant. Die "Klasse an sich" ist selbst bereits das Ergebnis eines Prozesses, der mit "Industrialisierung" nur sehr unzureichend beschrieben wird, wenn man hierunter die simple *"Etablierung des Lohnverhältnisses"* (S. 96) in der Fabrik versteht. Um überhaupt zur "Klasse an sich" werden zu können, muß eine bestimmte Summe von Individuen zunächst eine Reihe grundlegender Veränderungen im Bereich von *"Zeitstrukturen, Gewohnheiten und anderen Aspekten des Alltags"* (ebd.) akzeptieren. Kößler behandelt eben diese subjektiven Seiten der "Klasse an sich" oder auch - anders ausgedrückt - all die *"Zumutungen"*, mit denen sich ein großer Teil der Bevölkerung abfinden muß, ehe er im Thompsonschen Epos von *"The Making"* auftreten darf.
Mit dem Begriff "Arbeitskultur" ist das eher schlecht als recht umschrieben. Aber wer von "Alltag" spräche, setzte sich sofort dem Verdacht aus, ideologische Motive mitzutransportieren. So kommt es wohl zu dem recht langweiligen Titel für ein alles in allem spannendes Buch. Wer sich durch den etwas schwierigen und doch notwendigen theoretischen Teil gequält hat, der wird dafür in Teil II mit einem Stück kurzweiliger Realhistorie der englischen Arbeiterklasse ante litteram entschädigt. Tatsächlich geht es in Kößlers Band nur noch um "Klasse" und nicht einmal mehr um "Bewegung".
Zu erfahren ist so, daß bei der Herausbildung einer "English working class" der Taschenuhr eine mindestens ebensogroße Rolle zufiel wie der methodistischen Sonntagsschule oder den "Friendly Societies" genannten Hilfsvereinen.
Teil III behandelt *"Arbeitskultur im Prozeß nicht-kapitalistischer Industrialisierung"* am sowjetrussischen Paradigma. Er ist wesentlich kürzer geraten als der England-Teil, enthält aber eine Reihe wichtiger Gedanken und basiert auf in der westlichen Diskussion zumindest partiell noch nicht berücksichtigtem Quellenmaterial. Kößler weist auf die zentrale Stellung der (vor allem) Petrograder Betriebskomitees in der Periode zwischen Februarrevolution und Oktoberumsturz hin und arbeitet deren produktivistische Orientierung heraus.* Er zeigt auch, daß die *"fabzawkomy"* bei der Durchsetzung von Arbeitskultur nicht viel anders verfuhren als der englische Fabrikherr des 18. Jahrhunderts. Die *"Arbeiterkontrolle über die Produktion"* erwies sich schon auf dieser Ebene oft genug als eine von der *"Arbeitervorhut"* im Betrieb über die Masse der Beschäftigten ausgeübte Kontrolle.
"Die Betriebskomitees zu staatlichen Organen zu erklären", schreibt Kößler weiter, *"erhält dann den Sinn, sie ausdrücklich als Kontroll- und Aufsichtsorgane nicht nur den Kapitalvertretern, sondern zugleich auch den Belegschaften gegenüberzustellen."* (S. 389) Von hier aus schien der Weg dann vorgezeichnet zur *"Ein-Mann-*

Leitung" der Betriebe und zur sowjetrussischen Taylorismus-Rezeption. Mit dem *"Verschwinden des Proletariats als Klasse"* in der Bürgerkriegszeit tauchten die unterschiedlichsten substitutionalistischen Gefahren auf; die Sowjetführung stand nun selbst vor der Aufgabe, vor der sich noch heute nationale Befreiungsbewegungen sehen, die das koloniale Joch abgeschüttelt haben: eine neue Arbeiterklasse auf politischem Wege und von oben zu schaffen, die ihrer Rolle als "herrschende Klasse" gerecht werden kann.

*) S. hierzu auch den Beitrag von R. Kößler, Überstunden für die "Aurora". Betriebskomitees in der Petrograder Rüstungsindustrie 1917 zwischen Betriebsräson und Selbstbestimmung, in: ARCHIV für die Geschichte des Widerstands und der Arbeit 10/1989, S. 15-40).

Rolf Wörsdörfer

Bärbel Meurer, Bürgerliche Kultur und Sozialdemokratie. Eine politische Ideengeschichte der deutschen Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1875, Berlin: Duncker & Humblot, 1988, 293 S.

Das eigentlich Interessante an der hier anzuzeigenden Osnabrücker Habilitationsschrift aus dem Jahre 1984 ist die neunseitige Einleitung, in der die Autorin ihre methodische Herangehensweise an das Thema begründet. Diese Annäherung erfolgt - nachdem mit der *"These von der Kontinuität gesellschaftlicher Entwicklung"* fester Boden gewonnen ist - in drei Schritten. Ausgehend von dieser *"These"* stellt Bärbel Meurer erst einmal fest, *"daß die Beschäftigung mit der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts - verstanden als Vorgeschichte der Gegenwart - nicht nur Aufgabe der geschichtswissenschaftlichen Forschung ist, sondern einen genuinen Forschungsgegenstand der Soziologie bildet"*. Allen Ansprüchen von Interdisziplinarität souverän aus dem Wege gehend und insbesondere die gerade bei einem historischen Thema schlechterdings nicht zu übersehenden intensiven methodologischen Überlegungen der Sozialgeschichtsschreibung und der aus dem Kontext der bundesdeutschen Geschichtsschreibung heraus entwickelten historischen Sozialwissenschaft mißachtend, ist die Autorin somit bei der Einzelwissenschaft Soziologie angelangt. In einem zweiten Schritt erfolgt dann konsequenterweise eine präzisierende Umschreibung ihres Verständnisses von Soziologie; Soziologie als Wissenschaft, so wird in einem kursorischen Überblick festgehalten, hat sich im Kontext *"der durch den Industrialisierungsprozeß hervorgerufenen Umbruchsituation"* an der Wende vom achtzehntem zum neunzehnten Jahrhundert herauskristallisiert, hat sich schließlich *"aus ihrer Verflechtung in die bürgerliche Bewegung"* herausgelöst und ist heute *"auf empirische Einzelforschung einerseits und abstrakt-formale Theorie andererseits"* reduziert. Diese Entwicklung - eine *"Selbstenthebung der Soziologie aus den sozialen Konflikten"* - ist zwar immer wieder kritisiert worden - Max Horkheimer und C. Wright Mills finden stellvertretend Erwähnung -, ohne daß dies jedoch größere Auswirkungen für das Selbstverständnis heute angesagter Soziologie hätte. Bärbel Meurer möchte die Soziologie aus ihrer positivistischen Selbstgefälligkeit, ihrem Desinteresse an einer Reflexion des jeweiligen gesellschaftlichen Kontextes befreien und dazu beitragen, ihr eine kritische Dimension zurückzugewinnen. Zwei Aspekte sind es, die sie insbesondere betont: *"Nicht nur durch ihren historischen Ansatz, sondern auch durch ihre geistesgeschichtliche Thematik unterscheidet sich die*

vorliegende Arbeit von gängigen Forschungsrichtungen der Soziologie". Mit diesen Worten hat sie das umschrieben, was in marxistischer Tradition als Verhältnis von Basis und Überbau oder als Verhältnis von ökonomischer Grundstruktur und Geistesgeschichte diskutiert wird, um schließlich - unter Bezug auf Dieter und Karin Claessens - auf einen gesellschaftliche Totalität erfassenden Begriff von Kultur - *"Kapitalismus als Kultur"* - zu rekurrieren. In einem dritten und letzten Schritt, der zugleich dem akademischen Arbeiten inhärenten Ritual des notwendigen Verweises auf die Beschränktheit der Arbeit genüge tut, folgt schließlich ein Hinweis auf einen in dieser Logik wichtigen Unterschied zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft: *"Die Konzentration aufs Wesentliche und der Mut zur Vernachlässigung einzelner Details sind es..., die eine soziologische von einer geschichtswissenschaftlichen Arbeit unterscheiden"*. Man ist - nach Lektüre der gesamten Arbeit - tatsächlich geneigt, diesen Hinweis als den entscheidenden Fingerzeig auf das Folgende zu nehmen.

Eingeteilt ist die Arbeit in zwei große Kapitel. Das erste - knapp ein Drittel des Gesamttextes umfassend - hat *"die Ursprünge des Liberalismus und des Sozialismus in Deutschland"* zum Thema und bietet einen Schnelldurchgang durch gut dreihundert Jahre deutscher Ideengeschichte, von der frühbürgerlichen Revolution mit ihren Exponenten Thomas Müntzer und Martin Luther über die französische Revolution und ihren Einfluß auf das politische Denken in Deutschland mit Schwerpunkten auf Kant, Fichte und Hegel bis zur Revolution von 1848 und den Anfängen der organisierten Arbeiterbewegung. Schon dieser knappe Überblick auf die in dem ersten Kapitel abgehandelte Themenvielfalt deutet darauf hin, daß allenfalls von einer kursorischen Darstellung gesprochen werden kann, die sich im universitären Bereich vielleicht als Einführungstext für Anfangssemester gebrauchen ließe, jegliche Ansätze einer vertieften Auseinandersetzung mit den komplexen und in der Forschung entsprechend umstrittenen Themen jedoch vermissen läßt.

Was sich in diesem ersten Kapitel - das man gewissermaßen als Hinleitung zum zweiten, dem eigentlichen Hauptkapitel lesen könnte - bereits andeutet, setzt sich in diesem zweiten Teil - *"Die Entstehung der Deutschen Sozialdemokratie"* überschrieben - in der skizzierten Weise ungebrochen fort. Abgehandelt werden in einem groben Überblick die deutsche Geschichte von 1860 bis 1875 und die Entwicklung des bürgerlichen Denkens in dieser Phase, wobei in aller Kürze der Historismus, der Darwinismus, der soziale Liberalismus, der Kathedersozialismus und die Anfänge des Vereins für Sozialpolitik sowie namentlich Hermann Baumgarten, Rodbertus, Friedrich Albert Lange und Franz Mehring Erwähnung finden, ehe die Autorin zum eigentlichen Thema, der frühen Sozialdemokratie kommt. In zwei Teilen, die der Einfachheit halber zeitlich strukturiert sind (1860 - 1870; 1870 - 1875), geraten jeweils der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein, die Internationale Arbeiterassoziation, die zeitgenössischen Schriften von Marx und Engels, die Sozialdemokratische Arbeiterpartei und schließlich zum Abschluß das Gothaer Programm des Vereinigungsparteitages von 1875 ins Blickfeld. So berauschend die auf relativ wenigen Seiten abgehandelte Themenvielfalt auf den ersten Blick erscheinen mag, so enttäuschend bleibt die inhaltliche Durchdringung dieser Themen. Es mag nicht nur für eine soziologische, sondern durchaus auch für eine historiographische Arbeit noch angehen, daß auch eine Beschäftigung mit einem der Forschung durchaus geläufigen Themenkomplex nicht unbedingt mit neuem Quellenmaterial aufwarten muß. Was

man aber bei der Beschäftigung mit einem sowohl quantitativ wie auch qualitativ zumindest befriedigend erhellten Thema erwarten darf, ist ein neuer oder zumindest ein neue Aspekte bietender analytischer Zugriff. Das allerdings findet sich in dieser Habilitationsschrift gerade nicht; sie geht an kaum einer Stelle über die zusammenfassende Interpretation vorliegender Sekundärliteratur und einige wenige Rückgriffe auf Primärtexte (z.B. Marx und Engels) - ohne daß dabei neue Interpretationsansätze geboten würden - hinaus. Daß die *"mangelnde Herausbildung einer bürgerlichen politischen Kultur in Deutschland die Instabilität der Demokratie in Deutschland mit begründet (hat)"* und *"die Sozialdemokratie in mancher Hinsicht Erbin der linken bürgerlichen Demokratie (wurde)"*, sind nun wahrlich keine neuen Erkenntnisse, weder in historiographischer und sicherlich auch nicht in soziologischer Sicht. Man wundert sich schließlich nicht einmal mehr, wenn die Autorin solche Oberflächlichkeiten mit einer gleichermaßen merk- wie fragwürdigen Interpretation der Marxschen Theorie verknüpft: *"Wenn der Rezeptionsgrad der Marxschen Theorie auch kein allgemeingültiger Maßstab für die Entwicklung von Klassenbewußtsein darstellt, so scheint das doch für philosophisch-wissenschaftlich Gebildete zu gelten: Sind sie nicht Anhänger des Historischen Materialismus, so hängen sie einer anderen - im Zweifelsfalle bürgerlichen - Weltanschauung an... Die mangelnde Verbreitung der Arbeiten von Marx und Engels ließ die auch wissenschaftliche Gegnerschaft der Arbeiterbewegung zu bürgerlichen Positionen noch gar nicht allgemein deutlich werden."* Die hier behauptete Interdependenz zwischen Marxscher Theorie, Klassenbewußtsein und Arbeiterbewegung mag zwar hier und da ihren legitimatorischen Zweck erfüllt haben oder auch noch erfüllen, ist aber tatsächlich - und darauf ist, seitdem diese Verknüpfung en vogue ist, immer wieder hingewiesen worden - nicht nur fragwürdig, sondern schlichtweg unsinnig, und dies nicht erst, seitdem realsozialistische Leninisten und Stalinisten seit einiger Zeit in zunehmendem Maße ihren Geist im wahrsten Sinne des Wortes aufgeben und sich einer - hier mag die Autorin dann sogar recht haben - *"im Zweifelsfalle bürgerlichen"* Idee ergeben: dem sogenannten Paradigmawechsel.

Karl Andres

Dokumente aus geheimen Archiven, Band 4: 1914 - 1918. Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung in Berlin 1914 - 1918. Bearbeitet von Ingo Materna und Hans-Joachim Schreckenbach unter Mitarbeit von Bärbel Holtz, Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger, 1987, 340 S.

Nach der Gründung des deutschen Reiches von 1871 und der Verabschiedung der Sozialistengesetze von 1878 hatte die Berliner politische Polizei im gleichen Jahr die Aufgabe erhalten, regelmässig *"Übersichten über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und revolutionären Bewegung"* zu erarbeiten und diese den Regierungs- und Polizeidienststellen des In- und Auslands zur Verfügung zu stellen. Diese *"Übersichten"* erschienen fortan in jährlichem Abstand; bis zum Herbst 1913, als die letzte der *"Übersichten"* vorgelegt wurde, waren es insgesamt 34. Die politische Polizei, seit 1901 unter der Bezeichnung 'Abteilung VII' des Polizeipräsidenten geführt (zuvor gehörte sie zur Abteilung I und 1918 wurde sie in Abteilung V umbenannt), bearbeitete in vier Dezernaten Presseangelegenheiten (Druckschriften-

büro), die politischen Zustände in Deutschland und im Ausland (einschließlich der Zentralstelle zur Bekämpfung der anarchistischen Bewegung), Angelegenheiten die Sicherheit betreffend sowie Versammlungs- und Vereinsangelegenheiten. Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde die Erarbeitung der jährlichen *"Übersichten"* eingestellt; die zum 1. Oktober 1914 fällige Übersicht ist nicht mehr erschienen. Stattdessen wurden nun regelmäßig - zuerst zweimal wöchentlich, dann wöchentlich, schließlich zweiwöchentlich und seit dem 25. November 1916 nur noch monatlich - Berichte über die Lage und Stimmung der Berliner Bevölkerung erarbeitet; von diesen Stimmungsberichten erschienen zwischen dem 22. August 1914 und dem 19. Oktober 1918 insgesamt 102 Ausgaben. Bestimmt waren sie anfangs nur für das Oberkommando in den Marken, doch bereits ab Anfang September 1914 erhielt auch der preußische Minister des Innern ein Exemplar und im Laufe des Krieges stieg die Zahl der Empfänger auf insgesamt 15 an. Erarbeitet wurden die Stimmungsberichte auf der Basis entsprechender Zuarbeiten ermittelnder Kriminalbeamter sowie der Mitteilungen von Polizeiagenten, wobei die Abteilung VII eine erste Fassung erstellte, die dann vom Polizeipräsidenten selbst noch einmal überarbeitet und gegebenenfalls korrigiert wurde. Während - so stellen die Herausgeber der vorliegenden Dokumentation in ihrer Einleitung fest - die Kriminalbeamten und Agenten *"zum Teil aufgrund langjähriger Tätigkeit im Revier oft sachkundige, zuweilen auch scharfsichtige Beobachter der Szene"* sind und ihre Berichte *"doch ziemlich realistisch die Stimmung in der arbeitenden Bevölkerung wider(spiegeln) und das allmähliche Anwachsen der revolutionären bewegung deutlich erkennen (lassen)"*, verfolgten *"sowohl der von der Abteilung VII vorgelegte Entwurf als auch die vom Polizeipräsidenten vorgenommenen Korrekturen neben einer Verallgemeinerung die Absicht, ein möglichst positives Bild von der Stimmung und der Haltung der Bevölkerung zu geben, vor allem aber die Tätigkeit und die Wirksamkeit von revolutionären Vertretern der Arbeiterbewegung zu diffamieren oder herunterzuspielen"*; diese Tendenz zur Beschwichtigung sollte erst in den letzten Kriegsjahren abnehmen, als auch der Polizeipräsident gezwungen war, *"ein relativ realistisches Bild von der tatsächlichen Lage in Berlin zu geben"*. In den vorliegenden Band - der vierten der vom Staatsarchiv Potsdam verantworteten mehrbändigen Quellenedition - sind die insgesamt 102 Stimmungsberichte in der jeweils letzten, d.h. vom Polizeipräsidenten korrigierten und autorisierten Fassung vollständig und ungekürzt aufgenommen worden; ergänzt werden die Stimmungsberichte durch eine ganze Reihe von Fallberichten des Polizeipräsidenten, Berichten aus einzelnen Kommissariaten und sonstigen Schriftstücken, so daß insgesamt 318 dokumentarische Texte zum Abdruck kommen, und zwar in streng chronologischer Reihenfolge.

Berlin gehörte während der Zeit des ersten Weltkrieges nicht nur zu den industriellen Zentren Deutschlands mit einer entsprechend starken Arbeiterschaft, sondern auch zu den Zentren der sozialistischen Arbeiterbewegung. Der Groß-Berliner Verband der Sozialdemokratie zählte am 1. April 1914 insgesamt 116.889 Mitglieder; bei den Reichstagswahlen von 1912, den letzten vor Ausbruch des Krieges, erzielte die Sozialdemokratie in den acht Groß-Berliner Wahlbezirken 69% der abgegebenen Stimmen und sieben der acht Wahlkreise entsandten Sozialdemokraten in den Reichstag. Bei den preußischen Landtagswahlen von 1913 zählte die Berliner Sozialdemokratie sogar 79,77% der abgegebenen Stimmen und sowohl die Berliner Stadtverordnetenversammlung wie auch die der umliegenden Stadt- und Landge-

meinden hatten - trotz des Dreiklassenwahlrechts - starke sozialdemokratische Fraktionen.
In den "Stimmungsberichten" und den anderen abgedruckten Dokumenten spiegeln sich zum einen - wenn auch sicherlich nicht in allen heute bekannten Einzelheiten - die Entwicklung der Sozialdemokratie auf organisatorischer Ebene, die zunehmenden Auseinandersetzungen mit den entsprechenden Spaltungen (Gruppe Internationale/Spartakusgruppe, Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft, USPD) sowie die Aktivitäten insbesondere der linken Sozialdemokraten und zum anderen die mit dem Verlauf des Krieges diesem und seinen Folgen gegenüber zunehmend kritischere Haltung insbesondere der Arbeiterbevölkerung. *"Das Parteileben... ist fast ganz erloschen. Die Sozialdemokratie ist nicht mehr aktionsfähig"*, liest man im 2. Stimmungsbericht vom 26. August 1914 und noch knapp zwei Monate später, im 16. Stimmungsbericht vom 16. November 1914, heißt es: *"Von einem irgendwie regen Parteileben kann zur Zeit keine Rede sein. Dazu ist die große Mehrzahl der hiesigen Arbeiter infolge der kriegerischen Spannung parteipolitisch viel zu gleichgültig geworden."* Aber diese Stimmungslage sollte nicht lange anhalten. Während in einem Bericht des 3. Kommissariats der Abteilung VII vom 31. Oktober 1914 noch darauf hingewiesen wird, daß *"man in Genossenkreisen" "mit dem rüpelhaften Benehmen des Abg. Liebknecht während der letzten Landtagssitzung... im allgemeinen nicht einverstanden"* sei, sieht man sich in einem Bericht des gleichen Kommissariats vom 11. Dezember 1914 bereits genötigt, darauf hinzuweisen, daß Liebknecht *"der Masse selbst noch immer sehr sympathisch"* ist und er auch - nach seiner Ablehnung der Kriegskredite im Reichstag - *"in breiteren Genossenkreisen nach und nach schon weniger scharfe Beurteilung (findet)"*. Zur gleichen Zeit, so der 20. Stimmungsbericht vom 12. Dezember 1914, *"klagen bereits einige Kleinmütige über die lange Dauer des Krieges"*. In der Folge werden sich die Hinweise auf die zunehmenden Schwierigkeiten der Nahrungsmittelversorgung, die *"Kartoffelfrage"* und die *"Brotfrage"*, die *"wieder einsetzenden Forderungen der Arbeiter auf Lohnerhöhungen"* (34. Stimmungsbericht vom 20. März 1915), auf Zusammenrottungen, Ausschreitungen und Plünderungen, wobei *"neben aufgeregten und schlecht gesinnten älteren Frauenspersonen im wesentlichen junge Burschen mit jugendlichen Frauenzimmern"* gesichtet werden (Bericht des Polizeipräsidenten Berlin-Lichtenberg vom 16. Oktober 1915), insbesondere aber auf die *"doch tatsächlich vorhandene Kriegsmüdigkeit"* (34. Stimmungsbericht vom 20. März 1915) und die *"sowohl in sozialdemokratischen wie teilweise bürgerlichen Kreisen... immer stärker werdende Stimmung für den Frieden"* (Bericht des 3. Kommissariats der Abteilung VII vom 3. April 1915) immer mehr häufen.
Es ist hier nicht der Ort, die polizeiliche Berichterstattung über Stimmungslagen, politische Aktivitäten, Streiks und zunehmende Kriegsmüdigkeit im Detail weiter zu verfolgen. Festhalten läßt sich jedenfalls, daß die Berliner politische Polizei über die Ereignisse dieser Jahre überraschend gut informiert war und sich die vorliegende Quellenedition als wichtiges Werkzeug für denjenigen erweist, der sich mit diesen Jahren der entscheidenden Spaltung der organisierten deutschen Arbeiterbewegung näher beschäftigt. Hinzuweisen bleibt schließlich noch auf die Register (Personen- und Firmennamen/Zeitungen und Zeitschriften/Straßen, Plätze, Brücken und Gebäude), die den Gebrauchswert der Dokumentation zusätzlich erhöhen.

Karl Andres

A.G. Löwy, Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Leben und Werk Nikolai Bucharins. Anhang: Interview mit Swetlana Gurwitsch-Bucharina, Wien: Promedia-Verlag, 1990, 432 S.

Noch einmal Bucharin: Der Wiener Promedia-Verlag scheint sich im Bereich der politisch-historischen Literatur auf Reprints oder Neuauflagen der Werke und Biographien kommunistischer Rechtstabweichler und Renegaten spezialisieren zu wollen. Nachdem er vor einigen Jahren Angelo Tascas Klassiker "Glauben, gehorchen, kämpfen. Aufstieg des Faschismus in Italien" neu herausgegeben hat, ist nun A.G. Löwys erstmals 1968 im Europa-Verlag erschienene Bucharin-Biographie an der Reihe. Damals, so schreibt der Verfasser im Vorwort zur Neuauflage, hätte das Buch gleichzeitig in Wien, Budapest, Prag und Moskau erscheinen sollen, ein Vorhaben, das durch die *"Panzer der Stagnation"* vereitelt worden sei. Heute aber mache der Umbruch in Osteuropa eine Neuveröffentlichung des Werks nötig und möglich; schließlich habe es an Aktualität nichts eingebüßt. Erst die nächsten Jahre könnten allerdings zeigen, ob Nikolai Iwanowitsch Bucharin *"ein romantischer Träumer oder der wissenschaftliche Prophet einer besseren Weltwirtschaft"* gewesen sei.

Damit ist die Zeitperspektive abgesteckt, in der sich Löwy mit seinem Buch bewegt. Er will eine Brücke von den *"Hoffnungen der zwanziger Jahre"* (Neue Ökonomische Politik) in Sowjetrußland zu den *"Perspektiven der Perestrojka in der Gegenwart"* schlagen, deren Ausgang dann auch das definitive Urteil über den historischen Protagonisten Bucharin beeinflussen werde.

Als Leser und Rezensent habe ich mit diesem historistischen Verfahren meine Schwierigkeiten. Bei Löwy sieht es so aus, als habe es den irreversible Tatsachen schaffenden Zweiten Weltkrieg nie gegeben. Unter den vom großen Flächenbrand hinterlassenen Trümmern und Schutthaufen gräbt er nach Traditionslinien, die m.E. nicht nur verschüttet, sondern oft genug auch ganz abgerissen sind. Es stellt sich also die Frage, ob der Versuch, über die Erinnerungen Anna Larinas oder ein Gespräch mit Swetlana Gurwitsch, der Ehefrau bzw. der Tochter Bucharins, solche Linien oder rote Fäden zu rekonstruieren, nicht dem Bemühen gleichkommt, Traditionen zu "erfinden", die realhistorisch inexistent sind.

Der Widerstand, den Einzelpersonen und kleine Gruppen der Repression, dem Vergessen oder einfach dem Zeitgeist entgegensetzen, verdient Respekt, Unterstützung und manchmal auch Bewunderung. Er ändert aber nichts an der Tatsache, daß Leben und Werk Bucharins der Vergangenheit angehören. Von einer *"Aktualität"* kann nur insofern die Rede sein, als Stalinismus und Stagnation in der UdSSR jahrzehntelang jegliche - auch die rein historiographische - Beschäftigung mit dem *"Liebling der Partei"* unterbunden haben. Löwys Lebensbeschreibung ist schon allein aus diesem Grunde ein Beitrag zur Anamnese einer der düstersten Perioden unseres Jahrhunderts, und gerade deshalb ist ihr auch eine rasche Verbreitung über den deutschsprachigen Raum hinaus zu wünschen.

Problematisch bleibt die im engeren Sinne politische Absicht des Verfassers, die stellenweise historische Zusammenhänge eher verdunkelt, statt sie zu erhellen. Welchen Sinn macht es zum Beispiel, umstands- und unterschiedslos Spuren bucharinschen Denkens in Togliattis *"italienischem Weg zum Sozialismus"* und in Mao Zedongs chinesischem Bauernkommunismus nachzugehen? Haben hier nicht Jalta und Hiroshima Tatsachen geschaffen, die den direkten Rückgriff auf einen Theoretiker des Bolschewismus erschweren, wenn nicht unmöglich machen?

Auf geradezu brillante Weise hat der Trotzki- und Stalin-Biograph Isaac Deutscher das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und radikal gewandelter Weltlage beschrieben und mit ihm gelebt. Löwy, der sich im Hinblick auf die philologische Akribie und das Einfühlungsvermögen durchaus mit Deutscher messen kann, verfügt jedoch nicht über die dem jüdisch-polnischen Historiker eigene Weite des Horizonts und über dessen Distanz zu den historischen Protagonisten.
Es ist kein Zufall, daß der Verfasser Bucharins Weg vom linken Kommunisten zum Cheftheoretiker Stalins als einen geradlinig verlaufenden Reifungsprozeß beschreibt und dabei evolutionstheoretischen Vorstellungen nahekommt. Warum sollte der kindliche, anlehnungsbedürftige Bucharin, der sich auf den vom Generalsekretär geschaffenen Apparat stützt und die Theorie vom *"Sozialismus in einem Lande"* mitträgt, *"reifer"* sein als Sinowjew, Kamenjew und Trotzki, die an den internationalistischen Idealen festhalten und einen hartnäckigen Kampf gegen die Bürokratisierung von Partei und Staat führen?
Löwy zeigt selten den wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Hintergrund auf, vor dem sich die Fraktionskämpfe der zwanziger Jahre abspielten. Hier bleibt er, obwohl von Beruf Wirtschaftswissenschaftler, hinter Deutscher und Edward H. Carr zurück. Umgekehrt tritt das Anekdotenhafte oft in den Vordergrund, was mit dem Eindruck zusammenhängen mag, den die befragten Zeitzeug(inn)en beim Autor hinterlassen haben. Was die Darstellung so an Lebendigkeit und Plastizität gewinnt, das verliert sie an inhaltlicher Tiefe.
Es ist müßig, sich zu fragen, wann und wie der kometenhafte Aufstieg Josef Wissarionowitsch Dschugaschwilis vom kleinen Parteifunktionär zum *"Vater der Völker"* und Massenmörder hätte aufgehalten werden können. Niemand, selbst Lenin nicht, der immerhin die Ablösung Stalins vom Posten des Generalsekretärs forderte, war sich voll der Gefahr bewußt, die von dem Georgier ausging. Zu den großen Tragiken des Bolschewismus zählt die Tatsache, daß die meisten innerparteilichen Gegner des grauen Apparatmenschen zu unterschiedlichen Zeitpunkten und um verschiedene programmatische Fragen Bündnisse mit ihm schlossen und Kompromisse eingingen, die ihn stärkten und sie selbst schwächten.
Die spezifische Tragik Bucharins bestand darin, der letzte und wohl auch naivste dieser Verbündeten gewesen zu sein. Löwy zeichnet die Geschichte des zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin- und hergerissenen Altbolschewiken, der wie die meisten Mitglieder des Leninschen Zentralkomitees zwischen die Mühlsteine der Schauprozesse geriet, nur sehr knapp nach. Hier wird man sich die neuere Bucharin-Literatur, die Erinnerungen Anna Larinas, die Arbeiten Stephen F. Cohens und Roy A. Medwedjews vornehmen müssen. Bucharin - diesen Aspekt arbeitet Löwy deutlich heraus - riskierte gegenüber Stalin nicht, was er gegenüber Lenin mehrfach gewagt hatte: den Aufbau einer Fraktion mit einer alternativen Plattform, den Kampf um die Führung der KPdSU, die Gefahr der Spaltung.
So wenig stellte er die Einheit der Partei infrage, daß er in seinem Testament um seine posthume Wiederaufnahme bat. Zu den Ironien der Geschichte mag zählen, daß Bucharin - nicht zuletzt aufgrund der Bemühungen Anna Larinas - heute Mitglied der Partei Gorbatschows ist, ohne noch die Möglichkeit zu haben, mit Jelzin wieder aus ihr auszutreten. Bedarf es eines weiteren Beweises dafür, wie fragwürdig manche Traditionslinien sind?

Rolf Wörsdörfer

Wladislaw Hedeler/Horst Helas/Dietmar Wulff, Stalins Erbe. Der Stalinismus und die deutsche Arbeiterbewegung, Berlin-DDR: Brandenburgisches Verlagshaus, 1990, 63 S.

Mit dem Sturz Honeckers begann auch in der DDR die theoretisch-wissenschaftliche Diskussion über den Stalinismus, die in der UdSSR schon seit mehreren Jahren geführt wird. Ein erster Ausdruck dieser Diskussion ist dieses Heft, das von jüngeren PDS-Historikern verfaßt wurde. In sechs Abschnitten wird auf den 20. Parteitag der KPdSU und sein Echo in der internationalen kommunistischen Bewegung, auf die Abrechnung mit dem Stalinismus in der UdSSR seit Beginn der Perestroika, auf die sowjetische Geschichte der zwanziger Jahre, d.h. die Fraktionskämpfe innerhalb der Partei und die Frage nach möglichen Alternativen, auf die KPD - unter der Überschrift *"Opfer und/oder Mittäter?"* - und schließlich auf die SED - unter der Überschrift *"Vorwärts zu Marx oder zurück zu Stalin?"* eingegangen. Die Verfasser orientieren sich vor allem an der sowjetischen Diskussion - Bezugnahmen auf die westlichen marxistischen oder auch nichtmarxistischen Theorien über den Stalinismus fehlen - und folgen im wesentlichen der "gorbatschowistischen" Position, wonach vor allem Bucharin mit der von ihm propagierten Fortfühung der NEP (Neue Ökonomische Politik) die Alternative zu Stalin darstellte. Dabei kommt aber zu kurz, daß Bucharin und seine Anhänger wesentlich an der Zerschlagung der Demokratie in der Partei beteiligt waren. Auch die linke Opposition unter Trotzki/Sinowjew wollte die Industrialisierung auf der Basis der NEP durchführen, sah allerdings im Kampf gegen die Parteibürokratie die zentrale Aufgabe. Noch fraglicher ist allerdings die auch schon vom Eurokommunismus entwickelte Einschätzung, wonach der VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale (1935) und die Volksfrontpolitik eine Abkehr vom Stalinismus darstellten. Sicherlich hat diese Publikation nicht den Anspruch eines theoretischen Werks; sie dokumentiert jedoch gut die Positionen der PDS-Historiker, vor allem der jüngeren Generation. Nützlich ist eine Bibliographie ausgewählter Artikel aus der DDR-Presse von November 1989 bis Februar 1990 zu diesem Themenkomplex.

Reiner Tosstorff

Leo Trotzki, Schriften 1. Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur. Band 1.1 (1929-1936), Band 1.2 (1936-1940), Herausgegeben von Helmut Dahmer, Rudolf Segall und Reiner Tosstorff, Hamburg: Rasch und Röhring Verlag, 1988, 1416 S.

"Trotzki wurde nicht der Bonaparte der russischen Revolution." Diese im Dezember 1924 in der Ausgabe 99 der "Kommunistischen Arbeiter Zeitung" in einem Artikel über Trotzki gemachte Bemerkung nimmt eine Fragestellung vorweg, mit der sich Trotzki einige Jahre später intensiv beschäftigen sollte; für ihn allerdings stellte sich zu diesem Zeitpunkt schon längst nicht mehr das Problem, ob und inwieweit er selbst als *"Bonaparte der russischen Revolution"* in Frage käme, im Mittelpunkt seiner Überlegungen stand vielmehr sein Widerpart Stalin. Als Trotzki zu Beginn des Jahres 1929 aus der Sowjetunion ausgewiesen worden war, um zunächst in der Türkei, später in Frankreich, Norwegen und - bis zu seiner Ermordung am 20. August 1940 - in Mexiko politisches Asyl zu finden, hatten die trotz des seit 1921 geltenden offiziellen Fraktionsverbotes seit Lenins Tod zunehmenden Fraktionierungen und Auseinander-

setzungen innerhalb der sowjetischen Führungsspitze zu einer für die zukünftige Entwicklung entscheidenden politischen Wende geführt. Trotzkis Aktivitäten konzentrierten sich in den folgenden Jahren im wesentlichen auf zwei Schwerpunkte: Zum einen auf die Analyse der Entwicklungen innerhalb der Sowjetunion, jenes Herrschaftssystems, das er in den frühen Jahren entscheidend mitgeschaffen und mitgestaltet hatte, zum anderen auf den Versuch, eine internationale linke Opposition zu schaffen, zuerst innerhalb der jeweiligen kommunistischen Parteien bzw. der Komintern, später dann, als er einsehen mußte, daß diese Versuche zum Scheitern verurteilt waren, als organisatorisch und inhaltlich eigenständige Vierte Internationale.

Nach einem Anfang der siebziger Jahre gescheiterten ersten Versuch, eine umfassende deutsche Ausgabe der gesammelten Werke Trotzkis vorzulegen (damals erschien nur ein Band mit "Schriften über Deutschland"), liegt mit den Schriften über die "Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur" der erste einer auf insgesamt zehn thematisch-chronologisch geordnete Bände (in etwa 20 Teilbänden) geplanten, sowohl in finanzieller als auch editorischer Hinsicht abgesicherten Ausgabe vor, die ungefähr ein Viertel von Trotzkis Gesamtwerk umfassen wird. Zum Teil werden die publizierten bzw. zur Publikation vorgesehenen Texte zum ersten Mal in deutscher Sprache vorgelegt, zum Teil werden die bisher vorliegenden Übersetzungen überarbeitet; dies gilt z.B. für die Schrift "Verratene Revolution", den ohne Zweifel wichtigsten der insgesamt 67 im vorliegenden ersten Band publizierten Texte. Jeder Band enthält neben einer die jeweilige Thematik problematisierenden Einleitung einen die Texte Trotzkis begleitenden erläuternden Kommentar der Herausgeber, der im vorliegenden ersten Band etwa 40% des gesamten Textvolumens ausmacht und sich fast schon als eine zwar fragmentarische, trotzdem aber informative Einleitung in die Geschichte der Entwicklung der fraktionellen Auseinandersetzungen und oppositionellen Strömungen in der Sowjetunion lesen läßt.

Der eingangs erwähnte Bonapartismus-Begriff spielte in Trotzkis Schriften der späten zwanziger und dreißiger Jahre eine zentrale Rolle. Im Anschluß an Marx und Engels, die mit Hilfe dieses Begriffs am französischen Beispiel spezifische Entwicklungen des modernen bürgerlichen Staates analysiert und beschrieben hatten, denen zufolge dieser sich als gleichsam neutrales, keinerlei Klasseninteressen verpflichtete bzw. diese ausgleichendes, dabei auf parlamentarische Formen verzichtendes und auf einen speziellen Herrschaftsapparat sich stützendes Organ zu etablieren wußte, griff Trotzki auf diesen auch von anderen marxistischen Theoretikern benutzten Begriff zurück. Er arbeitete mit dem Bonapartismus-Begriff nicht nur im Kontext seiner Analysen des Nationalsozialismus, sondern wandte ihn - indem er von *"Sowjet-Bonapartismus"* oder *"Kreml-Bonapartismus"* sprach - auch in seinen Analysen der stalinistischen Bürokratie an. *"Soziologisch läßt sich zeigen"*, schrieb Trotzki im Februar 1929, kurz nach seiner Ausweisung aus der Sowjetunion, daß *"jede siegreiche Revolution, die diesen Namen verdient,* ***Tendenzen*** *zum Thermidor, zum Bonapartismus und zur Restauration in sich birgt."* Fast auf den Tag sechs Jahre später, im Februar 1935 heißt es dann, bezogen auf die Sowjetunion: *"Je unabhängiger die Bürokratie wird, je mehr die Macht sich in den Händen einer einzigen Person konzentriert, desto mehr verwandelt sich der* ***bürokratische Zentrismus*** *in* ***Bonapartismus.***" Auch wenn Trotzki die Verselbständigungstendenzen der stalinistischen Bürokratie mit all ihren fatalen politischen und sozialen Konsequenzen immer wieder

beschrieben und eindringlich kritisiert hat, gar von einem *"für eine revolutionäre Partei erniedrigenden idiotischen römisch-katholischen Dogma von der Unfehlbarkeit der Führung"* (1930), von der *"Diktatur einer Einzelperson"* (1933) oder der *"Auslese eines kommandierenden Ordens"* (1935) sprach, beharrte er immer strikt darauf, diese Bürokratisierungstendenzen im Kontext der spezifischen sowjetischen Eigentumsverhältnisse, des Staatseigentums an den Produktionsmitteln, zu sehen. Trotzki hielt zeit seines Lebens daran fest, daß es sich bei der Sowjetunion um einen Arbeiterstaat handele, in dem das Proletariat allerdings nicht die politische Macht ausübe, sondern von einem bonapartistisch strukturierten bürokratischen Apparat beherrscht werde. Während Trotzkis Einschätzung der durch die Oktoberrevolution geschaffenen Eigentumsstrukturen konstant blieb, war seine Einschätzung des bürokratischen Apparates einem steten Wandlungsprozeß unterworfen, der nur unter Berücksichtigung internationaler Bedingungen verstanden werden kann. Eine wesentliche Rolle spielte dabei ohne Zweifel die von KPD und Komintern kampflos hingenommene Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, die Trotzki im Herbst 1935 mit den knappen Worten: *"Ohne Stalin gäbe es keinen Hitler"* kommentierte. Noch im Herbst 1929 nannte Trotzki den *"Stalinsche(n) Zentrismus"* ein *"proletarisches... Regime"*, dessen Auswüchse durch eine *"tiefgreifende innere Reform"* zu beheben seien, im Herbst 1933 sprach er angesichts der faschistischen Bedrohung von einer *"Einheitsfront mit der Stalin-Bürokratie"* und im Frühjahr 1935 glaubte er noch *"mit vollem Recht sagen"* zu können, *"daß die Diktatur des Proletariats in der Diktatur der Bürokratie unzweifelhaft ihren wie immer entstellten Ausdruck gefunden hat"*. Gleichzeitig, im Jahr 1934, wies er jedoch auch darauf hin, daß nicht nur *"der Faschismus im Kampf um die Macht so manches vom Bolschewismus übernommen hat"*, sondern *"in der letzten Periode auch die Sowjetbürokratie so manche Züge des siegreichen Faschismus (sich) zu eigen gemacht hat, besonders die Befreiung von der Kontrolle der Partei und die Einführung des Führerkults"*. Seit Mitte der dreißiger Jahre entwarf Trotzki ein dezidiertes Programm einer auf den sozialen Strukturen innerhalb der Sowjetunion aufbauenden politischen Revolution, das insbesondere in der zum Klassiker gewordenen Schrift "Verratene Revolution" seinen Ausdruck fand und das er zuvor, im Sommer 1936, wie folgt skizzierte: *"Wenn für die Rückkehr der UdSSR zum Kapitalismus eine* ***soziale Konterrevolution****, d.h. die Abschaffung des Staatseigentums an den Produktionsmitteln und am Boden sowie die Wiedereinführung des Privateigentums nötig ist, so ist für die Weiterentwicklung zum Sozialismus eine* ***politische Revolution*** *unvermeidlich geworden, d.h. der gewaltsame Sturz der politischen Herrschaft der entarteten Bürokratie, da nur so die durch die Oktoberrevolution geschaffenen Eigentumsverhältnisse aufrechterhalten werden können."* Tatsächlich, so muß man heute anerkennen, war die stalinistische Bürokratie schon zu Trotzkis Lebzeiten - unabhängig und jenseits des in mancher Hinsicht gekünstelt wirkenden Konstrukts, demzufolge zwischen bürokratischer Entartung auf der politischen und sozialistischen Eigentumsverhältnissen auf der sozialen Ebene zu unterscheiden sei - längst zu einer terroristischen Diktatur verkommen, die mit Sozialismus oder gar Kommunismus nicht das geringste mehr zu tun hatte; nicht von ungefähr sprach man in linkskommunistischen Kreisen bereits in den frühen zwanziger Jahren von einem *"roten Faszismus"*. Mittlerweile, nach dem inneren Zerfall des sowjetischen Systems, dürften auch die letzten Illusionen hinsichtlich des sozialistischen Charakters dieser Gesellschaften verschwunden sein und es wird wohl

unweigerlich notwendig sein, die Oktoberrevolution und damit auch die Machtübernahme durch die Bolschewiki in ganz neuem Lichte zu interpretieren, wobei möglicherweise jener in linkskommunistischen Kreisen schon sehr früh vertretene Gedanke, demzufolge es sich bei der Oktoberevolution um eine Revolution bürgerlichen Charakters gehandelt habe, wieder an Aktualität gewinnen wird. Zu überlegen wäre dabei, ob und inwieweit nicht einmal dieser erste Versuch einer bürgerlichen russischen Revolution gelungen ist und - daraus folgend - ob in der Sowjetunion erst einmal eine bürgerliche Revolution westlicher Provenienz nachzuholen ist. Die Oktoberrevolution wäre dann - bei aller Vorsicht historischen Analogien gegenüber - vielleicht mit der deutschen Revolution von 1848/49 vergleichbar: Beide Revolutionen sind im wesentlichen gescheitert und das, was in Deutschland zumindest ansatzweise in den Jahren 1918/19 nachgeholt wurde, stände in der Sowjetunion jetzt erst auf der Tagesordnung. Deutschland und Rußland wären dann Länder, in denen die bürgerliche Revolution nach westlichem Muster immer nur ansatzweise und mit langen Verzögerungen gelungen bzw. noch zu vollbringen ist. Die Idee des Kommunismus jedenfalls, die älter ist als die Oktoberrevolution und älter auch als das Werk von Marx und Engels, ist durch die Vereinnahmung des Begriffs durch die Herrschaftssysteme sowjetischer Machart erst einmal diskreditiert. Kommunismus ist jetzt erst recht ein Minderheitenprojekt und taugt vermutlich nicht einmal mehr dazu, dem Bürger als Schreckgespenst vorgehalten zu werden.

Wolfgang Braunschädel

Louis Sinclair, Trotsky: A Bibliography, 2 Bde., Aldershot: Scolar Presss, 1989, 1350 S.

Der im Juli 1990 im Alter von fast 81 Jahren verstorbene Louis Sinclair gehörte zu denjenigen Privatforschern, die, außerhalb des akademischen Betriebs stehend, sich ganz einem einzigen Gegenstand widmen, über den sie dann mehr wissen als die Fachgelehrten. Sinclair, der selbst nur kurze Zeit in den dreißiger und vierziger Jahren der trotzkistischen Bewegung angehörte, sich ihr aber auch später immer verbunden fühlte, befaßte sich mit dem Werk Trotzkis und trug alle seine Schriften zusammen, aus welchem Land und in welcher Sprache auch immer. Ergebnis dieser Arbeit ist eine Bibliographie aller veröffentlichten und - soweit die entsprechenden Archive zugänglich sind - unveröffentlichten Texte Trotzkis*, die erstmals 1972 erschien. Nun wird sie in erweiterter Form vorgelegt. Abgesehen von einer Reihe inzwischen aufgetauchter einzelner Texte wurden in der Zwischenzeit zwei große Archivbestände öffentlich zugänglich gemacht. Zum einen die von Trozki selbst noch nach Harvard gegebene Sammlung seiner Exilkorrespondenz, die die Jahre 1929 bis 1940 umfaßt und die von Trotzki selbst bis 1980 für die Benutzung gesperrt worden war. Dann tauchte in Stanford und im Amsterdamer IISG der Nachlaß seines Sohnes Lev Sedov auf, der als verschwunden galt und der ebenfalls wichtige Papiere aus diesen Exiljahren Trotzkis enthält. Insgesamt erfaßt diese Neuausgabe alle Materialien, die Sinclair bis zum Jahre 1987 bekannt wurden.

Alle Eintragungen sind chronologisch geordnet (Jahr, Monat, Tag), woraus sich gleichzeitig die Nummer des Eintrags ergibt. Wenn bekannt, wurde das Datum der Abfassung genommen, sonst das der Veröffentlichung; läßt sich bei einem Text nur das Jahr (oder noch der Monat) ermitteln (z.B. bei Büchern), erfolgt der Eintrag vor

den übrigen. Sinclairs Bibliographie ist jedoch mehr als nur eine chronologische Liste der Texte Trotzkis, bei jedem Eintrag finden sich Verweise auf alle Wiederveröffentlichungen (sei es als Nachdruck, sei es als Aufnahme in Sammelbänden), auf sämtliche Übersetzungen sowie auf die Fundorte in Archiven (sowohl für die veröffentlichten Manuskripte wie selbstverständlich für das unveröffentlicht gebliebene Material). Trägt ein Text keinen Titel so wird dem Benutzer durch Kurzangaben (z.B. der Adressat eines Briefes) ein Hinweis auf den Inhalt gegeben. Russische Titel sind ins Englische übersetzt. Ergänzt wird diese Liste durch ein alphabetisches Verzeichnis aller Buchveröffentlichungen Trotzkis mit Hinweisen auf die Sprache und die Nummer in der Bibliographie, durch ein Verzeichnis aller Periodika, in denen Titel von Trotzki veröffentlicht wurden sowie von Büchern anderer Autoren, die Texte Trotzkis ganz oder teilweise wiedergeben. Eine Übersicht über die russische Trotzki-Werkausgabe der zwanziger Jahre schließt die Veröffentlichung ab.
Zweifellos handelt es sich hierbei um ein unentbehrliches Hilfsmittel nicht nur für die Beschäftigung mit Trotzki, sondern auch allgemein mit der Geschichte des Kommunismus und der Sowjetunion in der Zwischenkriegszeit. Diese Neuausgabe war von seinem Verfasser sicher als die auf absehbare Zeit definitive Ausgabe gedacht. Doch in den letzten Monaten beginnt die Wiederentdeckung Trotzkis in der Sowjetunion. Es werden nicht nur seine im Westen bekannten Werke veröffentlicht, zum ersten Mal werden die Archive geöffnet, und sowjetische Wissenschaftler können vor allem bisher auch im Westen unbekannte Materialien aus den Fraktionskämpfen der zwanziger Jahre auswerten. Erste Texte von Trotzki daraus wurden bereits publiziert. Man kann nur hoffen, daß dies auch bald zu einer entsprechenden Ergänzung der Bibliographie Sinclairs führt. Und was wäre besser geeignet, sein Lebenswerk zu würdigen?

*) Wohl eine Art Nebenprodukt davon sind mehrere Bibliographien zu internen Materialien der trotzkistischen Bewegung der dreißiger Jahre, die jedoch (noch?) unveröffentlicht in der Universität Glasgow liegen.

Reiner Tosstorff

Ruth Fischer/Arkadij Maslow, Abtrünnig wider Willen. Aus Briefen und Manuskripten des Exils, hrsg. v. Peter Lübbe, mit einem Vorwort v. Hermann Weber, München: Oldenbourg, 1990, XVI u. 675 S.

Die Namen von Arkadij Maslow und Ruth Fischer (ursprünglich ein Pseudonym, geboren wurde sie als Elfriede Eisler, sie war die Schwester des Komponisten Hanns Eisler und des KPD- bzw. SED-Funktionärs Gerhart Eisler) sind aufs engste mit der Geschichte der KPD in der Weimarer Republik verbunden. Beide, seit 1919 politische wie Lebensgefährten und aus bürgerlich-jüdischen Familien stammend, schlossen sich als Studenten während des Ersten Weltkriegs der kommunistischen Bewegung an. Beide waren zu Beginn der zwanziger Jahre Wortführer der Berliner KPD-Organisation, die das Zentrum des linken Parteiflügels darstellte. Dieser übernahm 1924, nach dem Scheitern des von der KPD im Herbst des Vorjahres geplanten "deutschen Oktobers", die Macht in der Partei. Unter Fischer und Maslow wurde die erste umfassende "Bolschewisierung" der KPD durchgeführt. Immerhin war der Linienwechsel nicht nur ein rein von der Sowjetunion angeordnetes Manöver,

sondern drückte den Radikalismus einer über die Niederlage enttäuschten großen Mehrheit der Parteibasis aus. Auch wenn die Rolle der beiden eher verhängnisvoll war und die Fischer-Maslow-Führung bereits einen großen Schritt auf dem Weg des Niedergangs dieser Partei darstellte, die Parteiführungen danach repräsentierten die Degeneration des deutschen Kommunismus zweifellos auf einer viel niedrigeren Stufe.
Im Herbst 1925 wurde beide von Stalin durch Thälmann ersetzt. Nach ihrem Parteiausschluß 1926 beteiligten sie sich in den folgenden Jahren an verschiedenen linksoppositionellen Gruppen, zeitweise arbeiteten sie mit Trotzki zusammen. Ab 1933 im französischen Exil, mußten sie 1940 erneut fliehen. Während Ruth Fischer ein Visum für die USA erhielt, ging Maslow zunächst nach Kuba, wo er 1941, kurz vor seiner Weiterreise in die USA, unter ungeklärten Umständen starb. Ruth Fischer wurde in den USA publizistisch tätig, war nun aber nicht mehr in einer linken Organisation aktiv. Im beginnenden Kalten Krieg wurde sie - als Ex-Kommunistin - eine typische Kommunismusexpertin auf Seiten der amerikanischen Propagandamaschinerie. U.a. verfaßte sie eine Geschichte der KPD der zwanziger Jahre und des Einflusses von Stalin auf sie. Beeindruckt von der Chruschtschowschen Entstalinisierung, von der sie stark beeinflußt wurde, löste sie sich nach 1956 von der antikommunistischen Rhetorik des Kalten Kriegs. Sie starb 1961 in Paris, wohin sie bereits 1955 übergesiedelt war.
Beide - Fischer wie Maslow - hatten zweimal ihr Archiv und ihre umfangreiche Bibliothek verloren: 1933 (ein Überblick über das von den Nazis Zerstörte findet sich in einem Wiedergutmachungsantrag - S. 327-332) und 1940. Doch in den Jahren danach entstand erneut eine umfangreiche Sammlung, die nach dem Tod von Ruth Fischer an die Harvard University ging und die naturgemäß bis auf einige Manuskripte und Briefe Maslows aus den dreißiger Jahren, die gerettet werden konnten, nur Texte aus dieser Zeit enthält. Dieser Nachlaß besteht aus einem voluminösen Briefwechsel (13.000 Einheiten) sowie Manuskripten der beiden. Hieraus hat der Herausgeber Peter Lübbe eine Auswahl zusammengestellt, die um einige Materialien von dritter Seite ergänzt wird. Eingeleitet wird der Band - nach einem kurzen Vorwort von Hermann Weber zur Bedeutung einer solchen Ausgabe gerade heutzutage - mit einer biographischen Skizze der beiden; sie enthält auch eine Beschreibung des Nachlasses. Die insgesamt 189 abgedruckten Texte sind von Lübbe mit Anmerkungen versehen worden. Das Personenverzeichnis enthält zugleich Kurzbiographien.
Etwa die Hälfte des Bandes besteht aus Briefen. Die darin angeschnittenen Dinge sind so verschieden, daß sie hier nicht alle aufgeführt werden können. Sie kreisen jedoch - von manchen Alltagsproblemen und privaten Dingen abgesehen - fast alle um die Aufarbeitung der Erfahrung mit der kommunistischen Bewegung, der auch die meisten Adressaten oder Verfasser einmal angehört hatten: Zum einen geht es um diejenige Zeit, in der die beiden eine aktive Rolle darin spielten, also um die zwanziger und z.T. dreißiger Jahre. Hier werden Ereignisse wie etwa der "deutsche Oktober" 1923 oder die Auswirkungen von Hitlers Sieg 1933 und die Schicksale vieler Aktivisten diskutiert. Zum anderen geht es um das Wirken Ruth Fischers nach dem Zweiten Weltkrieg im Zeichen des Antikommunismus. Diese entschiedene Haltung Ruth Fischers im Kalten Krieg war wohl nicht zuletzt durch die mysteriösen Umstände von Maslows Tod bestimmt worden, die sie zu der festen Annahme brachten, er sei vom sowjetischen Geheimdienst umgebracht worden. Eine ganze

Reihe von Informationen findet sich hierzu in diesem Band. Man kann sich nach der Lektüre nur der von Hermann Weber in seinem Vorwort geäußerten Meinung anschließen, man müsse *"diese früher oft skeptisch betrachtete Darstellung Ruth Fischers neu überdenken"* (S. XIV). Jedenfalls führte Maslows Tod auch zum Bruch Ruth Fischers mit ihren stalinistischen Brüdern, die sie darin verwickelt sah und brachte sie schließlich zur offenen Denunziation Gerhart Eislers in den ersten antikommunistischen Hearings vor dem US-Kongreß.
Aber auch auf ein weiteres Thema wird immer wieder verwiesen: das Exil nach 1933, die Lebensumstände am Rande des Existenzminimums, die ständig bedrohte Lage in einer juristisch prekären Situation in Frankreich und dann die Weiterflucht über Lissabon auf den amerikanischen Kontinent. All dies findet sich aber nicht nur in den Briefen, sondern wird auch in einigen Manuskripten angeschnitten. Ansonsten finden sich in den Papieren von Maslow noch eine Reihe von Kommentaren zu Tagesereignissen sowie einige Versuche zu einer Einschätzung des Stalinismus und zu einer Neubestimmung der revolutionären Linken. Ruth Fischers Manuskripte bestehen zum größten Teil - neben einigem autobiographischem Material und einer Biographie von Maslow - aus Vorarbeiten für eine beabsichtigte Fortsetzung ihres KPD-Buches.
Dieser kurze Überblick deutet schon an, daß sich hier eine Unmenge an Informationen und Bewertungen historischer Ereignisse, aber auch manche, oft bezeichnenden Anekdoten zur Geschichte der kommunistischen Bewegung finden lassen; vieles davon ist bisher wenig bekannt oder sogar unbekannt gewesen. Es ist deshalb bedauerlich, daß der Band nicht über ein Sachregister verfügt. Auch wäre es bei den Briefen nützlich gewesen, darüber zu informieren, wie umfangreich insgesamt die Korrespondenz mit einer bestimmten Person war, um zu erfahren, welchen Anteil daran jeweils die abgedruckten Briefe ausmachen.
Im allgemeinen sind der Anmerkungsapparat und das Personenverzeichnis gut, obwohl es sicher nicht ganz einfach war, Informationen zu so vielen Menschen und Ereignissen zusammenzutragen, die heute bestenfalls noch Spezialisten bekannt sind. Manches konnte natürlich auch nicht mehr ermittelt werden. Eine Reihe von Fehlern sind dem Herausgeber jedoch vor allem zur Geschichte der revolutionären Linken unterlaufen. So sind die Angaben zu den amerikanischen Trotzkisten ungenau (S. 366 u. 664). Es gab 1934 bis 1936 die Workers Party der USA; 1940 entstand um den verschiedentlich erwähnten Max Shachtman die sich einfach Workers Party nennende Organisation. Der Text 153 dürfte mit 1936 falsch datiert sein; entsprechend den dort gemachten Angaben zu verschiedenen trotzkistischen Organisationen dürfte er eher in den ersten Monaten des Jahres 1935 geschrieben worden sein. Auch einige Kurzbiographien kann man ergänzen. So findet man zu "Aga" Informationen in Hans Schafraneks Biographie von Kurt Landau. Der Führer der deutschen Trotzkisten im Pariser Exil, "Johre", hieß mit richtigem Namen Josef Weber. Zu Michalec (d.i. Karel Fischer) und N. Perewersew gibt es Informationen in der von Pierre Broué herausgegebenen französischen Ausgabe der Werke Trotzkis. Vor allem aber fehlt jeder Hinweis auf die internationale Konferenz vom März 1937, bei der verschienene "ultralinke" Gruppen wie die Bordigisten und eine Reihe von Abspaltungen der Trotzkisten unter maßgeblicher Beteiligung von Ruth Fischer und Arkadij Maslow einen internationalen Zusammenschluß versuchten. Auf diese Konferenz wird z.B. in Text 165 (S. 428) angespielt. Bei der von Curt Geyer (S. 239) erwähnten, angeblich aus dem Jahre 1890 stammenden Studie Georg von Vollmars über den Sozialismus

in einem Lande dürfte es sich wohl um den berühmten Aufsatz "Der isolierte sozialistische Staat" von 1878 handeln, der in den Komintern-Diskussionen zu diesem Thema eine Rolle spielte und nicht um den angegebenen Text von 1892.
Kann man von Ruth Fischer, wie es der Herausgeber im Anschluß an Sebastian Haffner tut, als *"Abtrünnige wider Willen"* reden? 1928 zog sie sich mit Maslow aus der aktiven Politik zurück - offensichtlich in eine Wartestellung, bis sich die Lage innerhalb der Partei ändern würde -, um dann 1933, als klar wurde, daß die Stalin-Führung eine Katastrophe nach der anderen produzierte und dabei zugleich fest im Sattel saß, wieder zu ihr zurückzukehren, diesmal aber kompromißlos gegen Stalin. Die brüske Hinwendung zum Kalten-Kriegs-Antikommunismus, in dem Ruth Fischer eine Protagonistenrolle suchte, war wohl neben der von ihr vermuteten Todesursache Maslows sicher auch dadurch motiviert, daß sie das Wirken der kommunistischen Parteien nur noch unter dem Gesichtswinkel der Konspiration betrachtete. Darauf hob sie z.B. in einem Brief an Heinrich Brandler ab, der ihr vorwarf, eine Art rote Verschwörung à la der "Weisen von Zion" zu sehen (S. 226). Kurioserweise wäre sie beinahe selbst noch vom Kalten Krieg ereilt worden: 1954 ermittelte das FBI gegen sie. Ihr westdeutscher Wiedergutmachungsantrag wurde jedenfalls mit dem Hinweis auf ihre ehemalige Mitgliedschaft in der KPD abgelehnt. Nur wenige Jahre darauf, nach Chruschtschows Geheimrede 1956, machte sie eine Kehrtwende und setzte absolut illusionäre Hoffnungen auf ihn; ihr Verhalten in den Jahren davor scheint sie nun bedauert zu haben, wie sie Isaac Deutscher gegenüber andeutete (S. 317). Kurioserweise befürchtete der amerikanische Geheimdienst zeitweise, sie würde sich in die DDR absetzen. Wenn sie sich auch nie offen von den kommunistischen Zielen distanzierte, wie sie sie in den zwanziger Jahren verstanden hatte, so hatte sie in den fünfziger Jahren wohl noch am ehesten Sympathien für die SPD, wie sie verschiedentlich andeutete. Auf jeden Fall neigte sie zu jähen Wendungen, was ihr z.B. Deutscher vorwarf (S. 317). Ihr allgemeiner Charakter, den Lübbe auf den Begriff *"Allseits kämpferisch gestimmt"* (S. 48) gebracht hat, war von Mangel an Selbstkritik und schwärmerischer Aufwertung der eigenen Person bestimmt (S. 47). Vielleicht war dies mehr ihr Problem als ihre so stark wechselnden politischen Überzeugungen.
Die Dokumentation ist nicht nur eine Materialsammlung zu Ruth Fischer und Arkadij Maslow; es wird in gewissem Sinne auch eine Generation porträtiert, die sich zuerst der Oktoberrevolution verschrieb, dann aber vom Stalinismus abgestoßen wurde. Und wozu könnte eine Auseinandersetzung mit dieser historischen Erbschaft besser dienen, als zu dem, was Karl Korsch ihr 1956 als seinen Traum mitteilte: zu *"der theoretischen Wiederherstellung der heute nach dem Abschluß der Marx-Lenin-Stalin-Episode scheinbar mit vernichteten 'Ideen von Marx'"* (S. 319)?

Reiner Tosstorff

Hans Schafranek, Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland 1937-1941, Frankfurt am Main: ISP-Verlag, 1990, 220 S.
In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR, Berlin: Dietz Verlag, 1991, 392 S.
In den Jahren nach der Oktoberrevolution entwickelte sich die Sowjetunion sukzes-

sive zu einem sogenannten 'Vaterland aller Werktätigen'. Was in erster Linie in ideologischem Sinne gemeint war, sollte Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre, als in der Sowjetunion mit dem ersten Fünfjahresplan ein umfassendes Industrialisierungsprogramm in die Wege geleitet wurde, während in Deutschland die Arbeitslosenzahlen katastrophale Ausmaße annahmen, auch eine praktische Dimension gewinnen; Anfang der dreißiger Jahre hielten sich, realistischen Einschätzungen zufolge, 5.000 bis 6.000 deutsche Facharbeiter in der Sowjetunion auf. In den Jahren nach 1933 wurde zudem der ideologische Anspruch der Sowjetunion auf eine ernste Probe gestellt. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland, dem Verbot der KPÖ im Mai 1933 und dem gescheiterten bewaffneten Aufstandsversuch des Republikanischen Schutzbundes, der Selbstschutzorganisation der österreichischen Sozialdemokratie, im Februar 1934, schien die Sowjetunion sich für die verfolgte Linke als Emigrationsland geradezu anzubieten. Tatsächlich aber, so Schafranek, *"praktizierte die Sowjetunion die Asylgesetzgebung in einer sehr restriktiven Weise"*, so daß insgesamt nur einige tausend Mitglieder der KPD, einige wenige der KPD nahestehende Personen sowie ungefähr 1.400 Schutzbündler einschließlich ihrer Familienangehörigen in der Sowjetunion Schutz vor den Verfolgungen in Deutschland und Österreich finden konnten. Dem damaligen sowjetischen Außenminister Maximow Litwinow wird in diesem Zusammenhang eine an Deutlichkeit nicht zu übertreffende Bemerkung nachgesagt: *"Wir kümmern uns nicht darum, ob Ihr Eure deutschen Kommunisten erschießt."*
Tatsächlich sollte sich schon bald erweisen, daß diese Worte durchaus einen für viele deutsche und österreichische Emigranten realistischen Beigeschmack hatten. Sie gerieten nicht nur, kaum daß sie sich gerettet glaubten, in den Strudel der Millionen Opfer kostenden sogenannten stalinistischen Säuberungen, die auch viele von ihnen mit ihrem Leben bezahlten, sondern mußten zudem erleben, daß die sowjetischen Behörden deutsche und österreichische Kommunisten und Juden an das faschistische Regime in Deutschland auslieferten. Der diesbezüglich bekannteste Fall ist der von Margarete Buber-Neumann, die zusammen mit ihrem Mann Heinz Neumann, einem Spitzenfunktionär der KPD, in die Sowjetunion emigriert war; während Heinz Neumann von den Sowjets ermordet wurde, verbrachte Margarete Buber-Neumann knapp zwei Jahre in Gefangenschaft und Lagerhaft, ehe sie im Februar 1940 an die Deutschen ausgeliefert wurde. Bis Anfang 1945 wurde sie im KZ Ravensbrück gefangengehalten, das sie kurz vor dem Eintreffen der Roten Armee verließ, da sie die Lagerfeme der Kommunistinnen fürchtete. Als sie nach 1945 in zwei auch heute noch lesenswerten Büchern (Von Potsdam nach Moskau/Als Gefangene bei Stalin und Hitler) von ihren Erfahrungen berichtete, wurde sie von parteikommunistischer Seite nicht nur auf unglaublich widerliche Art und Weise diffamiert (der Auseinandersetzung mit dem KPD-Mitglied Emil Carlebach, der sich dabei besonders hervortat, widmet Schafranek in seiner Arbeit ein eigenes Kapitel), sondern in der entsprechenden Geschichtsschreibung zudem schlichtweg negiert; noch in dem gerade erschienenen Band "In den Fängen des NKWD" heißt es neutralisierend: *"Am 5. Febr. 1940 als 'unerwünschte Ausländerin' aus der UdSSR ausgewiesen."*
Die Ausweisungen von in der Sowjetunion arbeitenden bzw. in die Sowjetunion emigrierten Deutschen und Österreichern begann nicht etwa erst - wie vielfach angenommen - nach dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes, sondern bereits im Jahre 1937. Schafranek kommt aufgrund seiner umfassenden Recherchen, wobei er insbe-

sondere bisher nicht benutzte Aktenbestände im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn auswertete, zu dem Ergebnis, daß es bereits vor dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes hinsichtlich der Ausweisungspraxis eine *"Kooperation zwischen der Gestapo und dem NKWD gegeben haben"* muß. Für die Jahre zwischen 1937 und 1941 hat Schafranek etwa 900 ausgewiesene Deutsche und Österreicher namentlich eruieren können (die tatsächliche Zahl liegt auf jeden Fall höher); 305 dieser Personen stellt er in Kurzbiographien vor, wobei *"eine nach politischen Kriterien bestimmte Auswahl getroffen (wurde), die nach Möglichkeit all jene Fälle dokumentieren sollte, bei denen es sich um Antifaschisten bzw. um Personen handelte, deren politische Sympathien mit der Sowjetunion vorausgesetzt werden konnten"*. Von diesen 305 Personen sind 192 Deutsche, 113 Österreicher, 78 wurden vor dem Hitler-Stalin-Pakt, 227 nach dem Hitler-Stalin-Pakt ausgewiesen; 270 dieser Personen waren bisher weder aus der entsprechenden Fach-, noch aus der Memoirenliteratur bekannt; die biographischen Daten zu bereits bekannten Personen hat Schafranek teilweise ergänzen, teilweise korrigieren können.

Insgesamt handelt es sich bei den aus der Sowjetunion ausgewiesenen und den Faschisten ausgelieferten Deutschen und Österreichern nur um die Spitze eines Eisbergs; auch in der Sowjetunion selbst wurden zahlreiche Emigranten eingekerkert und ermordet.

Nach der bahnbrechenden Arbeit von Hermann Weber ("Weiße Flecken" in der Geschichte. Die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen und ihre Rehabilitierung), dessen biographische Daten Schafranek allerdings in einigen Fällen präzisieren bzw. verbessern kann, und der Studie von Schafranek liegt mit dem Band "In den Fängen des NKWD" nun auch eine Arbeit aus jenen Historikerkreisen vor, in deren Milieu das jetzt so genannte *"tragische Schicksal der Betroffenen und ihrer Familien... bis in die jüngste Vergangenheit Tabuthema der Politik und Geschichtsschreibung"* war. Der vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung verantwortete Band enthält ein Verzeichnis von insgesamt 1136 in der Sowjetunion verfolgten und zum Teil ermordeten bzw. ausgewiesenen Personen, wobei sich die von der Kaderabteilung der deutschen Vertretung beim EKKI geführten sogenannten "Kaderlisten" über Parteiausschlüsse wegen Verhaftung durch das NKWD, die in der DDR für die öffentliche Benutzung gesperrt waren, als eine der wichtigsten Quellen erweisen. In einem Anhang des Bandes sind eine Reihe nach Redaktionsschluß bekannt gewordener Namen genannt, zu denen sich teilweise bei Schafranek nähere Angaben finden lassen.

Wenn man davon ausgeht, daß die von Schafranek zum Teil aufgrund von Schätzungen und Vermutungen eruierten Zahlen, denen zufolge allein in den Jahren 1936 bis 1939 ungefähr 1730 Deutsche und in den Jahren 1934 bis 1939 278 Österreicher in der Sowjetunion verhaftet worden sind, in etwa das quantitative Ausmaß der Verfolgungen während dieser Jahre bloßlegen und zudem noch in Betracht zieht, daß es nach Kriegsausbruch im Juni 1941 noch einmal zu einer starken Repressionswelle gegenüber deutschen und österreichischen Emigranten kam, dann wird deutlich, daß insbesondere nach einer Öffnung der sowjetischen Archive nicht nur mit Präzisierungen bisher bekannter Daten, sondern mit der Aufdeckung zahlreicher weiterer, bisher unbekannter Namen zu rechnen ist.

Während in dem vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung herausgegebenen Band die biographischen Daten im Mittelpunkt stehen, sind diese bei Schafranek in

eine ausführliche Darstellung und Analyse der Situation der deutschen und österreichischen Antifaschisten in der Sowjetunion in der Zeit von 1936 bis 1941, der Lage der "Rußlandrückkehrer"in Deutschland sowie - anhand zweier Beispiele - der Kontroversen um die Auslieferungspolitik der Sowjetunion nach 1945 eingebettet. Beide Bände enthalten zudem ausführliche dokumentarische Anhänge, die einen Eindruck der zeitgenössischen Vorgänge vermitteln.
Die von Schafranek, vom Autorenkollektiv des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung und von Weber gesammelten biographischen Daten greifen wie Zahnräder ineinander, ergänzen sich gegenseitig, überschneiden sich aber auch. Es bleibt zu hoffen, daß in absehbarer Zukunft die bisher vorliegenden Erkenntnisse erweitert und vertieft werden, so daß auch dieses dunkle Kapitel der an moralischen und politischen Katastrophen nicht gerade armen Geschichte des Realsozialismus endgültig ans Licht der Geschichte kommt. Am Beispiel des Umgangs der sowjetischen Stalinisten mit ihren deutschen und österreichischen Kampfgefährten wird wieder einmal klar, daß die Linke, will sie überhaupt noch eine Zukunft haben, erst einmal mit ihrer eigenen Geschichte ins Reine kommen muß: Wer will schon mit jenen zu tun haben, die mit blutigen Fingern auf andere zeigen, ohne erklären zu wollen oder zu können, wie das Blut an ihre Finger gekommen ist.

Wolfgang Braunschädel

Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1989, 398 S.
Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn: Verlag J.H.W. Dietz, 1990, 880 S.
Die Arbeiten von Ute Daniel und Karen Hagemann thematisieren Ort und Alltagserfahrungen von Arbeiterfrauen. Sie verdeutlichen, daß für die Rekonstruktion historischer Prozesse und Strukturen die Einbeziehung der Kategorie 'Geschlecht' in die Analyse unerläßlich ist, da andernfalls eine Homogenität der Realität und Realitätserfahrung von Männern und Frauen dargestellt wird, die so nie gegeben war. Beide Werke gehen von einem Ansatz aus, der Struktur- und Erfahrungsgeschichte miteinander verknüpft. Gefragt wird nach den wechselseitigen Beziehungen zwischen den gesellschaftlichen Prozessen und Strukturen und ihren Wirkungen auf das Alltagsleben der Frauen einerseits und nach den Erfarungen und Handlungen der betroffenen Frauen, ihrem Anteil an Aufrechterhaltung oder Veränderung dieser Strukturen andererseits.
Ute Daniel analysiert in ihrer Dissertation die komplexen Beziehungen zwischen Frauenlohnarbeit, Frauenarbeit in der Familie und staatlicher Politik in der Zeit des Ersten Weltkrieges und hinterfragt die oft behauptete "modernisierende" Wirkung des Krieges unter frauengeschichtlicher Perspektive. Anhand eines breiten Spektrums von Quellen aus Statistik, Politik und Verwaltung untersucht sie die Bedeutung der Arbeiterfrauen im Blickwinkel staatlicher (Kriegs-)politik sowie deren Wahrnehmungsweisen und Alltagshandeln. Dabei konzentriert sie sich auf die Bereiche Arbeit, Familie und Sinnstiftung des Krieges.
In dem Kapitel über *"Frauenlohnarbeit im Ersten Weltkrieg"* widerlegt die Verfasserin die gängige These, daß der Erste Weltkrieg zu einer entscheidenden und

nachhaltigen Zunahme weiblicher Erwerbsarbeit geführt habe. Sie weist nach, daß die Wirkung des Krieges auf die quantitative Entwicklung der Frauenlohnarbeit äußerst gering war: Die Steigerungsrate von 1914 bis 1918 lag durchaus im Trend der Steigerungsrate, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts feststellen läßt. Nur in den Kriegsindustrien kam es zu einem deutlichen Anstieg weiblicher Erwerbsarbeit. Die in diesen Branchen beschäftigten Arbeiterinnen waren vorher in anderen Industrien, als Landarbeiterinnen oder Dienstmädchen tätig, rekrutierten sich also nicht aus der Gruppe vorher nicht lohnarbeitender Frauen.
Die umfangreichen Versuche des Staates, Frauen verstärkt für die Arbeit in der Kriegswirtschaft zu mobilisieren, führten nicht annähernd zum gewünschten Erfolg. Neben den Kompetenzschwierigkeiten schlecht koordinierter und damit ineffektiver Behörden lagen die Ursachen dafür vor allem in der Arbeitsmarktsituation und der Lebenssituation der Frauen: Die Kriegsindustrien suchten in erster Linie Facharbeiter und unterstützten nicht die Einstellung und Anlernung von Frauen. Die Frauen dagegen zeigten eine desinteressierte oder ablehnende Haltung gegenüber einem Arbeitsplatz in der Industrie. Die Vorgehensweise der Betriebe und die Diskussion um die Demobilmachung ließen keinen Zweifel, daß sie als "Arbeitskräfte 2. Klasse" galten, die die Männer nur vorübergehend ersetzen konnten. Die Frauen stellten nicht kriegswirtschaftliche Erfordernisse, sondern persönliche Gesichtspunkte in den Vordergrund. Mußten sie zusätzlich noch Angehörige versorgen, waren sie für die Mobilisierungspolitik kaum erreichbar.
Ute Daniel kommt zu dem Schluß, daß es trotz der Bedeutung weiblicher Lohnarbeit für die Rüstungsproduktion nicht zu einer verstärkten Akzeptanz weiblicher Erwerbstätigkeit kam. Dennoch konstatiert sie auch gegenläufige Tendenzen. De facto wurde das Arbeitsplatzspektrum für Frauen über geschlechtsspezifische Grenzen hinaus erweitert. Die Abwanderung erwerbstätiger Frauen in die attraktiveren "Männerindustrien" setzte sich auch nach 1918 fort; langfristig gesehen, fand also eine Verlagerung weiblicher Erwerbsarbeit statt. Aufgrund der Demobilmachung 1918/19 ist die Wirkung des Krieges in diesem Zusammenhang allerdings nur schwer zu beurteilen. Während des Krieges wurde Frauenlohnarbeit zu einem Gegenstand öffentlichen Interesses. Diese Aufwertung bot grundsätzlich die Chance zu einem neuen Selbstbewußtsein und zu einem Zugewinn an Emanzipation. Da Frauenerwerbstätigkeit jedoch nicht den Charakter eines Provisoriums verlor, blieb es, so Ute Daniel, bei einer *"Emanzipation auf Leihbasis"*.
Die Familie stellte einen zentralen Arbeitsbereich der Frauen dar. Ausgehend von zwei familiären Funktionsbereichen - Reproduktion und Produktion/Konsumtion -, entwickelt Ute Daniel in dem Kapitel über *"Familie im Ersten Weltkrieg"* die These, daß im Verlauf des Krieges die Reproduktion als Aufgabe der Familie stark zurücktrat, die nun von ihren wirtschaftlichen Funktionen bestimmt war. Diese Verschiebung wurde als politisch und gesellschaftlich brisante Entwicklung gesehen, der es entgegenzusteuern galt. Wie die Verfasserin im folgenden am Beispiel staatlicher Bevölkerungs- und Sozialpolitik zeigt, blieben die entsprechenden Bemühungen jedoch nahezu wirkungslos.
In der Kriegsgesellschaft veränderten sich zentrale Bereiche des Familienlebens. Es erfolgte ein Rückgang der reproduktiven Familienfunktionen: Die Zahl der Heiraten und Geburten ging zurück; Sexualität wurde aufgrund der Trennung der Ehepaare in immer stärkerem Maße aus den Familien herausverlagert (das galt sowohl für Frauen

als auch für Männer) und damit zu einem Politikum, da außereheliche Sexualität als Massenphänomen die Stabilität der kriegführenden Gesellschaft gefährdete. Gegenstand öffentlichen Interesses wurde auch die Sozialisation der Kinder und Jugendlichen: Säuglingsfürsorge als bevölkerungspolitische Maßnahme entwickelte sich zu einem Schwerpunkt staatlicher Sozialpolitik; Jugendpolitik wurde ausgebaut als Politik der Kontrolle, um die unterstellte Verwahrlosung der vaterlos aufwachsenden Jugendlichen aufzuhalten.
Die Frauen mußten in der Kriegsgesellschaft zur materiellen Versorung ihrer Familien neue Strategien entwerfen, die immer deutlicher den Maßnahmen des Staates entgegenliefen. Rückgriffe auf Subsistenzwirtschaft und illegale Methoden zur Daseinsvorsorge - hamstern, Schleichhandel - wurden lebensnotwendig. Daß der Staat bei der Versorung der Bevölkerung versagte, förderte die Durchsetzung einer Haltung, die von Mißtrauen und Ablehnung des Krieges sowie des kriegführenden Staates geprägt war. Der Staat griff in stärkerem Maße als zuvor in die Familienwirtschaft ein: zum einen durch die Versorgung mit Geld- und Konsumgütern, zum anderen durch Versuche der Beeinflussung der Hauswirtschaft. Dieses erhöhte öffentliche Interesse an Hauswirtschaft und Hausarbeit war jedoch nicht mit einer Aufwertung dieser Arbeitsbereiche verbunden.
Ute Daniel führt aus, daß das Verhältnis zwischen Staat und Familie konfliktträchtiger wurde. Die Familie entwickelte sich zu einem Faktor von wachsender Bedeutung. Dementsprechend intensivierte der Staat seine Eingriffsmöglichkeiten und legte damit Grundlagen für den Ausbau des modernen Sozialstaates. Im Laufe des Krieges entfernten sich die Frauen immer weiter von den Prinzipien und Regulationsmechanismen der Kriegsgesellschaft - eine Entwicklung, die die Autorin als *"Emanzipation vom System"* bezeichnet.
Diese Emanzipation zeigte sich deutlich im Kampf um die gesellschaftliche Sinnstiftung des Krieges. Die überwiegende Mehrheit der Arbeiterfrauen war durch die staatliche Propaganda, die den Burgfrieden von 1914 wiederherzustellen versuchte, nur schwer beeinflußbar. Sie äußerten ihre Kritik und Ablehnung des Krieges nachdrücklich durch Demonstrationen, Hungerrevolten und andere Formen spontanen sozialen Protestverhaltens.
Ute Daniel hat mit ihrer Pionierstudie einen entscheidenden Forschungsbeitrag zur Geschichte des Ersten Weltkrieges geleistet, indem sie eine bisher unbekannte Seite des Verhältnisses zwischen Staat und Kriegsgesellschaft aufzeigt - einer Gesellschaft, die zu einem großen Teil von Frauen bestimmt war, deren Haltung und Auftreten in vielerlei Hinsicht nicht den Forderungen des Staates entsprachen. Die Untersuchung entwirft ein in vielen Punkten neues, sehr differenziertes Bild der Beziehungen zwischen staatlicher Politik und den betroffenen Frauen und belegt, daß eine umfassende Sozialgeschichte des Ersten Weltkrieges auf die Bedeutung von Frauenlohnarbeit und Frauenarbeit in der Hauswirtschaft und ihre wechselseitigen Zusammenhänge eingehen muß.Die Dissertation von Karen Hagemann behandelt die Lebenssituation von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik im Rahmen einer Fallstudie über die Stadt Hamburg, bezieht jedoch auch die Verhältnisse des Deutschen Reiches in die Analyse mit ein. Neben vielfältigen anderen Quellen bildet Oral History eine wichtige Basis der Studie: Die Verfasserin hat über 100 Frauen befragt, 27 der Interviews sind nach intensiver Auswertung in die Untersuchung eingegangen. Die subjektiven Aussagen der Frauen werden mit ihren objektiven Rahmenbedingun-

gen konfrontiert, so daß die Lebenszusammenhänge von Arbeiterfrauen und ihre Handlungsspielräume sichtbar werden.
Themen der Arbeit sind die Bereiche Haushalt, Familie und Erwerbsleben sowie die sozialdemokratische Frauenbewegung. Die Analyse verknüpft die Beschreibung des konkreten Alltagslebens mit der Darstellung sowohl staatlicher als auch sozialdemokratischer Politik zu diesen Alltagskomplexen und der Reaktion der Arbeiterfrauen auf diese Politik. Ausführlich beschreibt Karen Hagemann die Bereiche Haushalt und Familie, die die Schwerpunkte des Lebenszusammenhanges von Frauen bildeten, da das Leitbild der "modernen Kleinfamilie" sich auch in SPD und Arbeiterschaft durchgesetzt hatte. In diesem Zusammenhang führt die Verfasserin aus, wie die moderne Idee der Rationalisierung in den zwanziger Jahren auch den privaten Bereich erfaßte und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung stabilisierte. Der modernisierte Haushalt erweiterte den Aufgabenkanon der Frauen und verstärkte letztlich ihre Bindung an das Haus. Auch der Bereich der Familienplanung unterlag Rationalisierungsvorstellungen, wie beispielsweise die innerhalb der Sozialdemokratie geführten Diskussionen über Bevölkerungspolitik, Geburtenkontrolle und Abtreibung belegen. Die Bedürfnisse der Frauen bildeten allerdings nur selten die Grundlage dieser Verhandlungen. Während die - meist männlichen - Politiker und Fachleute von bevölkerungspolitischen und eugenischen Motiven gelenkt wurden, stand bei den Arbeiterfrauen die Forderung nach Verbreitung von Kenntnissen über Sexualhygiene, Verhütung und nach Freigabe der Abtreibung in engem Zusammenhang mit dem Wunsch, dem Schicksal einer ständig wachsenden Kinderzahl zu entgehen. Geburtenkontrolle erweiterte den Handlungsspielraum der Arbeiterfrauen und stellte damit, so Karen Hagemann, eine Grundlage ihrer Emanzipation dar.
Anhand der Bereiche Haushalt und Familie zeigt die Verfasserin, daß sich im sozialdemokratischen Milieu der Weimarer Zeit ein neuer Familientypus entwickelte, der stark von den Ideen der Modernisierung und Rationalisierung des Alltagslebens beeinflußt war. Geprägt waren diese Familien von einer verstärkten Orientierung am Leitbild der Kleinfamilie und Reduzierung der Kinderzahl, einer rationelleren Haushaltsführung und Emotionalisierung des Familienlebens.
Karen Hagemann geht ausführlich auf Arbeitsmöglichkeiten und Bedingungen der Frauen ein, die insgesamt weiterhin durch niedrigere Löhne und geringere Qualifikationsmöglichkeiten bestimmt waren. Für junge Frauen entwickelten sich neue Berufsfelder - Kontoristin, Verkäuferin -, die einen gewissen sozialen Aufstieg ermöglichen konnten. Die überwiegende Zahl sowohl der Männer als auch der Frauen betrachtete weibliche Erwerbstätigkeit jedoch als Übergangsphase (bis zur Heirat oder Geburt des ersten Kindes) oder als Provisorium in Notzeiten (z.B. bei Arbeitslosigkeit des Mannes). Die Kampagnen gegen die "Doppelverdienerinnen", die in wirtschaftlichen Krisenzeiten an Vehemenz gewannen, verstärkten die ablehnende Haltung vieler Frauen gegen eine Berufstätigkeit. Weitere Negativfaktoren waren die oft harten Arbeitsbedingungen, mangelnde Angebote der Kinderbeaufsichtigung und die Doppel- bzw. Dreifachbelastung lohnarbeitender Frauen. Die Verfasserin kommt zu dem Schluß, daß Erwerbsarbeit nur selten eine verbesserte Chance zur Emanzipation von Frauen bot, da sie letztlich unbefriedigend blieb und der Verdienst meist keine ökonomische Unabhängigkeit ermöglichte.
Abschließend geht Karen Hagemann auf die Haltung der SPD und der sozialdemokratischen Frauenbewegung zu den Bereichen Haushalt, Familie, Erwerbsarbeit ein. Die

SPD und die ihr nahestehenden Freien Gewerkschaften betrieben auch in der Weimarer Republik in erster Linie eine Politik für Männer und beschäftigten sich mit frauenpolitischen Problemen entweder aus pragmatischen Gründen (z.B. Werbung von Wählerinnen) oder wenn es unumgänglich schien. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß der Organisationsgrad von Frauen sowohl in der Partei als auch in den Gewerkschaften geringer als der der Männer war. Frauen politisierten und organisierten sich primär über ihre alltäglichen Lebens- und Arbeitsbereiche. Häufig engagierten sie sich in Nebenorganisationen der SPD, die sich mit den Interessen und Problemen der Hausfrauen und Mütter befaßten.
Die sozialdemokratische Frauenbewegung revidierte zu Beginn der Weimarer Republik die bis dahin vertretene sozialistische Frauenemanzipationstheorie, die weibliche Erwerbstätigkeit als Grundlage der Emanzipation der Frau ansah und propagierte eine Emanzipationsstrategie, die von der Gleichwertigkeit, aber Andersartigkeit der Geschlechter ausging und damit die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung noch verfestigte. Als Konsequenz dieser Politik konzentrierte sich die sozialdemokratische Frauenbewegung zunehmend auf die Bereiche Sozialpolitik und Wohlfahrt.
In der Analyse der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und des Alltags der Frauen kommt Karen Hagemann zu dem Ergebnis, daß entgegen dem oft verbreiteten Bild der emanzipierten Frau der zwanziger Jahre - Stichwort *"Neue Frau"* - Arbeiterfrauen nur über einen sehr begrenzten Handlungsspielraum verfügten. Für sie fanden Veränderungen primär im Bereich der Normen und Ansprüche statt. Das reale Alltagsleben dagegen wandelte sich bedeutend langsamer.
Die Suche nach der gesellschaftlichen Wirklichkeit von Arbeiterfrauen ist Karen Hagemann ohne Zweifel gelungen. Gestützt auf eine beeindruckende Fülle von erarbeitetem Material, zeichnet sie ein umfassendes, anschauliches Bild ihres Alltags und ihres Handelns. Die Vielzahl von Informationen und Details, insbesondere zu oft vernachlässigten Themenkomplexen wie Sexualität, ist geradezu ein Plädoyer für den Einsatz von Oral History, sofern sie, wie die Verfasserin gelungen vorführt, mit kritischer Distanz angewandt und mit anderen Quellen kontrastiert wird.

Sabine Behn

Hans Mommsen, Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Achter Band), Berlin: Propyläen Verlag, 1989, 581 S.

Die anerkannten Großmeister der bundesdeutschen Sozialgeschichtsschreibung sind offensichtlich in die Phase ihrer entscheidenden Werke getreten. Nachdem Heinrich August Winkler und Jürgen Kocka die ersten fünf Bände der mittlerweile auf elf geplanten "Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts" vorgelegt haben und Hans-Ulrich Wehler die ersten zwei Bände seiner vierbändigen "Deutschen Gesellschaftsgeschichte" publiziert hat, liegt nun als achter Band der "Propyläen Geschichte Deutschlands" Hans Mommsens Werk über die Weimarer Republik vor, dem eine zusammenfassende Gesamtdarstellung der Epoche des Nationalsozialismus folgen soll.
Die knapp fünfzehn Jahre, die zwischen dem kriegsbedingten Zusammenbruch des wilhelminischen Kaiserreichs und der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten liegen, sind seit langer Zeit ein bevorzugtes und immer wieder unter neuen

Fragestellungen behandeltes Thema der Geschichtsschreibung. Wohl in keiner anderen Epoche der neueren Geschichte treffen die Extreme der Moderne so schroff aufeinander wie in der Weimarer Zeit: Am Anfang überhöhte, manchmal religiösen Heilserwartungen sich annähernde Hoffnungen auf eine soziale und politische Gleichheit und Gerechtigkeit binnen kürzester Zeit realisierende revolutionäre Umwälzung, am Ende ein in weiten Bevölkerungskreisen akzeptiertes terroristisches System, das mit dem Holocaust das absolute Schreckenszeichen der Moderne setzte. Die Frage, wie auf dem Boden der enttäuschten Hoffnungen von 1918 die in ihren Anfangsjahren in ein weites Spektrum nationalistischer, antisemitischer und rechtsradikaler Organisationen eingebundene und keineswegs durch irgendeine Originalität sich auszeichnende nationalsozialistische Bewegung auf legalem Wege an die Macht gelangen konnte, wird sich wohl niemals eindeutig und schlüssig beantworten lassen; alle diesbezüglichen Versuche zeichnen sich durch bestimmte ideologische Fixierungen und entsprechende Komplexitätsreduzierungen aus. Eine Gesamtdarstellung dieser Epoche, wie die von Mommsen vorgelegte, tut gut daran, auf solche allzu handhabbaren Erklärungsmuster von vorneherein zu verzichten. Mommsen hat in seiner Arbeit, insofern er *"die Entstehung und krisenhafte Entwicklung der Weimarer Republik in den Vordergrund stellt"*, bewußt auf eine Darstellung epochenübergreifender Entwicklungen und Wandlungen im demographischen, sozioökonomischen und allgemein gesellschaftlichen Bereich verzichtet. Aus seiner Darstellung ausgeblendet hat er ebenfalls einen Bereich, den man sonst unweigerlich mit den "Goldenen Zwanzigern" verbindet: den der Kultur. *"Die künstlerische und intellektuelle Moderne wirkte"*, so Mommsen, *"trotz des vielfach ausgeprägten politischen Engagements ihrer Träger, auf das politische Leben der Republik kaum zurück und blieb auf einen weitgehend autonomen Sektor beschränkt, der durch die nationalsozialistische Machteroberung fast vollständig zerstört wurde"* - eine Bemerkung, die ganz nebenbei auch ein bezeichnendes Licht auf die zwar politisch gemeinten, vielfach aber bloß selbstgefälligen Selbstinszenierungen allerlei Kulturschaffender der Jetztzeit wirft. Hinter dem Verzicht auf eine Darstellung bestimmter Bereiche gesellschaftlichen Lebens und gesellschaftlicher Entwicklungslinien versteckt sich die Absicht, *"die politischen Prozesse von 1917 bis 1933 in ihrem genetischen Zusammenhang zu beschreiben und die Konvergenz unterschiedlicher Politikfelder, insbesondere die Verschränkung von innerer und äußerer Politik, anschaulich zu machen. Gleiches"*, so fährt Mommsen fort, *"war für die Bemühung ausschlaggebend, die wirtschaftlichen Faktoren und finanzpolitischen Probleme, die aufs engste mit den außenpolitischen Vorgängen verbunden waren, auf die politische Willensbildung zurückzubeziehen."* Auf die Konzeption der Arbeit wirkt sich das insofern aus, als auf eine systematisierende Auseinanderreihung vereinzelter Themenbereiche zugunsten einer am zeitlichen Ablauf des Geschehens sich orientierenden und dabei anschaulich deskriptiv bleibenden Darstellung verzichtet wurde, so daß *"die gegenseitige Durchdringung unterschiedlicher Politikfelder und Interessenstrukturen"* in ihren jeweiligen Verwicklungen konkret und für den Leser nachvollziehbar erfaßt wird.

Das von großen Teilen der Bevölkerung und insbesondere von den durchweg konservativen bis rechtsradikalen Eliten nicht akzeptierte parlamentarische System der Weimarer Republik war von Beginn an in ein tradiertes und durch die revolutionären Ereignisse der Nachkriegsjahre zusätzlich verstärktes soziales Spannungsgefü-

ge eingebunden, das in den knapp fünfzehn Jahren bis zur Machtübernahme durch die Nationalsozialisten niemals politisch wirksam austangiert werden konnte. Die in den bürgerlichen Revolutionen durchgesetzte und in der Folgezeit erprobte parlamentarische Praxis westlicher Demokratien konnte im Deutschland der Weimarer Zeit auf keine prägenden Traditionen zurückblicken; nur die Sozialdemokraten, denen - bei aller Kritik im einzelnen - Mommsens ungeteilte Sympathie gilt (anzumerken ist an dieser Stelle, daß Geschichtsschreibung dieser Provenienz in bemerkenswerter Konsequenz die bedeutenden Arbeiten von Erhard Lucas zur Geschichte der revolutionären Ereignisse insbesondere im Ruhrgebiet der Jahre 1919 bis 1921 glaubt übersehen zu können; in Mommsens Bibliographie wird nur ein Aufsatz von Lucas erwähnt, wobei zu allem Überfluß auch noch - dem Druckfehlerteufel kann man es in diesem Fall wohl nicht zuschreiben - Hamborn mit Herborn verwechselt wird), knüpften in der Sichtweise Mommsens bewußt an die parlamentarischen Traditionen westlicher Provenienz an, konnten ihnen aber, trotz der zeitweisen Zusammenarbeit mit Vernunftrepublikanern von Zentrum, DDP und DVP nicht zu einem wirksamen Durchbruch verhelfen. Eine fatale Rolle spielte dabei die mental begründete Unfähigkeit der politischen und sozialen Eliten, die durch den Ausgang des Krieges geschaffenen (außen)politischen Realitäten auch nur anzuerkennen, geschweige denn auf der Basis dieser Realitäten entsprechende politische Aktivitäten zu entwickeln; diejenigen, die dies trotzdem versuchten, waren entsprechenden Anfeindungen, Denunziationen und gegebenenfalls auch Mordanschlägen ausgesetzt. Es kommt nicht von ungefähr, daß der Erfolg der Nationalsozialisten nicht zuletzt auf ihrem Ansinnen beruhte, die als Einbruch in ein gottgewolltes und durch ein autoritäres Regime repräsentiertes System empfundenen Ereignisse der Jahre 1918/19 rückgängig zu machen. Auf diesem Hintergrund entwickelten die konservativen Eliten nicht nur ideologische Affinitäten zu den Nationalsozialisten, sondern unterstützten diese bereits in den frühen zwanziger Jahren immer wieder mit finanziellen Mitteln; das Jahr 1933 bedeutet in dieser Hinsicht den von den Eliten mit zu verantwortenden tragisch gelungenen Versuch einer späten Rache an der in entscheidendem Maße von der organisierten Arbeiterbewegung durchgesetzten Parlamentarisierung und den von ihr zur gleichen Zeit zumindest partiell errungenen sozialen Erfolgen. In dem Maße, in dem die sozialen Errungenschaften der Revolutionsjahre zurückgenommen wurden, sah sich die Sozialdemokratie in der bemerkenswerten Zwickmühle, von den bürgerlichen Vernunftrepublikanern zwar hin und wieder - insbesondere in außenpolitischer Hinsicht - in Dienst genommen zu werden, in innen- und insbesondere sozialpolitischer Hinsicht angesichts einer nicht kompromißwilligen bürgerlichen Sozialpolitik aber zusehends in die Enge getrieben zu werden; ein Prozeß, der durch die im Laufe der Jahre sich zunehmend verschlechternden Beziehungen zur KPD noch verstärkt wurde, wobei deren weitgehend kritiklose Unterordnung unter sowjetische Politikmuster sowie die Propagierung der unsinnigen Sozialfaschismustheorie verschärfend hinzukamen. Das Spezifikum der Weimarer Republik, so ließe sich Mommsens Darstellung zusammenfassen, liegt in der mental begründeten und egoistischen sozialen und wirtschaftlichen Interessen verpflichteten Kompromißunwilligkeit und -unfähigkeit der entscheidenden bürgerlichen Eliten, die sich in ideologisch bedingter Verkennung der 1918/19 geschaffenen innen- und außenpolitischen Realitäten dem schließlich nationalsozialistisch geführten Projekt einer notfalls auch mit kriegerischen Mitteln zu etablierenden neuen deutschen Großmacht

verschrieben. Analog dazu entwickelte sich sowohl im sozialdemokratischen wie auch im kommunistischen Milieu eine nur schwer zu durchdringende Lagermentalität, so daß sich Ende der zwanziger/Anfang der dreißiger Jahre politische Machtblöcke gegenüberstanden, die zwar in sich funktionsfähig, nicht aber politikfähig in einem wohlverstandenen, pluralistische Interessenlagen anerkennenden und ausgleichenden Sinne waren. In dieser Sichtweise kann man dann hinsichtlich der Weimarer Republik tatsächlich von einem *"mißlungenen Beispiel politischer Modernisierung"* sprechen, dessen Lehren erst nach dem Durchgang durch die faschistische Barbarei gezogen werden konnten.

Wolfgang Braunschädel

Norbert J. Schürges, Politische Philosophie in der Weimarer Republik. Staatsverständnis zwischen Führerdemokratie und bürokratischem Sozialismus, Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1989, 388 S.

1924 urteilte Carl v. Ossietzky über die Weimarer Republik: *"Wer aus der Geschichte von fünf Jahren gelernt hat, weiß, daß nicht die Völkischen, die Monarchisten die eigentliche Gefahr bilden, sondern die Inhaltslosigkeit und Ideenlosigkeit des Begriffs deutsche Republik und daß es niemandem gelingen will, diesen Begriff lebendig zu machen. Schutz der Republik ist gut. Besser, darüber ins reine zu kommen, was an dieser Republik schützenswert ist und was nicht zu halten ist."*

In der vorliegenden leicht überarbeiteten und ergänzten Fassung seiner Tübinger Dissertation bemüht sich Norbert J. Schürges um die Verortung und Charakterisierung der Demokratie- und Republikverständnisse in der politischen Philosophie *"sozialistischer"* und *"liberaler"* Provenienz in der Weimarer Republik in Abgrenzung zum *"konservativen bzw. völkischen Lager"*. Im oben angeführten Ossietzky-Zitat ist in Umrissen die Problemstellung der sozialistischen politischen Philosophie angedeutet. Schürges referiert ausführlich die *"Basistheoreme sozialistischer Philosophie"*, indem er Positionen zu zentralen Begriffen wie etwa *"Revolution statt Reform"*, *"Avantgarde im revolutionären Prozeß"* und *"Republik und Demokratie als Vorstufen zum Sozialismus"* darstellt. Die *"sozialistischen Basistheoreme"* vergleicht er mit denen *"liberaler Denker"*. Hier sieht er die Meinung vorherrschend, die *"Demokratie"* solle, nachdem die Monarchie nicht mehr zu halten war, deren Herrschaftsstrukturen unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen fortschreiben. Ist diese These zutreffend, so hat die Sozialdemokratie seit der *"Novemberrevolution"* exakt dieses Projekt betrieben. Die Nichtbegrenzung des Einflusses der wilhelminischen Herrschaftseliten steht dafür als Beweis.

Der Autor charakterisiert das *"liberale"* Politikverständnis als elitär und massenfeindlich, liberal-konservative Kreise sahen gar in *"Demokratie"* und Diktatur keine unvereinbaren Gegensätze. So hielt Meinecke in bestimmten historischen Phasen eine *"Vertrauensdiktatur"* für vertretbar; Max Weber entwickelte das Modell der *"Führerdemokratie"*. In den Präsidialdiktaturen am Ende der Weimarer Republik sollte sich ein derartiges Denken niederschlagen und den Weg in den Nationalsozialismus ebnen.

Im Anschluß an die Darstellung der *"Basistheoreme"* der beiden großen weltanschaulichen Lager exemplifiziert Schürges die philosophischen Vorstellungen an ausgewählten Einzelfällen. Für die *"sozialistische Philosophie"* werden Marx,

Engels, Lenin, R. Luxemburg, E. Bloch, M. Horkheimer, H. Marcuse, P. Tillich und G. Radbruch angeführt; zur Darstellung der *"bürgerlich-liberalen Positionen"* präsentiert er M. Weber, Th. Litt, H. Plessner, K. Jaspers und M. Scheler.
Aufschlußreich erweisen sich in diesem Kontext seine Ausführungen zur *"Verkennung der faschistischen Gefahr"* im linken Lager. Paul Tillich etwa plädierte für ein Bündnis zwischen den Kommunisten und Nationalsozialisten, um eine *"Verbindung des revolutionären Proletariats mit den revolutionären Gruppen der politischen Romantik"* zu erreichen, die dann den Sieg des Sozialismus gewährleiste. Ernst Bloch verkannte Anfang der zwanziger Jahre noch den *"Hitlerismus"* als *"schiefen Statthalter der Revolution"*. Später riet er der KPD zur Abklopfung ihres rechtsradikalen Widerparts auf ein *"dialektisch brauchbares Erbe"*, Irrationales sollte nicht per se abgelehnt werden, um *"so mythische Sehnsüchte in revolutionär-dionysische Träume"* (Schürges) umzuwandeln - ein diskussionswürdiger Vorschlag zur Bekämpfung der Irrationalität als Propagandainstrument und Herrschaftsmittel.
Der für die Publikation der Dissertation erstellte Abschnitt über die *"konservativ-völkische Staats- und Demokratieauffassung"*, der den Band abschließt und die Vorstellungen von F. Nietzsche, O. Spengler, O. Spann, A. Moeller van den Bruck, H. Freyer, M. Heidegger und C. Schmitt referiert, hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck, da hier in kürzester Form - so wird Nietzsche eine knappe Seite gewidmet; die Ausführungen zu C. Schmitt nehmen nicht ganz zwei Seiten ein - *"konservativ-völkische"* Autoren abgehandelt werden und somit ihr Denken nur schlaglichtartig gestreift wird.
Schürges verbindet mit seiner Untersuchung die Hoffnung, aufzeigen zu können, daß sich die *"vielen Feinde"* der ersten deutschen Republik *"nicht immer"* gegen die Demokratie und die Republik *"als solche"*, sondern *"nur"* gegen die spezifische Weimarer Form richteten. Sollte das Potential antirepublikanischen und antidemokratischen Gedankengutes in der Weimarer Republik geringer gewesen sein als gemeinhin angenommen, so ist dennoch die Erkenntnis Heinrich Manns von weitaus gravierenderer Bedeutung: *"Skeptiker wollen wissen, dies sei eine Republik ohne Republikaner. Gerade umgekehrt, ich habe Republikaner gekannt, nur keine Republik."*

Johannes Materna

Arbeiterbewegung und Faschismus. Faschismus-Interpretationen in der europäischen Arbeiterbewegung, herausgegeben von Helga Grebing und Klaus Kinner, Essen: Klartext-Verlag, 1990, 352 S.
In der Zeit, die Historiker vielleicht einmal als die "Vorbereitung der deutschen Wiedervereinigung" apostrophieren werden, wurde die in vorliegendem Band dokumentierte Tagung von Historikern aus der damals noch BRD und der DDR vorbereitet, die dann Anfang November 1989 stattfand, zu einem Zeitpunkt, als der "demokratische Aufbruch" in der DDR gerade begonnen hatte und beide Seiten von den Ereignissen noch verunsichert waren.
Es war nicht das erste deutsch-deutsche (obwohl international ausgerichtete) Historikertreffen zu einem konkreten Thema, doch bot dieses durch die höchst unterschiedlichen Interpretationsansätze in Ost und West - und insbesondere angesichts der jeweiligen Traditionslinien der Sozialdemokraten und Kommunisten - genügend

Raum für eine Kontroverse, auch wenn das Aufeinanderzugehen bereits in der Planung Programm gewesen ist. Angesicht der in der Literatur über das Scheitern der Weimarer Republik geläufigen Gründe, von denen einer in der Spaltung der Arbeiterbewegung gesehen wird - oder wie es Horst Lauscher in seinem Text *"Trotzkis Beitrag zu einer Theorie des Faschismus"* ausdrückt: Daß *"ein 'Massenübergang von Arbeitern unter die Hakenkreuzfahne' einsetzte... war... in Trotzkis Augen das Ergebnis einer in 'Arbeitsteilung zwischen der sozialdemokratischen und kommunistischen Bürokratie' betriebenen 'Politik des Zurückweichens, des Marasmus und der Feigheit'"* -, findet man denn auch leicht einen Konsens: So weisen die beiden Herausgeber Helga Grebing (West) und Klaus Kinner (Ost) in ihrer gemeinsamen Einleitung auf die *"Entdeckung"* hin, daß *"SPD und KPD am Ende der Weimarer Republik... in Kernpunkten der Faschismus-Interpretation übereinstimmten."* Es geht aber nicht nur um die Interpretation des Historikers, auch Verantwortlichkeiten werden verteilt. Da die *"beide(n) Arbeiterparteien durch die ihnen aufgezwungene Selbstisolierung in ihrer Aktivität beschränkt (wurden)"*, bleibt als Erklärungsmuster: *"Für den Untergang der Weimarer Republik trugen die konservativ-nationalen bürgerlichen Kräfte die Verantwortung."*

Gegenüber diesen Simplifizierungen entwerfen die in den Sammelband aufgenommenen Referate der Bochumer Tagung insgesamt ein breites Spektrum der Beschäftigung mit Faschismusinterpretationen in und im Umfeld der europäischen Arbeiterbewegung. Den Auftakt machen drei Beiträge von Wolfgang Wippermann, Joachim Petzold und Hans Mommsen zur *"Begriffs- und Abgrenzungsproblematik des Themas"* (Faschismustheorien in systematischer Perspektive; Konservati(vi)smus und Faschismus) sowie ein Aufsatz von Helmut Steiner über *"Die Leipziger Schule der Soziologie und Sozialphilosophie"*. Diese sogenannte Leipziger Schule, die Wirkungsstätte des Soziologen Hans Freyer (1887-1969), dient dem Autor als *"prototypisches Beispiel"* einer *"Variante faschistischen Selbstverständnisses"*. Anhand dokumentierten Materials (u.a. eine Liste von Dissertationen, Auflistungen von Publikationen und Lehrveranstaltungen Freyers, Arnold Gehlens und G. Ipsens) kann der Leser nachvollziehen, daß, wie Steiner schreibt, die *"lange Zeit... angenommene Unterbrechung der akademischen Soziologie in Deutschland nach 1933... entweder bewußtes Verschweigen oder auch liberales Verdrängen und Verkennen der tatsächlichen Umfunktionierung der Soziologie für die gesellschaftlichen Belange des Faschismus"* war.

Ein umfangreiches Kapitel bilden Beiträge über *"kommunistische Faschismus-Interpretationen"*, die die unterschiedlichen Interpretationsansätze, deren Entwicklung und Verflachung insbesondere auf der Ebene der Komintern-Kongresse nachzeichnen (Klaus Kinner, Leonid Luks, Peter Haferstroh, Thomas Schmidt, Elfriede Lewerenz und Bernhard H. Bayerlein), gefolgt von dem Kapitel *"Beiträge zur zeitgenössischen Faschismus-Theorie"* mit Beiträgen zu Otto Bauer (Horst Klein), Otto Kirchheimer (Richard Saage) und dem Institut für Sozialforschung (Rolf Richter, Michael Wilson). Nach Artikeln zur Auseinandersetzung mit dem Faschismus in der italienischen, spanischen und skandinavischen Arbeiterbewegung folgt ein Kapitel *"Sozialdemokratie und Faschismus in der Weimarer Republik"* mit Beiträgen von Helga Grebing (*"Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus 1923-1933"*), von Reinhard Sturm über die *"Relevanz von Fallstudien in der Forschung zu sozialdemokratischen Faschismus-Theorien"*, von Werner Bramke

über *"Die Anhängerschaft des Faschismus in den Analysen der SPD und der KPD 1929-1933"*, von Eike Henning über Carl Mierendorffs *"Kampf um die Massenseele"* sowie zur Faschismusdiskussion in der SAJ (Detlef Ziegs, Franz Walter). Abgeschlossen wird der Band mit dem Kapitel *"Alternativen zu den Faschismus-Interpretationen von SPD und KPD"* - von den Herausgebern als *"kritisch-verstehende Interpretation"* apostrophiert -, das einen Beitrag von Willy Buschak über *"Faschismusanalysen im europäischen Linkssozialismus"* und den bereits erwähnten von Horst Lauscher über Trotzki umfaßt.

Bei dem Thema selbstverständlich, geht es nicht nur darum, plausible Erklärungsmuster für historische Phänomene zu diskutieren, sondern auch um das Abwägen der Relevanz von Konzepten in der politischen Auseinandersetzung (Bsp. Mierendorff). Daß die Beschäftigung mit historischen Faschismusinterpretationen jedoch nicht unbedingt für die aktuelle Auseinandersetzung sensibilisieren muß, zeigt Wolfgang Wippermann, für den - gegen Peter Glotz, Arno Klönne und Claus Leggewie argumenierend - die Republikaner deshalb *"als neofaschistisch einzustufen und mit Hilfe von Faschismustheorien zu erklären sind"*, weil sie hinsichtlich Ideologie, sozialer Basis und sozialer Funktion *"große Ähnlichkeiten mit den faschistischen Parteien der Zwischenkriegszeit und den übrigen neofaschistischen Parteien aufweisen."* Ihnen sei es (bei ihren Wählern) *"gelungen..., von den wahren Ursachen der gegenwärtigen Misere... abzulenken."* Gegenüber solchem eher kruden Faschismusverständnis stellt der Band insgesamt jedoch durchaus brauchbare Materialien zur Ausbildung einer differenzierteren Betrachung von Faschismus zur Verfügung, wobei man jedoch auch den Eindruck gewinnen kann, daß trotz allen Bemühens um Verständnis gegenüber unterschiedlichen Interpretationsansätzen auch sozialdemokratische Traditionspflege betrieben werden soll. Die Herausgeberin plädiert in ihrem eigenen Beitrag in Auseinandersetzung mit der Studie von Wolfram Pyta, "Gegen Hitler und für die Republik" (Düsseldorf 1989), den sie dahingehend kritisiert, *"die sozialdemokratischen Faschismus-Interpretationen am Stand der heutigen Forschung"* zu messen, für ein *"Verschnitt"*-Verfahren , mit dem *"sich deutlicher als bei einer konsistenten Interpretation einzelner Autoren die Merkmale der sozialdemokratischen Faschismus-Deutungen herausarbeiten"* lasse, das jedoch noch eher dazu führt, den historischen Interpretationsansätzen ihre Angemessenheit zu bestätigen, wenn etwa resümiert wird, *"in der SPD"* sei die *"Auseinandersetzung mit dem Faschismus (früh genug) erfolgt"* oder es lasse sich *"mit guten Gründen belegbar behaupten, daß... ein hohes Maß an Realitätsdeckung der Analysen erreicht wurde."* Aber die Herausgeberin räumt auch ein, daß dieses *"Verschnitt"*-Verfahren *"der Ergänzung durch eine Rekonstruktion der Positionen einzelner Faschismus-Interpreten des sozialdemokratischen Umfeldes"* bedürfe und das *"Dilemma des Nachbetrachters... darin (besteht), daß er - je mehr er die Differenziertheit der sozialdemokratischen Faschismus-Analysen zur Kenntnis nimmt - sich um so betroffener zeigen muß über die Erfolglosigkeit des sozialdemokratischen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus am Ende der Weimarer Republik."*

Reinhard Sturm, der sich ebenfalls mit Pyta sowie der Arbeit von Wolfgang Saggau (Faschismustheorien und antifaschistische Strategien in der SPD, Köln 1981) auseinandersetzt, konkretisiert die Kritik an der Methode des *"Verschneidens"* durch Hinweise auf faschismuskritische Arbeiten des SPD-Politikers und Publizisten Ernst Hamburger (1890-1980). So bezeichnet Hamburger etwa in einem angesichts der

bevorstehenden Landtagswahl im April 1932 entstandenen Artikel, der unter typologischen Gesichtspunkten am ehesten als *"bonapartismustheoretische"* Argumentation zu subsumieren wäre, den französischen General Boulanger als den *"Hitler der französischen Republik"*. Sturm weist auf die taktische Bedeutung dieser Analogie hin: Soll in dem Text die NSDAP doch *"als zwar gefährlicher, aber unter Mobilisierung aller Abwehrkräfte durchaus besiegbarer, ja letztlich zum Scheitern verurteilter politischer Gegner"* erscheinen und dieser *"einen Beitrag zur... weiteren Zerstörung des Hitler umgebenden Führer-Mythos"* nach dem 1. Wahlgang zur Reichspräsidentenwahl leisten. Und als Argumentation gegen allzu viel Typologisierung läßt sich der Auszug aus einem Brief Hamburgers an den Autor verstehen: *"Sie... wollen mich auf den wissenschaftlichen Seziertisch legen. Da kann ich nur mit Wallenstein sagen: 'Jetzt werden sie, was planlos ist geschehen, weitsehend, planvoll mir zusammenknüpfen'... Ich habe nicht die Absicht gehabt, eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben. Wie es überhaupt das Unglück mancher heutiger Gelehrter der Bundesrepublik ist zu glauben, daß wir, Politiker und Beamte der Weimarer Zeit, alle Professoren gewesen wären und wie Professoren gedacht und gearbeitet hätten."*

Jörg Hausmann

Herrschaftsalltag im Dritten Reich. Studien und Texte, herausgegeben von Hans Mommsen und Susanne Willems, Düsseldorf: Schwann im Patmos Verlag, 1988, 492 S.

Die Anzahl der Publikationen zum Nationalsozialismus hat ein fast unüberschaubares Ausmaß erreicht. Angesichts der Vielzahl der Veröffentlichungen äußerst unterschiedlicher Qualität ist man geneigt, die Lektüre auf die wenigen herausragenden Arbeiten z.B. von Arendt, Mason oder Hilberg zu begrenzen und dennoch die Gewißheit zu erlangen, das Wesentliche über den Nationalsozialismus erfahren zu haben.

Die Aussage der Herausgeber der vorliegenden Publikation, in der fünf Studien zu wichtigen Aspekten der Alltagserfahrungen im nationalsozialistischen Deutschland vereint sind, daß die Studien *"in mancher Hinsicht Lücken der bisherigen Fachliteratur"* füllen, weckt dann doch Leseinteresse. Verstärkt wird dieses Interesse durch die Ankündigung, in den Beiträgen *"die mittlere Ebene zwischen dem politischen System als ganzem und der Erfahrungswirklichkeit des einzelnen"* zu untersuchen.

Die Beiträge setzen sich mit wichtigen Bereichen der Alltagserfahrungen im Nationalsozialismus auseinander, die die politische Sozialisation der Menschen in hohem Maße bestimmten. So untersucht der britische Historiker Ian Kershaw den "Hitler-Mythos" in seiner Studie über "Hitlers Popularität. Mythos und Realität im Dritten Reich." Tilla Siegel, Mitarbeiterin am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main, analysiert in einem Beitrag über "Rationalisierung statt Klassenkampf. Zur Rolle der Deutschen Arbeitsfront in der nationalsozialistischen Ordnung der Arbeit" die Verhältnisse in den Betrieben. Die nationalsozialistische Schulpolitik wird von der Psychologin Delia Nixdorf und ihrem Ehemann Gerd, einem Oberstudienrat, aus dem Blickwinkel der "Politisierung und Neutralisierung der Schule in der NS-Zeit" beschrieben. Ralph Angermund, Mitarbeiter der Bundeszentrale für Politische Bildung in Bonn, unternimmt in seinem Beitrag: "Die geprellten 'Richterkönige'. Zum Niedergang der Justiz im NS-Staat" den Versuch, die Haltung der Justiz zu interpre-

tieren. Im letzten Beitrag des Bandes, "Die Reaktion der deutschen Bevölkerung auf die Verfolgung der Juden 1933 - 1943", versuchen Hans Mommsen und Dieter Obst, Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung, eine Klärung der Haltung der deutschen Bevölkerung zur Judenverfolgung insbesondere bezüglich der "Reichsprogromnacht" 1938 und der Endlösungspolitik seit Ende 1941.
Jedem Beitrag ist ein ausführlicher Quellenteil nachgestellt. Es werden ausgewählte Dokumente präsentiert, von denen eine beträchtliche Anzahl erstmals publiziert wird. Diese Vorgehensweise soll Lehrern und Schülern der Oberstufen, Geschichtsstudenden und interessierten Laien die Möglichkeit zur eigenen Urteilsbildung eröffnen. Außerdem sehen die Herausgeber für den Leser die Möglichkeit, durch die Lektüre der Beiträge einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu gewinnen. Zeitgenössische Alltagsphotographien vermitteln in der Illustration des Bandes visuelle Aspekte der nationalsozialistischen "Realität".
Mommsen stellt den fünf Beiträgen eine Einleitung voran, in der er die Bedeutung der Massenpartei NSDAP im NS-System zu beurteilen und die Bevölkerungsresonanz auf die Parteiaktivitäten zu ergründen sucht. Er macht im nationalsozialistischen Herrschaftssystem einen Funktionswandel der NSDAP fest: *"Als ursprünglich für die politische Integration geschaffene Organisation verwandelte sich die NSDAP unter den Bedingungen des Regimes mehr und mehr in einen sozialen Betreuungs- und politischen Überwachungsapparat, ohne diese beiden antagonistischen Aufgaben effektiv wahrnehmen zu können."*
Das NS-Herrschaftssystem sieht er nicht als *"monolithische Geschlossenheit"*, sondern meint, diese entlarve sich rückblickend betrachtet als *"propagandistische Fassade"*. Die NSDAP war nach Mommsens Einschätzung eine frühzeitig von Korruptionserscheinungen durchdrungene Partei, der es an geeigneten Funktionären mangelte, und die zunehmend in *"bürokratischem Leerlauf"* erstickte. Ihre vorrangige Aufgabe, die *"Volksgenossen"* auf das Regime einzuschwören, erfüllte sie nicht; ihre Propagandaarbeit war von relativ geringer Effizienz.
Ist dieses Bild der Partei, das den heute noch weit verbreiteten Klischees so gar nicht entspricht, zutreffend, so stellt sich die Frage, wie die Nationalsozialisten ihre Herrschaft dreizehn Jahre lang sichern konnten, zumal angeblich niemand daran zweifeln konnte, *"daß Gesetz und Recht vom NS-Regime mit Füßen getreten wurde"*.
Einige Antworten auf diese Frage sind dem Beitrag Ian Kershwas über Hitlers Popularität zu entnehmen, auf den abschließend exemplarisch eingegangen werden soll. Kershaw stellt das Phänomen des *"Hitler-Mythos"* in eine Traditionslinie, die in Deutschland bereits im wilhelminischen Kaiserreich festzumachen ist. 1912 veröffentlichte der Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, Heinrich Class, eine Schrift mit dem Titel "Wenn ich der Kaiser wär", in der er das Wunschbild eines heroischen deutschen Volkskaisers entwarf. Die große positive Resonanz auf diese Publikation belegte die Affinität der Deutschen zu autoritären Strukturen und Führeridealen. Diese Disposition der deutschen Gesellschaft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik ist heute unbestritten, ebenso ihre konstitutive Funktion für das Funktionieren des nationalsozialistischen Herrschaftssystems. Wie tief autoritäre Elemente im deutschen Wesen verankert sind, belegen die Ergebnisse einer Umfrage in Darmstadt im Oktober 1945, in der 22 % der befragten Erwachsenen und 42 % der Jugendlichen die Ansicht vertraten, *"daß der Wiederaufbau Deutschlands am besten von einem 'starken neuen Führer' durchgeführt werden könne"*.

Aufbauend auf diese *"politische*(n) *und soziale*(n) *Mentalitäten und Wertvorstellungen"* verstand es die nationalsozialistische Propaganda, einen *"Hitler-Mythos"* ins Leben zu rufen, der ein *"Führerbild"* vermittelte, das der realen Person in keiner Weise entsprach. Mit *"pseudo-religiöser Symbolik"* wurde ein Hitlerbild entworfen, das ihn u.a. als *"einsamen Genius"* und *"genialen Feldherrn"* zeichnete - letzteres mit großem Erfolg bis zur Wende von Stalingrad. 1933 bestand die wichtigste Propagandaaufgabe darin, das Bild eines großen nationalen Führers bei dem Personenkreis zu verankern, der nicht für Hitler gestimmt hatte. Den unterschiedlichen Zielgruppen wurden auf ihre Erwartungshaltungen zugeschnittene Persönlichkeitsmerkmale offeriert. Frauen präsentierte man ein von zölibatären Zügen geprägtes Hitlerbild; skeptische Zeitgenossen sollten gewonnen werden, indem eine Wandlung Hitlers vom *"vulgären Demagogen"* zum *"überragenden Staatsmann"* suggeriert wurde, der im Spektrum des NS-Apparates als *"Gemäßigter"* einzuordnen war. Zugleich aber sollte er fähig sein, kompromißlos gegen angebliche *"Staatsfeinde"* und *"Volksschädlinge"* vorzugehen. In den ersten zehn Jahren des Dritten Reiches funktionierten diese Propagandastrategien sehr erfolgreich und verhalfen Hitler zu großer Popularität. Der *"Hitler-Mythos"* erwies sich als effizientes Mittel der Herrschaftstechnik und verstand es, die im Grunde eher *"schwache"* Position des "Führers" im NS-Apparat zu verdecken.
Auch die restlichen Beiträge des Bandes tragen dazu bei, ein differenziertes und facettenreiches Bild des *"Herrschaftsalltags im Dritten Reich"* zu vermitteln, das Vereinfachungen meidet und Klischeevorstellungen beseitigt. Für die politische Bildungsarbeit liegt mit dieser Publikation ein brauchbares Hilfsmittel vor und es bleibt nur noch am Rande anzumerken, daß ein Verzeichnis der benutzten Literatur, nach Themengebieten gegliedert, den Gebrauchswert noch gesteigert hätte.

Johannes Materna

Rolf Wörsdörfer, Klientel oder Klasse? Arbeiterbewegung und Sozialisten in einer städtischen Gesellschaft Süditaliens (Der Fall Messina 1900-1914), Frankfurt: ISP-Verlag, 1988, 258 S.

Eines der Themen, die die italienische Arbeiterbewegung bis in die Gegenwart hinein beschäftigen, ist die sogenannte Süditalien-Frage. Seit den Anfängen einer parteimässig organisierten italienischen Arbeiterbewegung gegen Ende des letzten Jahrhunderts fanden sich deren Zentren fast ausschließlich im Norden. Im Süden dagegen hatte sich, so Antonio Gramsci, ein *"monströse(r) Agrarblock"* herausgebildet, in dem *"der Bauer des Südens mit dem Großgrundbesitzer durch den Intellektuellen verbunden ist"*. In diesem nach außen abgeschotteten und nach innen um so wirksameren Herrschaftsgefüge spielten insbesondere die städtischen Kleinbürger und Intellektuellen, die "classe civile" der "galantuomini", eine gleichermaßen wichtige wie zwielichtige Rolle. *"Als nahezu einzige vermittelnde und zentralisierende Instanz"* blockierten sie auf der einen Seite die von unten, den Landarbeitern, Bauern und Pächtern ausgehenden reformerischen oder revolutionären Strömungen; auf der anderen Seite waren sie für die sozialistische Linke die ersten und wichtigsten Ansprechpartner beim Versuch, den vereinzelten und sporadischen Widerstand zu organisieren. In diesem vom Klientelismus als einem *"System von Allianzen, Bündnissen, Koalitionen, Beziehungen, Kontakten"* und persönlichen Abhängig-

keitsverhältnissen gekennzeichneten süditalienischen Agrarblock spielten die wenigen städtischen Zentren eine gegenüber dem flachen Lande durchaus herausgehobene Rolle; sie waren Umschlagplätze des Handels, kulturelle Zentren und nicht zuletzt konzentrierten sich hier die Verwaltungsapparate. Wenn überhaupt, dann waren es die Städte, in denen erste Ansätze einer die versteinerten Strukturen der klientelistisch organisierten Agrargesellschaft transzendierenden Modernisierung zum Durchbruch gelangen konnten.
Aber auch in den Städten stießen die Versuche, Arbeiter, Handwerker und Tagelöhner den Regeln einer sozialistischen Partei gemäß zu organisieren, wie Rolf Wörsdörfer in seiner exemplarischen Untersuchung zur Arbeiterbewegung in Messina in den Anfangsjahren dieses Jahrhunderts feststellt, auf nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten. Zwar waren in Messina seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts eine ganze Reihe in der Tradition althergebrachter Handwerkervereinigungen stehende Arbeiterhilfsvereine gegründet worden; diese Hilfsvereine, denen ohne jeden Zweifel *"eine wichtige Rolle im Bewußtseinsbildungsprozeß des 'popolino'"* zuzusprechen ist, als Klassenorganisationen im engeren Sinne zu definieren, dürfte jedoch problematisch sein. In diesen Vereinen trafen Elemente einer jahrhundertelang tradierten Volksreligiösität auf Spuren demokratischer Traditionen, die an vergangene Revolten und Revolutionen erinnerten. *"Vereinswesen und Volksreligiösität"*, so Wörsdörfer, *"waren mehrwertig: stand in ruhigen Momenten die integrative Funktion im Vordergrund, so überwog in Perioden der Unzufriedenheit und des Protestes ein anderer Aspekt. Die religiöse Prozession und die Fahne des Zirkels brachten in solchen Zeiten den gemeinschaftlichen Willen von Tagelöhnern, Kleinbauern, Pächtern, Handwerkern und kleinen Händlern sowie deren gemeinsame Opposition gegen die 'galantuomini' zum Ausdruck."* Dementsprechend läßt sich die soziale Identität des *"popolino"* nicht auf einen einheitlichen Nenner bringen: *"Ein Arbeiter, Bauer oder Handwerker konnte in seiner Person den frommen Gläubigen, das streitsüchtige Zirkelmitglied, den unterwürfigen Klienten, den Brandschatzer beim Tumult auf dem Rathausplatz und den disziplinierten Teilnehmer am Streik seiner Berufsgruppe vereinen."*
Als im Jahre 1900 eine Arbeitskammer ins Leben gerufen wurde, die nach einem Jahr bereits dreizehn Sektionen zählte, sollte dies zumindest von der Intention her auch einen Bruch mit den Traditionen des *"popolino"* markieren; der spontane, aus punktuellen Konflikten heraus entstandene Tumult sollte *"durch die organiserte, bewußte Klassenaktion abgelöst werden"*. Gleichzeitig konnte die Sozialistische Partei bei der Rekrutierung von Mitgliedern erste Erfolge verbuchen. Allerdings läßt sich nicht übersehen, daß Arbeiterkammer und Sozialistische Partei unterschiedliche Milieus repräsentierten. *"Die Partei"*, so Wörsdörfer, *"war aufgrund ihrer sozialen Zusammensetzung in die städtischen und ländlichen Mittelschichten eingebunden. Sie bildete niemals eine Klassenorganisation, sondern war stets Teil eines Systems instabiler Fraktionen und Klientelen."* Dieses in das tradierte Herrschaftsgefüge eingebundene System der Repräsentation sozialistischer Zielvorstellungen führte gegenüber den tatsächlichen Arbeiterkämpfen und sozialen Auseinandersetzungen an der Basis ein relativ abgehobenes Dasein. Dabei muß allerdings berücksichtigt werden, daß die Vorstellungen, die sich gemeinhin mit Streiks und Arbeiterkämpfen verbinden lassen, für Messina - und darüberhinaus für den ganzen italienischen Süden - nicht so recht zutreffen wollen. Die im Milieu der Arbeiterkammer und der branchenspezifischen "Ligen" gültige Werteskala, derzufolge Klassenpolitik nicht

mehr bloß mit den Mitteln des spontanen und ungeregelten Tumults, sondern nur mit einem gemeinsam organisierten, auf kollektive Ziele ausgerichteten Kampf durchgesetzt werden konnte, fand in der sozialen Realität der Stadt nur eine marginale Basis. Der lokale Arbeitsmarkt war dominiert von den verschiedenen Zweigen der Südfruchtwirtschaft, während eine eigentliche Industrialisierung nur in Randbereichen stattfand. Arbeitskämpfe und Streiks entstanden in diesem Milieu durchweg - auch wenn es im Jahre 1904 immerhin zu einem Generalstreik in Messina kam - aus isolierten und punktuellen Konfliktsituationen: *"Die Konflikte gingen von sehr partikularistischen Anliegen aus, der Dualismus von Organisation und Spontaneität fand keine organische Lösung."* Auch wenn man angesichts der im Laufe der Jahre angesammelten Kampf- und Streikerfahrungen von einer sich *"beständig ausweitende*(n) *Klassensolidarität"* ausgehen kann, muß man realistischerweise doch festhalten, daß die Arbeiterschaft in sich *"äußerst zersplittert* (war). *Die verschiedenen Arbeitertypen"*, so resümiert Wörsdörfer seine detaillierte Bestandsaufnahme, *"in unterschiedlichem Maße am Organisationsaufbau und an Streikkämpfen beteiligt, konnten keineswegs auf eine einheitliche und vereinheitlichende Grundfigur zurückgeführt werden"*.

Die im großen und ganzen doch recht strikte Trennung zwischen den in der Partei organisierten mittelständischen Sozialisten und dem eigentlich proletarischen Milieu mag zwar von ferne an die von Kautsky und Lenin theoretisierte Unterscheidung zwischen politischem und ökonomischem Bewußtsein erinnern, hat jedoch ganz spezifische sozialhistorische Ursachen und ist insofern dem mittel- bzw. osteuropäischen Sozialismusmodell doch nicht vergleichbar. Aus der wohl einmaligen Gemengelage, die aus den Beziehungen zwischen einem in das klientele Gesamtmodell eingebundenen politischen Sozialismus einerseits und den zersplitterten Fraktionen der proletarischen Milieus andererseits resultiert, aus der dieser Gemengelage entstammenden *"eigentümlichen Verdichtung subversiver und legalistischer, proletarischer und populärer, korporativer und transformistischer, autoritärer und demokratischer Denkformen und Verhaltensweisen"* entstand ein von Antonio Gramsci als *"typisch sizilianisch"* bezeichneter *"Massensozialismus"*, der, so Wörsdörfer, *"eher an populistische Parteien und Bewegungen in anderen Ländern als an den norditalienischen PSI"* erinnert. Die im Titel der Untersuchung gestellte Frage - Klientel oder Klasse? - läßt sich letztlich wohl nicht eindeutig beantworten; ohne Zweifel gab es - wenn auch eher marginalisiert - intransigente und revolutionäre Minderheiten, die einen bewußten Klassenstandpunkt einnahmen, dominierend war und blieb jedoch jenes spezifische, gewissermaßen klassenübergreifende bzw. Klassengrenzen verwischende Klientelsystem, das den von Wörsdörfer analysierten Zeitraum - wenn auch in modernisierter Form - bis heute überlebt hat.

Wolfgang Braunschädel

Wayne Thorpe, "The Workers Themselves". Revolutionary Syndicalism and International Labour, 1913 - 1923, Dordrecht/Boston/London: Kluwer Academic Publishers - International Institute of Social History: Amsterdam, 1989, XVIII u. 352 S.

Wenn es um die revolutionäre Opposition gegen den sich vor 1914 herausbildenden sozialdemokratischen Reformismus geht, konzentriert sich im allgemeinen der Blick

auf die Linke in der Zweiten Internationale. Diese ganz einseitige Sichtweise ist jedoch ein Produkt späterer Geschichtslegenden,* denn hierbei wird der revolutionäre Syndikalismus unterschlagen, der mehr war als nur eine französische Erscheinung, wenn er auch niemals so massenwirksam wurde wie die marxistische Linke im Anschluß an die Oktoberrevolution. Aber Kriterien wie Größe oder Erfolg sind ja bekanntlich unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten höchst zweifelhaft.

Wayne Thorpe hat nun als erster eine Darstellung des Versuchs vorgelegt, den Syndikalismus in einer internationalen Organisation zusammenzufassen, der am Vorabend des Ersten Weltkriegs begann und - nach der zur Abgrenzung führenden Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus - 1922 in die Gründung der "Internationalen Arbeiter-Assoziation" (IAA) mündete. Die Ausgangspunkte des Syndikalismus liegen zwar bei Bakunin und der I. Internationale, doch ein Massenphänomen wurde er erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunächst in Frankreich - und er war dabei durchaus bei großen Teilen der Anarchisten wegen seiner Bindung an eine gewerkschaftliche Organisationsform umstritten, obwohl er viele ideologisch-politische Postulate der Anarchisten wie Ablehnung des Staats, Kritik an der Bürokratisierung der Arbeiterorganisationen oder direkte Aktion gegen die Unternehmer aufnahm. Nach dem Beispiel der französischen CGT bildeten sich in vielen Ländern Europas und in Amerika syndikalistische Organisationen, z.T. aus Oppositionsgruppen innerhalb der etablierten sozialdemokratischen Gewerkschaften. Sie konnten jedoch nirgendwo einen vergleichbaren Einfluß wie in Frankreich gewinnen, wo die CGT die alleinige Klassengewerkschaft bildete (und Sozialdemokraten eine Minderheit in ihr darstellten).

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg stellte sich die Frage nach einem internationalen Zusammenschluß. Auf einer internationalen Konferenz 1913 in London wurde zwar eine Koordination verabredet, die Bildung einer Internationale scheiterte jedoch an der ablehnenden Haltung der CGT. Sie war der sozialdemokratischen Gewerkschaftsinternationale angeschlossen, die sie - um ihre Spaltung zu vermeiden - nicht verlassen wollte. Nach Unterbrechung durch den Kriegsbeginn 1914 war es die russische Revolution, die einen neuen Ausgangspunkt bot. In Sowjetrußland schienen sich syndikalistische Vorstellungen zu verwirklichen. Doch solche Hoffnungen trogen schnell. Zum einen gerieten die Syndikalisten in Widerspruch zur Bildung der Kommunistischen Internationale, also eines Zusammenschlusses von Parteien; auch die Alternative, die von der Komintern 1920/21 ins Leben gerufene "Rote Gewerkschafts-Internationale" (RGI), konnte sie wegen deren kommunistischer Leitung nicht überzeugen. Vor allem aber war es die Erfahrung in Rußland selbst, insbesondere die Unterdrückung der dortigen Syndikalisten und anderer revolutionärer Minderheiten durch die Bolschewiki, die viele Syndikalisten zur Abkehr von der RGI und zur Bildung einer eigenen Internationale brachte.

Thorpe ist all dem detailliert nachgegangen. Seine Darstellung kombiniert die Schilderung der internationalen Kontake und Konferenzen mit einem Überblick über die verschiedenen nationalen Organisationen. Auch zur weiteren Entwicklung der IAA nach 1922 finden sich einige Hinweise; sie hatte allerdings mit ihrer Gründung zugleich auch den Zenith ihres Einflusses - mit Ausnahme in Spanien - bereits überschritten.

Der Verweis im Untertitel des Buchs auf die internationale Dimension des Syndikalismus ist nicht ganz zutreffend. Es geht fast ausschließlich um Europa, wo das Gros

der syndikalistischen Organisationen existierte, die daneben nur noch in Lateinamerika über einen gewissen Einfluß verfügten. Leider werden die IWW (Industrial Workers of the World) in den USA nur am Rande gestreift. Auch wenn manche Historiker sie als "Unionisten" von den "richtigen" Syndikalisten abgrenzen, so bezogen sie sich doch stark auf den europäischen Syndikalismus und nahmen intensiv an den Diskussionen nach dem Weltkrieg teil. Man wüßte gerne mehr, darüber, warum sie sich schließlich nicht an der IAA beteiligten. Auch wäre es sicher interessant, der Haltung der IAA zum Kolonialismus nachzugehen.
Erklärtermaßen ist Thorpes Buch eine "Geschichte von oben", also eine traditionelle Organisationsgeschichte, in der Führungsgruppen und ideologisch-organisatorische Auseinandersetzungen im Vordergrund stehen.** Das ist zwar nicht gerade "modern", aber durchaus kein Argument, gilt es hier doch eine Forschungslücke zu schließen, die vor Thorpe keiner bearbeitet hat, was wohl nicht zuletzt darin begründet liegt, daß die Syndikalisten in der Geschichtsschreibung über keine einflußreiche Lobby verfügen.
Manches von Thorpes Darstellung und von seinen Interpretationen lädt zur Diskussion ein. Er läßt die Frage offen, inwieweit der Syndikalismus ein "specific type" des Anarchismus war. Bezeichnen auch die Begriffe "revolutionärer Syndikalismus" und "Anarchosyndikalismus" ein und dasselbe? Damit ist der ganze Komplex der Beziehungen zwischen Anarchisten und Syndikalisten angesprochen. Diesen hat Thorpe zwar für die Herausbildung der syndikalistischen Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg angeschnitten. Aber für die Stellung nach 1917 zu den Bolschewiki scheinen die Kontroversen untereinander keine Rolle mehr zu spielen. Nur zweimal wird kurz auf den Berliner anarchistischen Kongreß vom Dezember 1921 verwiesen (S. 240 u. 312), auf dem die Anarchisten aufgefordert wurden, für die Schaffung einer syndikalistischen Internationale einzutreten. Gab es da nicht mehr an solchen Positionsbestimmungen und Einflußnahmen? Schließlich handelte es sich bei den anarchistischen Gruppen um eigenständige Organisationen, die nicht identisch waren mit den Syndikalisten. Wenn man polemisch sein will, könnte man behaupten, daß die Anarchisten damit denselben Versuch einer organisatorischen Beeinflussung vornahmen wie ihre bolschewistischen Gegner.
Vielleicht wäre es in diesem Zusammenhang genauer, davon zu sprechen, daß der revolutionäre Syndikalismus - der in seiner "klassischen" Ausprägung vor 1914 noch dem durchaus zweideutigen Postulat der "politischen Neutralität" angehangen hatte - sich in der Auseinandersetzung um die russische Revolution spaltete: in einen Flügel (die IAA), der eine enge Verbindung mit dem Anarchismus einging, und den man deshalb exakter als Anarchosyndikalismus bezeichnen sollte, und in eine Minderheit, die sich den Bolschewiki anschloß und die vor allem vom aktivistischen Moment (der Betonung der Rolle revolutionärer Minderheiten) angezogen wurde, wie dies ähnlich ja auch der Syndikalismus vertreten hatte. Oftmals wurden deren Repräsentanten während der Stalinisierung der kommunistischen Bewegung marginalisiert oder ausgeschlossen. Leider ist Thorpe dieser Gruppierung kaum nachgegangen. Dies wäre wegen der Fragestellung nach den verschiedenen ideologischen Konzepten nützlich, vor allem aber auch wegen der tieferen sozialgeschichtlichen Ursachen, die dazu führten, daß es dem Syndikalismus nicht gelang, die Radikalisierung der Jahre 1917 bis 1923 aufzufangen, die statt dessen fast vollständig vom Kommunismus absorbiert wurde.

Manchmal hat man bei seiner Darstellung der Bolschewiki auch den Eindruck, daß er die polemischen Argumente von damals zu unkritisch aufgreift. So etwa kann man die biographischen Angaben zu Losowski, dem Sekretär der RGI (S. 183), nur als Karikatur bezeichnen. Bei dem aus der Zuerkennung von Mandaten auf den Kongressen der RGI an die prokommunistischen Minderheiten in sozialdemokratischen Gewerkschaften resultierenden Streit (für die Syndikalisten war eine solche Oppositionsarbeit in reformistischen Gewerkschaften ein Unding) handelte es sich zuallererst um politische Differenzen, nicht um manipulative Absichten (S. 181).
Auf jeden Fall aber ist Thorpes Arbeit ein wichtiges Buch, denn es hat einen "weißen Flecken" in der Arbeiterbewegungsgeschichte erschlossen. Vielleicht können heute sogar viele der syndikalistischen Erkenntnisse, an die er erinnert, bei der Diskussion um die historische Erfahrung der kommunistischen Bewegung wichtig sein.

*) Es wäre interessant, die stalinistischen Parteigeschichten auf ihre Darstellung des revolutionären Syndikalismus hin zu untersuchen. Tauchte er in der frühen Geschichtsschreibung - also bis zu den beginnenden dreißiger Jahren -, wo das der Fall gewesen war, als eine bedeutende Wurzel der jeweiligen Partei auf, so verschob sich diese Sichtweise in der Volksfrontära. Bis dahin war die syndikalistische Kritik an der "parlamentarischen Versumpfung" und am Bürokratismus von den Kommunisten durchaus - wenn auch mit anderen politischen Konsequenzen - geteilt worden. Mit der Rechtswende seit Mitte der dreißiger Jahre blieb im parteioffiziellen Geschichtsbild vom revolutionären Syndikalismus kaum noch etwas positives übrig; es handelte sich nun vor allem um eine "ultralinke Abweichung". Ganz instruktiv zeigt sich das etwa, wenn man die verschiedenen Selbstdarstellungen der KPF vergleicht.

**) Mehr dem sozialgeschichtlichen Hintergrund ist der von Thorpe und Marcel van der Linden herausgegebene Sammelband "Revolutionary Syndicalism. An International Perspective" verpflichtet; s. den Vorabdruck des Vorworts in 1999, Heft 3, 1990, S. 9-38.

Reiner Tosstorff

Dominique Noguez, Lenin dada, Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft, 1990, 209 S., zahlr. Abb.

Es gibt sie tatsächlich noch, jene viel beschworenen Desiderata der Forschung, die schwarzen Löcher, in die hineinzuschauen noch keiner so recht gewagt hat. Dabei mag sich ein solches schwarzes Loch bei näherem Hinschauen durchaus als bloß schwach erhellte, wenig beachtete abgelegene Gasse erweisen, in der seltsame Ereignisse untergründige Verbindungen eingehen. Eine solche Gasse hat es gegeben: Eingeweihte wußten längst um ihre Geheimnisse, aber niemand hat bisher die auf der Hand liegenden Schlüsse zu ziehen gewagt. Die Rede ist von der gleichermaßen unauffälligen wie nachmalig berühmten Spiegelgasse in Zürich. In dieser Gasse hatte die von Hegel her zur Genüge bekannte und für ihre manchmal merkwürdig anmutenden Kapriolen berüchtigte List der Vernunft zu Beginn des Jahres 1916 ein damals noch ungeahnte welthistorische Dimensionen annehmendes Zusammentreffen arrangiert: Hier trafen seinerzeit Wladimir Iljitsch Uljanow, bekannt als Lenin (Spiegelgasse 14) und die im Cabaret Voltaire (Spiegelgasse 1) residierenden Herren und Damen Dadaisten aufeinander. Während Lenin - in bester verschwörerischer Tradition - dieses folgenschwere Zusammentreffen niemals auch nur erwähnt hat, konnte die Dadaisten - red-, schreib- und erinnerungsselig, wie sie nun einmal waren

- ihr gemeinsames Geheimnis nicht wahren. Hugo Ball erwähnt in seinem 1927 erstmals erschienenen Tagebuch ("Flucht aus der Zeit") einen *"Herr(n) Ulianow-Lenin"*, der später nach Petersburg gereist sei, *"um die Revolution auf die Beine zu stellen"*. Bei Hans Richter und Richard Huelsenbeck findet Lenin eher beiläufig Erwähnung, und Tristan Tzara weist immerhin darauf hin, daß sowohl Lenin wie auch die Dadaisten im Café Terrasse Schach zu spielen pflegten und ergänzt in merkwürdig zweideutiger Dialektik: *"Sie ignorierten sich aufs herzlichste."* Den entscheidenden Hinweis allerdings findet man bei Marcel Janco, der Jahre später, 1957, kurz und prägnant feststellte: *"Im dichten Rauch, inmitten von Rezitationen oder Volksliedern erschien plötzlich das eindrucksvolle mongolische Gesicht Lenins, umgeben von seiner Gruppe ..."*

Es ist durchaus bemerkenswert, daß weder die akademische Geschichtsforschung noch die Historiker der Arbeiterbewegung, die sich doch in der Aufarbeitung und erhellenden Betrachtung auch entlegenster Quellen einen ohne Zweifel insgesamt respektierlichen Namen erarbeitet haben, diesen so offenliegenden Hinweisen bis heute nachgegangen sind. Wieder einmal - wie so oft, wenn die im Alltagsgeschäft des wissenschaftlichen Betriebes befangenen Forscher verzweifelt eines innovativen Schubes, eines Paradigmawechsels sozusagen, harren - ist es ein Außenseiter, ein Nichtfachmann, der den Hinweisen nachgegangen, die entscheidenden Fäden geknüpft und die unzweideutigen Schlüsse gezogen hat.

Dominique Noguez, Dozent für Film- und Literaturästhetik an der Pariser Sorbonne, hat keine Mühen gescheut - keine Wege waren zu weit, keine Gedanken zu entlegen -, um das Geheimnis der Spiegelgasse zu lüften; daß ihm dabei auch der Zufall zu Hilfe kam, gehört gewissermaßen zum Handwerkszeug des auf unausgetretenen Pfaden wandelnden Forschers. So z.B., als er in der Bibliothek Doucet in Paris - damit beschäftigt, *"die Signaturen sämtlicher dadaistischer Manuskripte der Jahre 1916/17 zu notieren"* - urplötzlich auf ein handgeschriebenes Manuskript von Tristan Tzaras Gedicht "Arc" stößt und - eine wahrhaft glückliche Fügung - nicht nur feststellen muß, daß dieses Manuskript - wie der Leser sich anhand der abgebildeten Faksimiles überzeugen kann - *"in der Handschrift Lenins abgefaßt"* ist, sondern zudem noch ein gezeichnetes Selbstporträt desselben enthält.

Daß Lenin sich im Milieu der Dadaisten - aller vordergründigen Befremdlichkeit zum Trotz - durchaus sehr wohl fühlen konnte, wundert dann nicht mehr, wenn man weiß - wie Noguez anhand zahlreicher biographischer Details überzeugend nachweist -, daß er zeitlebens eine Vorliebe für volksnahe Vergnügungen (Karneval, Trinkhallen, Gasthöfe, Kaffeehäuser, Cabarets, Kneipen, Vergnügungslokale finden explizit Erwähnung) hatte; Julien Green zitiert in seinem Tagebuch gar einen ungenannten Maler, der ihm diesbezüglich eindeutiges aus dem Jahre 1912 zu berichten wußte: *"Wir teilten unsere Mädchen. Lenin war sehr lustig, sehr gut und, in der Liebe, sehr schamlos."* Aber nicht nur dieser sehr weitläufige Aspekt der lebensnahen Vergnügungen ist es, der der Verbindung zwischen Lenin und den Dadaisten jegliche Fragwürdigkeit nimmt. Schließlich interessierte sich der anerkannte Ober-Dada und spätere Dada-Katholik Hugo Ball zu dieser Zeit nicht nur für seine Lautgedichte und Emmy Hennings, sondern auch für Bakunin - die russische Frage war ihm also geläufig - und pflegte diesbezügliche Kontakte zu dem Züricher Sozialisten Fritz Brupbacher, der auch Lenin kein Unbekannter war. Und es kann wohl kaum ein Zufall sein, daß Hugo Ball in seinem schon erwähnten Tagebuch *"eine orientalisch*

aussehende Deputation von vier Männlein" erwähnt und dabei nur drei dieser Personen namentlich benennt und den Namen des vierten - aus gutem Grund sicherlich - verschweigt: *"Es stellten sich vor: Marcel Janco, der Maler* (der, wie oben schon erwähnt, in späteren Jahren die Anwesenheit Lenins im Cabaret Voltaire explizit erwähnte), *Tristan Tzara, Georges Janco und ein vierter Herr, dessen Name mir entging."* Wenn man sich zu alledem noch den möglicherweise entscheidenden Hinweis Hans Richters auf die für lange Zeit umstrittene Herkunft und Bedeutung des Wortes "dada" in Erinnerung ruft, demzufolge *"der Name Dada... verwandtschaftliche Beziehungen zu der lebensfrohen Bejahungsformel des slavischen 'da, da' habe"*, hat man gewiß auch keine Probleme, sich die von Noguez durchaus realistisch beschriebene folgende Szene im Cabaret Voltaire vor Augen zu führen: *"In der zweiten oder dritten Reihe klatscht ein Kerl mit Schirmmütze, dessen Schnautz und kleiner Bart ein wenig die mongoloiden Züge des Gesichtes verbergen, schon ganz rot vom Alkohol und von der Aufregung, hingerissen den Rhythmus mit und billigt jetzt mit lauter Stimme die wirbelnde Zappelei: 'Da! da! Da! da!', schreit Lenin im Takt, und Janco stimmt sogleich ein. Zuerst verdutzt, nimmt nun auch die Masse im Chor die slavischen Laute auf. 'Da! da!' Mit anderen Worten: Ja! ja! Ja zu Tzara! Ja zum Orient und zu den Bauchtänzerinnen! Ja zum Leben! Ja zum Bordell! Und ja zur Verhöhnung!"*

Was, so fragt Noguez schließlich zurecht, hatte Lenin - über seine bloße Anwesenheit in Zürichs Spiegelgasse, im Cabaret Voltaire und seine Bekanntschaft mit den Dadaisten hinausgehend - mit den Dadaisten tatsächlich gemein; welche inhaltlichen Zusammenhänge und bisher nicht thematisierten Verwandtschaften gibt es zwischen Lenin und Dada und welche Auswirkungen hatte dies alles auf Lenins Politik in Rußland seit 1917. Diesen Gemeinsamkeiten kommt man auf die Spur, wenn man auf die gewissermaßen philosophischen Grundlagen zurückgreift, auf das sowohl von Lenin wie auch von den Dadaisten hochgehaltene *"Prinzip Widerspruch"*. Was die Dadaisten gemeinsam hatten, war, so Noguez, *"der Kult um den Widerspruch, die Verachtung der Kunst, der Kultur und der humanistischen Werte, die Verherrlichung von Zerstörung und Chaos, die Neigung schließlich fürs 'Hungehäure' und fürs Verrückte - all dies auf der Grundlage eines ziemlich unbestreitbaren, wenn auch fröhlichen Nihilismus."* Wenn man sich das von Noguez überzeugend dokumentierte Desinteresse Lenins an Malerei, Musik, Literatur, Kino und Theater sowie die ebenfalls beispielhaft gewürdigte von Lenin zu verantwortende Politik vor Augen führt - erinnert sei hier exemplarisch an jene am 15. Januar 1920 verfügte Aufhebung der Todesstrafe, die dergestalt umgesetzt wurde, daß die Tscheka in der Nacht zuvor hunderte, möglicherweise tausende Todeskandidaten vorsorglich hinrichtete - kann man sich seiner Einschätzung, derzufolge es sich bei Lenin um *"die strahlende Inkarnation des dadaistischen Widerspruchs"* handelt, ohne Probleme anschließen. Wen wird es schließlich noch ernsthaft wundern, wenn Lenin Walter Serners bekanntes Diktum, demzufolge *"Kunst eine Kinderkrankheit (war)"* aufgreift, kurzerhand den Linksradikalismus zur *"Kinderkrankheit"* erklärt und in wahrhaft *"dadaotisch(er)"* Manier - er kann *"gar nichts t u n , ohne es auch a b z u t u n und zugleich f a l s c h z u t u n"* - dafür sorgt, daß nach der offiziellen Ausrufung des *"Roten Terrors"* am 2. September 1918 *"in der Hauptsache von Beginn an nicht die zum 'Klassenfeind' erklärten Bourgeois, Kulaken oder Aristokraten die Opfer von diesem Terror* (waren), *sondern genau jene Menschen aus dem Volk und jene*

Linksradikalen, in deren Namen die Revolution durchgeführt worden war". Demgegenüber ist die vom Sowjet von Samara beschlossene und hier nur beiläufig erwähnte *"Verstaatlichung der Frauen"* ein durchaus zum Schmunzeln anregendes Beispiel *"dadabolschewistischen Humors".*
Man muß tatsächlich, wie Noguez dies getan hat, Lenin und Dada zusammendenken, um der russischen Revolution ihren eigentlichen Sinn zurückzugeben: *"Immense Farce, spätzündende Höllenmaschine, grosse Verhöhnung der 'Proletarier aller Länder' ebenso wie der Bürger, wie der gerechtigkeitsfanatischen Idealisten, wie der Unterdrücker und Nutznießer aller Schattierungen."* Abschließend soll schließlich die in den Augen von Noguez *"grösste dadaistische Tat seines Lebens - und ohne Zweifel des ganzen Jahrhunderts ..., nämlich Josef Stalin zu seinem Nachfolger und damit zu einem der grössten Helden unserer Zeit zu machen"* nicht unerwähnt bleiben. Noguez' auch in methodologischer Hinsicht bahnbrechendes Werk - gewissermaßen die Einführung des Dadaismus in die Geschichtsforschung - ist keine Geschichtsschreibung von oben, keine von unten, keine der Haupt- und Staatsaktionen und auch keine der teleologisch orientierten perspektivischen Verzerrung, sondern eine der faktizistischen Kombinatorik; Noguez verfällt nicht der Versuchung, Einsichten als Aussichten zu präsentieren und er lehnt es aus gutem Grund ab, Sinn zu stiften, wo er nur *"Hungehäures"* sieht.

Hugo Nada

Roberto Ohrt, Phantom Avantgarde. Eine Geschichte der Situationistischen Internationale und der modernen Kunst, Hamburg: Edition Nautilus, 1990, 334 S., zahlr. Abb.

"Die Bücher aus der Mitte der 60er Jahre und die letzten Nummern der Zeitschrift, ein Skandal in der Straßburger Universität und die Militanz in Nanterre, von wo der Pariser Aufstand im Mai 1968 seinen Ausgang nahm - damit hatten Debord und seine damaligen Freunde sich bekannt gemacht. Es war nur eine kleine Gruppe, aber in Paris kannte man sie wie in Berlin die Kommune 1, und sie fiel auf durch ihre Unverschämtheit, den 'Stil der Negation', ihre Lust an einer leidenschaftlichen und ungeduldigen Sprache, ihren künstlerischen Sinn für Provokationen, der sie von dem trockenen Ton anderer Gruppierungen und Organisationen unterschied und der dem Einfallsreichtum einer neuen Jugend zu gehören schien." An der Neige dieses Jahrhunderts werden sich auch die letzten Ungläubigen einer fundamentalen Erkenntnis beugen müssen: Die wahren Revolutionäre der verflossenen Jahrzehnte waren nicht jene Politbürokraten, die sich hier und da - zu einem nicht unerheblichen Teil nicht so sehr mit Hilfe sogenannter revolutionärer Massen, sondern unter dem Schutz gewaltlüsterner Militärs - unter Vorspiegelung falscher Tatsachen an die Regierungsmacht putschten, um die umgehend installierten Entwicklungs- und Erziehungsdiktaturen als letzte Etappe des menschlichen Fortschritts auszugeben. Diejenigen, die sich trotz aller Erfahrungen immer noch an den Konzepten solcher verbrauchter Gesellschaftsentwürfe festklammern, dürfen sich schon jetzt zu den zukünftigen Konservativen und Reaktionären zählen. Das Versprechen und der Anspruch auf ein anderes Leben waren offensichtlich besser in solchen Gruppierungen aufgehoben, die auf die Organisierung eines die Grenzen bürgerlicher Normalität sprengenden Alltagslebens im Hier und Jetzt zielten: Dadaisten, Surrealisten und schließlich eine

Gruppierung, die als "Situationistische Internationale" in den Jahren zwischen 1957 und 1971 bemerkenswerte Spuren hinterließ, kümmerten sich nicht um eine imaginäre Zukunft, sondern lebten ihre Revolten in ihrer jeweiligen Gegenwart.
Die künstlerischen Avantgarden dieses Jahrhunderts wollten immer mehr als nur Kunst produzieren: Sie transportierten immer auch den expliziten Anspruch, jener Ort in Raum und Zeit zu sein, der den Übergang von Kunst in Leben markiert. Das Leben in Entfremdung, das ein Leben der Trennungen in unterschiedliche und gegensätzliche Lebensbereiche ist, sollte seine Aufhebung in einem alle Lebensbereiche einbeziehenden und umfassenden Projekt finden: ein revolutionäres Programm, das den Spezialisten der Politik und den Spezialisten der Ökonomie - unabhängig von ihrer jeweiligen, nur die konkurrierenden Spezialisten interessierenden ideologischen Ausrichtung - keine Zugeständnisse zu machen bereit ist.
"Was war die S.I. wirklich?" Die von Roberto Ohrt am Schluß seiner Untersuchung gestellte Frage ist sicherlich mehr als nur rhetorisch gemeint. Auch wenn man weiterhin davon ausgehen kann, daß die "Situationistische Internationale" (SI) nicht zuletzt *"ein geschickter Kristallisationspunkt für phantastische Vermutungen"* gewesen ist und dies auch weiterhin bleiben wird, daß man bei dem Versuch, eine befriedigende Lösung für die obige Frage zu finden, eher seinen *"eigenen Phantasien als den Spuren einer Antwort"* begegnet, so wird man nach der Lektüre von Ohrts Arbeit doch feststellen dürfen, daß zumindest die frühe Geschichte der SI einiges von ihren Rätseln preisgegeben hat.
Ohrts Darstellung der Vorgeschichte und Frühzeit der SI orientiert sich an der Geschichte ihrer beiden damaligen Protagonisten Guy-Ernest Debord und Asger Jorn. Guy Debord, Jahrgang 1931, war 1951 auf eine im Pariser St. Germain-des Prés unter dem in die Geschichte eingegangenen Namen "Lettristen" heimische Gruppierung exzentrischer jugendlicher Individualisten gestoßen, die zur Aufführung eines Films ihres theoretischen Kopfes Isidore Isou zu den Filmfestspielen nach Cannes gereist waren. Bereits ein Jahr später erlebte ein anderer Film seine Uraufführung: Debords "Hurlements en faveur de Sade". Aber schon ehe vor einer weißen Leinwand der letzte Satz dieses Films rezitiert werden konnte - *"Wir leben als verlorener Haufen unsere unvollständigen Abenteuer"* - hatte ein empörtes Publikum für den Abbruch der Veranstaltung gesorgt. Fortan gehörte Debord zu einer illustren Szenerie, die ihre existentielle Revolte nicht zur Schau stellte, sondern tatsächlich lebte: *"Alle Mittel sind recht, um sich zu vergessen: Selbstmord, Todesschmerzen, Drogen, Alkoholismus, Wahnsinn."* Im Sommer 1952 trennte man sich von Isidore Isou und gründete eine eigene Organisation, die "Internationale Lettriste", die, so Ohrt, *"forderte, was befürchtet worden war; sie verweigerte jedes zu Ende gebrachte Werk und jede Arbeit; sie proklamierte einen terroristischen Freiheitsbegriff; sie denunzierte jedes Kompromißangebot, jede Moral einer Gesellschaft, deren stilles Desaster nur die Revolution verdient hatte"*. In den folgenden Jahren nahm das Projekt, das in der Gründung der SI im Jahre 1957 kulminieren sollte und das bereits in Debords Film in ersten Umrissen angedeutet worden war, langsam Gestalt an: *"Eine Wissenschaft der Situationen muß betrieben werden, die der Psychologie, der Statistik, dem Urbanismus und der Moral Elemente entnimmt. Diese Elemente müssen in einem völlig neuen Ziel zusammenlaufen: der bewußten Kreation von Situationen."* Aber ehe es soweit war, mußte der zweite Exponent auf die Bühne treten: Asger Jorn, 1914 in Jütland geboren, in den vierziger Jahren im dänischen Widerstand gegen die

deutschen Besatzer aktiv, war nach Kriegsende nach Paris gekommen, hatte dort den Niederländer Constant kennengelernt und mit diesem, dem Belgier Christian Dotrement, mit Karel Appel und anderen die Künstlergruppe COBRA (1948 - 1951) ins Leben gerufen und Anfang der fünfziger Jahre das "Mouvement internationale pour un Bauhaus imaginiste" begründet. 1954 war er auf die von der "Internationale Lettriste" herausgegebene Zeitschrift "Potlatch" gestoßen und hatte im darauffolgenden Jahr Debord kennengelernt, mit dem er fortan für einige entscheidende Jahre zusammenarbeitete und mit dem ihn trotz der schließlichen Trennung bis zu seinem Tod im Jahre 1973 eine enge Freundschaft verband. Beide - Jorn und Debord - waren, wie sich aus den hier gemachten Andeutungen schon schließen läßt, in ein komplexes transnationales Geflecht revolutionär gesinnter Künstler und Theoretiker eingebettet, dem Ohrt kenntnisreich und voller Lust am Detail nachspürt. Als schließlich am 27./ 28. Juli 1957 im italienischen Cosio die Gründungskonferenz der SI stattfand, markierte dies nicht nur den Schnittpunkt vielfältiger künstlerischer und theoretischer Aktivitäten, sondern auch den Beginn eines neuen Projekts, das sich als *"Organisationsversuch von Berufsrevolutionären in der Kultur"* (Debord) definierte. *"Das Ziel der Situationisten"*, so Debord weiter, *"ist die unmittelbare Beteiligung an einem Überfluß der Leidenschaften im Leben durch die Umwandlung vergänglicher, mit voller Absicht gestalteter Momente. Das Gelingen dieser Momente kann nur in ihrer vorübergehenden Wirkung bestehen. Die Situationisten stellen sich die kulturelle Aktivität - aus dem Blickpunkt der Totalität - als eine Methode der experimentellen Konstruktion des alltäglichen Lebens vor, die mit der Ausdehnung der Freizeit und der Abschaffung der Arbeitsteilung (angefangen bei der Teilung der künstlerischen Arbeit) permanent entwickelt werden muß."* Debord hat die in diesem Zitat nur umrißhaft zum Ausdruck kommende Position der Situationisten in der noch im Jahr der Gründungskonferenz erschienenen und von Ohrt ausführlich analysierten programmatischen Schrift "Rapport sur la construction des situations et sur les conditions de l'organisation et de l'action de la tendance situationniste internationale" entwickelt.

Die ersten Jahre der neuen Internationale waren nicht nur von nach außen gerichteten provokanten und provozierenden Aktionen geprägt, sondern insbesondere auch von vielfältigen, von Ohrt präzise nachgezeichneten internen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf sich zwei schließlich nicht mehr miteinander zu vereinbarende Tendenzen herauskristallisierten: Auf der einen Seite diejenigen, die sich vorwiegend künstlerisch betätigten und nicht willens waren, diese Aktivitäten einzuschränken - darunter u.a. Asger Jorn und die bundesdeutsche Gruppe SPUR -, auf der anderen Seite die Theoretiker um Guy Debord und die Anfang der sechziger Jahre zur Gruppe stoßenden Raoul Vaneigem und Attila Kotanyi. Mit dem Austritt bzw. Ausschluß der Künstler verlagerten sich die Schwerpunkte der situationistischen Aktivitäten auf theoretische und politische Gebiete. Neben den zwölf Ausgaben der Zeitschrift "internationale situationniste", die zwischen Juni 1958 und September 1969 erschienen, sind es insbesondere die wohl als Hauptwerke der Situationisten zu bezeichnenden Schriften "La société du spectacle" (1967) von Guy Debord und "Traité de savoir-vivre à l'usage des jeunes générations" (1967) von Raoul Vaneigem, in denen die in den späten sechziger Jahren über den engeren Kreis der Beteiligten hinausstrahlende Ideenwelt des situationistischen Unternehmens ihren konzisesten Ausdruck fanden. Die 1966 zuerst erschienene und des öfteren wieder aufgelegte Broschüre "De la

misère en milieu étudiant" und das bereits 1968 veröffentlichte Werk "Enragés et situationnistes dans le mouvement des occupations" des SI-Mitglieds René Viénet, das einen Überblick über den Einfluß des situationistischen Denkens auf die Pariser Mairevolte des gleichen Jahres vermittelt, weisen schließlich darauf hin, daß man in den Kreisen der Situationisten immer wieder die Möglichkeit der praktischen Intervention suchte und fand, ehe sich die Internationale nach vielfältigen und komplizierten inneren Streitereien und gegenseitigen Ausschlüssen im Sommer 1971 auflöste. *"Weder von der Seite der Politik und der theoretischen Radikalität, noch von der Seite der Kunst war die SI ihrer Zeit genehm"*, stellt Ohrt in seinem in jeder Hinsicht außergewöhnlichen, reich bebilderten und mit einer für das weitere Studium anregenden "Biblio-Geographie" versehenen Werk resümierend fest, das nur einen Nachteil hat: Da Ohrt sich schwerpunktmäßig für die Aktivitäten der SI im Kontext der zeitgenössischen Kunst interessiert, endet seine Darstellung mit den frühen sechziger Jahren. Zu wünschen wäre, daß die Geschichte der zweiten, der mehr im engeren politischen Sinne intervenierenden Phase der SI alsbald in einer ähnlich instruktiven Arbeit nachzulesen wäre. Anzumerken bleibt schließlich noch, daß die erwähnten Titel sowie die Zeitschrift der SI allesamt in deutschsprachigen Übersetzungen ebenfalls in der Edition Nautilus vorliegen.

Wolf Raul

Johannes Agnoli, Die Transformation der Demokratie und andere Schriften zur Kritik der Politik, Freiburg: Ca ira-Verlag, 1990, 222 S.

"Die Proletarier", schreiben Karl Marx und Friedrich Engels in der "Deutschen Ideologie", müssen, *"um persönlich zur Geltung zu kommen, ihre bisherige Existenzbedingung, die zugleich die der ganzen bisherigen Gesellschaft ist, die Arbeit, aufheben. Sie befinden sich daher auch im direkten Gegensatz zu der Form, in der die Individuen der Gesellschaft sich bisher einen Gesamtausdruck gaben, zum Staat, und müssen den Staat stürzen, um ihre Persönlichkeit durchzusetzen."* Wollte man diese Aussage, derzufolge die politische Organisationsform Staat unweigerlich an die spezifisch kapitalistische Organisation der Arbeit gekoppelt ist, zum Kriterium einer Bewertung revolutionärer und reformistischer Marxismen unterschiedlichster Spielarten machen, müßte man ohne Zweifel zu der bitteren Erkenntnis kommen, daß diejenigen, die sich als Marxisten glaubten in die Geschichte einschreiben zu können, durchweg ihr Klassenziel nicht nur nicht erreicht haben, sondern von ihren Intentionen her wohl auch verfehlen mußten: Sozialdemokraten, Sozialisten, Bolschewisten, Parteikommunisten und - im Schnelldurchgang - marxistische Grüne hatten durchweg nicht den Sturz des Staates, sondern dessen Eroberung im Sinne. Erst im Gefolge eines solchen gelungenen Eroberungsfeldzuges sollte die Umwälzung der kapitalistischen Organisation der Arbeit - jedem Marxisten als ökonomische Basis des Überbaus geläufig - in Angriff genommen werden; tatsächlich hat diese Strategie der politischen Machteroberung zwar hier und da - geschichtsträchtigstes Beispiel ist ohne Zweifel die Machtübernahme der Bolschewiki im Jahre 1917 - zum Austausch politischer Repräsentanten geführt, dem eigentlichen Ziel, der gesellschaftlichen Assoziation freier Individuen, ist man dabei jedoch keinesfalls näher gekommen.
Mit der Bestimmung von Rolle und Funktion des Staates, des im engeren Sinne Politischen also, haben sich die Marxisten seit jeher schwer getan - was sicherlich

nicht nur daran liegt, daß Marx selbst seine Apologeten, Epigonen und sonstigen Anhänger gerade in dieser Hinsicht insofern im Stich gelassen hat, als er keine ausgearbeitete Staatstheorie hinterlassen hat. Die eigentlichen Schwierigkeiten dieser Diskussion resultieren vielmehr daraus, daß Marxisten in dem Moment, in dem sie sich als Partei organisieren, notwendigerweise auf gerade dem Terrain aktiv werden, das es doch abzuschaffen gilt; als politische Partei unterwerfen sie sich einer Logik, der tatsächlich die Eroberung der Staatsmacht, des Zentrums des Politischen, zum obersten Ziel wird.

1967 hatten Johannes Agnoli und Peter Brückner eine Schrift veröffentlicht, die sich zwar nicht als Beitrag zu einer marxistischen Staatsdiskussion verstand, aber gerade dadurch, daß sie sich mit einer bestimmten Staatsform, dem westlichen, insbesondere bundesrepublikanischen Parlamentarismus beschäftigte, mehr und Erhellenderes zu den Funktionsweisen von Politik und politischen Apparaten zu berichten wußte als mancherlei hochtrabende theoretische Ableitungsdiskussion. Johannes Agnolis Beitrag zu dieser Schrift - "Die Transformation der Demokratie" - liegt jetzt, zusammen mit vier weiteren die damalige Thematik aufgreifenden und weiterführenden Texten - "Zwanzig Jahre danach. Kommemorativabhandlung zur 'Transformation der Demokratie'" (1986), "Von der kritischen Politologie zur Kritik der Politik" (1978), "Wahlkampf und sozialer Konflikt" (1977) und "Auf dem Weg zur unmittelbaren Demokratie?" (1986) - in einem Neudruck vor.

In seiner "Kommemorativabhandlung" skizziert Agnoli nicht nur die Entstehungsgeschichte der 1967 erschienenen Schrift sowie die Argumente einiger Kritiker, die ihm nahe Verwandtschaft mit Carl Schmitt, Linksfaschismus oder auch ein Schwelgen in Verschwörungstheorien glaubten vorwerfen zu müssen; insbesondere widmet er sich den im Gefolge der antiautoritären Revolte wieder auferstandenen und zu neuer Blüte gelangten Staatsillusionen (langer Marsch durch die Institutionen, marxistisch-leninistische Kaderparteien), die ihren - den Niedergang einer revolutionären Linken signalisierenden - exquisiten Ausdruck bei den "Grünen" gefunden haben. Diese richten sich, so bemerkt Agnoli selbstironisch, *"nach den Maßgaben der 'Transformation der Demokratie', denn sie tun genau das, was in der 'Transformation der Demokratie' der 'Opposition seiner Majestät', als einem Bestandteil der politischen Klasse vorbehalten wird. Insofern machen sie aus der ehemaligen 'Bibel der APO' den Knigge des innerparlamentarischen Benehmens und der Präsenz in der großen Staatspolitik."* Nicht nur die Tatsache, daß - verglichen mit den Jahren, in denen die "Transformation der Demokratie" geschrieben wurde - kapitalistische Produktionsweise, gesellschaftliche Strukturen und politische Formen - mit anderen Worten: der parlamentarische Verfassungsstaat als *"präventive Konterrevolution in Permanenz"* - intakt geblieben sind, sondern insbesondere die Erfahrung, daß trotz aller historischen Erkenntnisse die naivsten Staatsillusionen eine nicht nur, aber vorwiegend, grüne Wiedergeburt erlebt haben, machen die bleibende Aktualität der "Transformation der Demokratie" aus.

Agnolis "Transformation der Demokratie" zielte auf die Untersuchung der spezifisch parlamentarisch-demokratischen Verwaltung des die bürgerlichen Gesellschaften der Neuzeit kennzeichnenden Grundwiderspruchs zwischen gesellschaftlicher Produktion und individueller Aneignung. Die im Staat sich manifestierenden politischen Apparate sind immer Ausdruck des Herrschaftswillens der bürgerlichen Klasse und Transformationsriemen der jeweils unterschiedlichen Gestaltung dieses Herrschafts-

willens gewesen. Dies gilt für den konstitutionellen bzw. liberalen Staat des neunzehnten, den faschistischen Staat des frühen zwanzigsten und schließlich auch für den parlamentarischen Verfassungsstaat des späten zwanzigsten Jahrhunderts; ihnen allen ist die Bestimmung gemein, den gesellschaftlichen Widerspruch glätten, ausgleichen und - notfalls auch mit terroristischen Mitteln - absichern zu müssen. Die parlamentarische Demokratie muß also, so Agnoli, *"in der Lage sein, disziplinierend in den Widerspruch einzugreifen"*, ihn so zu gestalten, daß er an der gesellschaftlichen Oberfläche als pluralistischer und abgesicherter sozialer Friede erscheint. Tatsächlich aber, so Agnoli, verbirgt sich hinter dem schönen Schein des parlamentarischen Pluralismus nichts anderes als eine *"Involutionstendenz zu einem autoritären Staat rechtsstaatlichen Typus"*, wobei Involution als *"Gegenbegriff zu Evolution... sehr genau den komplexen politischen, gesellschaftlichen und ideologischen Prozeß der Rückbildung demokratischer Staaten, Parteien, Theorien in vor- oder antidemokratische Formen"* bezeichnet. In dieser Welt des schönen pluralistischen Scheins spielen insbesondere die politischen Parteien als vorgebliche Repräsentanten des Volkes jene spezifische Rolle, die dem Staat letzte Legitimation und Salbung zugleich zukommen läßt. Insofern der Staat aber Organ der Verwaltung, keinesfalls der Abschaffung des gesellschaftlichen Grundwiderspruchs ist, sind politische Parteien, gleich welcher Provenienz, allenfalls Teilhaber an dieser Verwaltung, nicht aber Organisationen, die gleichsam stellvertretend diesen Widerspruch lösen und somit die bloß politische Emanzipation in eine soziale Emanzipation überführen. Eine Partei, die sich als Klassenpartei verstanden wissen will und trotzdem an dieser Veranstaltung Staat teilhaben möchte, wird somit notwendigerweise zu einer *"staatspolitischen Vereinigung"*. Im Angedenken an die historischen Erfahrungen mit der Integration der sozialdemokratischen Parteien in den pluralistischen, nicht an der Lösung von Herrschaftskonflikten, sondern an der Gestaltung von Führungskonflikten interessierten Parlamentarismus, kommt Agnoli zu der Einschätzung, daß *"in den westlichen Ländern mit einer politisch profilierten, oder gar teilweise kommunistisch organisierten abhängigen Klasse die Parlamentarisierung der Linken zu einer Lebensfrage des Kapitalismus geworden (ist)"* - eine Einschätzung, die durch spätere Ereignisse (die ablehnende Haltung der französischen KP gegenüber den Ereignissen des Pariser Mai von 1968, die Integrationsversuche der italienischen KP nach dem heißen Herbst von 1969 sowie der lange Marsch bundesdeutscher Linker in grüne Parlamentsfraktionen) in jeder Hinsicht bestätigt wurde. Aus den zuletzt erwähnten Beispielen (französischer Mai, italienischer heißer Herbst, überhaupt die außerparlamentarische Bewegung, insoweit sie libertär im eigentlichen Sinne des Wortes, also nicht etwa in der modernen Variante von ökolibertär, war) folgt aber auch, daß Agnolis kritische Auseinandersetzung mit der parlamentarischen Demokratie - die keine Parlamentarismuskritik im Sinne einer moralisierenden Gegenüberstellung von Verfassungsrealität und Verfassungsnormen sein will, sondern eine Kritik der Politik als staatlich organisierter Repräsentation gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen - mehr ist als bloß ein Abgesang auf die immer wieder in die Fallen des Parlamentarismus tappende radikale Linke. Agnoli war sich schon seinerzeit bewußt, daß er als staatlich bestellter Akademiker von einem *"Randbezirk"* - gewissermaßen einer geschlossenen Anstalt - aus agierte, in der *"die Aufforderung zur Revolution straffrei erhoben werden kann"*. Wohl gerade deshalb, aus der Erkenntnis heraus, daß *"Massenspontaneität und Bewußtseinsorganisation"* zusammenwirken müssen, ist

er jenen Illusionen nicht aufgesessen, die ihre politischen Absichten von einer politischen Vermittlung nicht zu trennen wußten, sei es, daß sie sich aller besserer Erkenntnis zuwider parteiförmig organisierten oder glaubten, einzelnen Repräsentanten des staatlichen Machtsystems mit der Waffe in der Hand gegenübertreten zu müssen. *"Aus der Erkenntnis"*, schreibt Agnoli zwanzig Jahre später in seiner "Kommemorativabhandlung", *"daß der Kapitalismus das Leben zerstört und sein Staat die Zerstörung institutionalisiert, kann der Schritt ins Emanzipatorische nicht unmittelbar vollzogen, noch die politische Zwangsanstalt negiert werden."* Dies schließt aber nicht aus, daß es jenseits allen reformerischen Strebens eine Tradition von *"stets als 'gescheitert' bezeichneten Rebellen, Häretikern und sonstigen subversiven Elemente(n)"* gibt, die sich weder der Logik des Kapitals noch der des dazugehörigen Staates verpflichtet wußten, sich dieser Logik zu entziehen suchten und immer wieder den Anspruch auf eine Autonomie gegen Staat und Kapital zu formulieren wußten: *"Linkskommunismus, Anarchosyndikalismus, vor allem aber revolutionärer Syndikalismus: das sind die Quellen der linken Parlamentarismus-Kritik; in ihren Vorschlägen, Hoffnungen und (meinetwegen!) Utopien, Irrungen und Wirrungen finden sich Motive wieder, die in der 'Transformation der Demokratie' auftauchen."*

Wolfgang Braunschädel

Geronimo, Feuer und Flamme. Zur Geschichte und Gegenwart der Autonomen. Ein Abriß, Amsterdam: Edition ID Archiv im IISG, 1990, 248 S.

"Das Pseudonym Geronimo... wurde als Erinnerung an einen rebellischen, sich von grünen Uniformhosen angezogenen, Hund eines autonomen Genossen gewählt." Einmal abgesehen davon, daß man nur hoffen kann, daß der hier gemeinte autonome Genosse seinen Hund nicht so behandelt hat, wie der Autor die deutsche Sprache traktiert, bringt das offensichtlich neurotische Zwangsverhältnis, das der Hund Geronimo gegenüber grünen Uniformhosen entwickelt hatte, auch jenes Verhältnis zum Ausdruck, das der Autor Geronimo - unterwegs *"in einem riesigen unübersichtlichen Steinbruch auf der Suche nach den Fragmenten der eigenen Geschichte"* - zur Geschichte der bundesrepublikanischen Neuen Linken einnimmt.

Wenn ein Verein oder Fanclub in die Jahre gekommen ist, verfällt der geschäftsführende Vorstand gemeinhin eines Tages auf die glorreiche Idee, daß es nun an der Zeit sei, einen mehr oder weniger ausgewiesenen Kenner der Vereins- oder Clubgeschichte damit zu beauftragen, den Staub der Vergangenheit aufzuwirbeln und zur allgemeinen Erbauung des staunenden Publikums eine das nunmehr historisch gewordene Vereinsgeschehen würdigende Festschrift vorzulegen. Ganz so förmlich wird es bei der hier anzuzeigenden Geschichte der bundesdeutschen Autonomen nicht zugegangen sein; einen geschäftsführenden Vorstand haben die Autonomen trotz aller Versuche einiger weniger autonomer Intellektueller bzw. intellektueller Autonomer, dem hiesigen autonomen Geschehen einen weltgeistgesättigten Platz im weltweiten Klassenkampf herbeizuinterpretieren, nie gehabt. Es handelt sich also um einen Individualtäter, der zu allem Überfluß nicht umhin konnte, *"die Willkür* (s)*einer eigenen Wahrnehmung zum Maßstab der Ausführungen zu machen"*. Verwunderlich ist es also nicht, wenn der Autor den Leser gleich im Anschluß an diese Bemerkung darauf hinweist, daß *"an allen Passagen des Textes ein abgrundtiefes Mißtrauen*

gegenüber meinen Formulierungskünsten angebracht (ist). Manchesmal täuschen sie nur darüber hinweg, daß die Weisheiten lediglich von anderen abgeschrieben wurden. Vielleicht war ja alles ganz anders, als es sich der Autor zusammengedacht, am Schreitisch konstruiert und aufgeschrieben hat." Angesichts solcher Vorwarnungen, die nicht bloß Attitüde, sondern durchaus ernst zu nehmen sind, kann den Leser, der tatsächlich einen Ausflug in die folgenden Ausführungen wagen sollte, dann nichts mehr erschüttern; es macht schlichtweg keinen Sinn, einem Autor aufzuzeigen, daß er Unsinn geschrieben hat, wenn er dies auf den ersten Seiten seines Traktats schon selber eingesteht.

Im Gegensatz zu solchen in der Linken zur Genüge bekannten politischen Kompendien, die - wie z.B. der berüchtigte "Kurze Lehrgang der KPdSU(B)" oder die "Worte des Vorsitzenden Mao" - den ideologischen Gehalt sowie die Regeln und Normen einer jeweils spezifischen Bewegung in einer gewissermaßen kodifizierten Form zum Ausdruck bringen, läßt Geronimo gleich zu Beginn durchblicken, daß er auf der Höhe der Zeit ist und den Sinn des postmodernen patchworks voll erfaßt hat: *"Es war für mich manchesmal ein geradezu großartiges Gefühl, mit langen schwarz-roten Erkenntnisstiefeln durch die eigene Geschichte zu stiefeln und nach allen Seiten Lob und Tadel zu verteilen."* Verblüfft steht der Leser vor der Erkenntnis, daß dieses Kompendium abgeschriebener und zusammenphantasierter Fragmente zwar wenig mit seriöser Geschichtsschreibung zu tun hat, immerhin aber dem Autor zur Steigerung seiner ganz individuellen Lüste und Launen gereicht hat. Ein Handbuch wollte Geronimo wohl vorlegen, ein Buch der Sprüche, aus dem nicht nur die alten Kämpfer und Kämpferinnen, sondern auch die Nachgeborenen und Zuspätgekommenen ihre handlichen Weisheiten schöpfen können und wohl auch werden, ein Handbuch für Nachwuchs- und Möchtegernautonome, das auf die rechten, wenn auch zurechtgestutzten Traditionen aufmerksam machen will, ein Organon für die heranwachsende mittelständische Intelligenz, die - ehe die *"Verwertungsmechanismen der spätkapitalistischen BRD"*, die *"schon manchen Linksradikalen korumpiert (haben)"*, wieder einmal die doch so kämpferisch gesinnten Reihen lichten - eine ihre triste Lebensperspektive bereichernde linksradikale Phase einlegen möchte, um später das Gefühl nicht missen zu müssen, auch dabei gewesen zu sein, als man sich noch mit den Unterdrückten aller Herren Länder rauschhaft vereint wähnte.

In vier Kapiteln hat der Autor - getreu dem von ihm selbst formulierten Motto: *"Es ist natürlich kein Problem, Kontinuitäten als eine Kette von politischen Erfolgen zu konstruieren"* - sein leicht handbarbares Kompendium fürs hiesige autonome Standardbewußtsein aufgeteilt. Das erste Kapitel (*"Zur Geschichte der Autonomen - Ein Abriß"*), das nahezu zwei Drittel des gesamten Textes umfaßt, entpuppt sich als ein geradezu schamloser Raubzug durch die Geschichte des antiautoritär orientierten Spektrums der bundesrepublikanischen Neuen Linken seit 1968, wobei der obligatorische Ausflug in italienische Gefilde nicht vergessen wird, während über den seinerzeit mißlungenen Liebeshändel autonomer Intellektueller mit den iranischen Pfaffen verschämt hinweggesehen wird. Unterteilt in zwölf Abschnitte werden eine ganze Reihe jener Ereignisse, Organisationen und Publikationen angesprochen, die sich in der einen oder anderen Weise als Bezugspunkte für die an gegenwärtigen Verhältnissen verzweifelne autonome Identitätslust zu eignen scheinen. Abgesehen von den zahlreichen Fehlern und Ungenauigkeiten, die gewissermaßen eine notwendige Bedingung der von Geronimo konstruierten Kontinuitätslinien sind, bringt der

Autor ein nicht unwesentliches Dilemma der Autonomen zum Abschluß des historischen Teils seiner Arbeit auf folgenden Begriff: *"Die Ich-bezogenen subjektivistischen Politikformen sind bei der Gratwanderung zwischen einem revolutionären Anspruch und den nicht revolutionären Zeiten in der Praxis oft mit einem Rückfall in arrogante, massenverachtende und egoistische Verhaltensweisen verbunden."* Dieser durchaus zutreffende Hinweis auf den spezifisch identitätsstiftenden Aspekt autonomer Politikformen, der wiederum deutlich werden läßt, daß die Phase autonomen Engagements für die meisten Individuen nicht mehr als eine Durchgangsphase, eine Phase der Persönlichkeitsfindung ist, leitet über zu jenen Kapiteln, die sich mit gegenwärtigen Problemen der Autonomen befassen (*"Organisierung - aber mit Vorsicht"/"Her mit den Abenteuern"/"Ein Blick über alle Teller- und Ghettoränder hinweg..."*). Es wäre müßig, den in diesen Kapiteln mehr schlagwortartig als systematisch dargestellten Verwicklungen und Problemen des autonomen Alltags zu folgen; gleich ob Militanzrituale und Verschwörermentalitäten immerhin hinterfragt werden, ob der Niedergang des Patriarchats pflichtgemäß beschworen wird - ein Unternehmen, das mit jenen merkwürdigen, hier und da ihr Unwesen treibenden autonomen Männergruppen, in denen ein zeitgemäß autonomes männerbündisches Verhalten zu lächerlichen Ritualen gerinnt, sicherlich nicht gelingen wird - oder ob Lust und Unlust zu einer rigideren Organisierung diskutiert werden: Am Ende bleibt einem wohl nichts anderes übrig, als eine Anmerkung des Autors zu konterkarieren: *"Wenn erst einmal alle Menschen 'autonom' geworden sind, ist die Zeit gekommen, wo die Autonomen von heute lieber verschwinden sollten"*, heißt es irgendwo auf den letzten Seiten von Geronimos Traktat. Zu fragen bliebe dann nur noch, ob nicht heute bereits die Autonomen ein museale Dimensionen annehmendes Relikt der Geschichte sind, das nicht einmal mehr, wie Geronimo befürchtet, *"als entleerte Hülse von der Werbe- und Konsumindustrie als subkulturelle, politisch harmlose Folkloregruppe in einem postmodernen Rechtsstaat gehandelt wird"*. Tatsächlich sind die Autonomen mit ihrem hochgradigen Autismus längst zur Karrikatur ihrer selbst geworden und zeigen sich somit immerhin dem geitigen Niveau des derzeitigen Kanzlers aller Deutschen gewachsen - die *"Werbe- und Konsumindustrie"* allerdings hält sich dabei in Anerkennung dieses Tatbestandes lieber im Hintergrund.

Wolf Raul

Heinz Wilhelm Hoffacker, Entstehung der Raumplanung, konservative Gesellschaftsreform und das Ruhrgebiet 1918 - 1933, Essen: Reimar Hobbing GmbH Verlag, 1989, 415 S.

Die zunehmende Industrialisierung seit Beginn des letzten Jahrhunderts brachte u.a. ein lange Zeit weitgehend unkontrolliertes Wachsen und Wuchern großer städtischer Zusammenballungen mit sich. Während frühe Sozialisten sich noch in naivem Optimismus in zukunftsfrohen architektonischen Utopien ergingen, sollte die Stimmungslage gegen Ende des Jahrhunderts in weiten Kreisen der Bevölkerung radikal umschlagen. Staatliche und städtische Institutionen verhielten sich den wachsenden Problemen gegenüber, die der Ausbau der Städte mit sich brachte, weitgehend passiv; allenfallls an der Sicherung gewisser Rahmenbedingungen - so z.B. dem Straßenbau und einer hygienischen Grundversorgung - zeigte man sich notwendigerweise interessiert. Gegen Ende des Jahrhunderts setzte dann jedoch angesichts der sich

häufenden und nicht mehr zu übersehenden Probleme in weiten Kreisen ein grundlegendes Umdenken ein. Dies reichte vom Arbeiterwohnungsbau großer Industrieunternehmungen - vorbildlich in dieser Hinsicht gilt immer noch die Wohnungsbaupolitik der Firma Krupp - über Gartenstadt- und Bodenreformbewegungen bis zum von Wandervogel und Jugendbewegung zumindest zeitweise erprobten Auszug aus der als Konglomerat anonymisierter Individuen erfahrenen Stadt. Die ideologische Gemengelage, die diesen vielfältigen und nur schwerlich auf einen einfachen Nenner zu bringenden Reaktionen auf die als Bedrohung eines bisher als übersichtlich und gewissen überkommenen Regeln gemäß verlaufenden Lebens erfahrene neue Stadtlandschaft zugrunde lag, erweist sich im historischen Rückblick als ein zum Teil recht merkwürdig anmutender Zwitter, der sich am einfachsten mit dem Begriff konservativer Antikapitalismus umschreiben läßt. Dem als drohendes Chaos empfundenen Übergang in die städtische Moderne begegnete man auf der Basis einer solchen Mentalität mit einem Rekurs auf überlieferte und als stabil erlebte soziale Ordnungsmodelle, nicht jedoch - wie dies im Kontext der sozialistischen Arbeiterbewegung reflektiert und in gewissem Umfang auch erprobt wurde - mit dem Versuch, die Entwicklungen der Moderne über deren Grenzen hinaus zu neuen Gesellschaftsmodellen voranzutreiben: Flucht vor der schlechten Gegenwart in eine heile Vergangenheit und Hoffnung auf eine aus eigener Kraft zu schaffende und schlechte Gegenwart hinter sich lassende Zukunft standen sich nahezu diametral gegenüber. Daß und wie die Flucht in vorgeblich heile Welten mit der Gestaltung von Gegenwart konform gehen konnte, sollte sich jedoch spätestens mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten erweisen, denen es gelang, die klassenübergreifenden Mentalitäten des konservativen Antikapitalismus zu einem Konzept des nationalen Sozialismus zu verdichten und auf dieser Basis eine zwar institutionell abgesicherte Diktatur zu errichten, gleichwohl aber weite Bevölkerungskreise hinter sich zu wissen. In diesem Kontext ist es dann in der Tat wichtig, auf zwei Aspekte einer organisierten und institutionell abgesicherten Bauplanung hinzuweisen, wie sie sich in den Anfangsjahrzehnten dieses Jahrhunderts in Deutschland herauskristallisierte. Zum einen, so Hoffacker in seiner Bochumer Dissertation, ist festzuhalten, *"daß das Entstehen der Raumplanung in der Weimarer Republik entscheidend geprägt worden war duch die Tradition konservativer Industrialismuskritik und durch verschiedene Denkansätze aus dem Bereich der Konservativen Revolution"* und zum anderen ist darauf hinzuweisen, *"daß Raumplanung erst unter der Herrschaft des Nationalsozialismus für das ganze Deutsche Reich gesetzlich verankert wurde"*. Daß aber, wie Hoffacker glaubt feststellen zu können, eine *"prinzipielle Scheidung zwischen diesen politischen Richtungen"* - konservative Industrialismuskritik und konservative Revolution einerseits und Nationalsozialismus andererseits - vorzunehmen sei, kommt einer weder gerechtfertigten noch zu verantwortenden Exkulpation der Erstgenannten gleich.

Hoffacker versteht seine Arbeit - dies natürlich auch auf dem Hintergrund, daß die Überlegungen und Ideen zur Raumplanung in dem von ihm behandelten Zeitraum über Planungen und erste Realisierungsversuche nicht hinauskamen - als eine im wesentlichen ideengeschichtliche Untersuchung. In insgesamt fünf Kapiteln konzentriert er sich darauf, die jeweiligen Leitbilder - verstanden als *"Zielvorstellung über aller planerischen Arbeit"* und somit als *"Bündelung politischer und gesellschaftspolitischer Ziele"* - der vorgestellten Personen und Unternehmungen herauszuarbeiten. Diesen - wie schon angedeutet - *"im Bereich des Konservatismus und der*

politischen Rechten" angesiedelten Leitbildern entsprechend wurde die konkrete Raumplanung, der wiederum Landes- und Regionalplanung unterzuordnen sind, von *"vielen der an ihrer Entwicklung führend beteiligten Zeitgenossen als ideales Reforminstrument"* verstanden, *"mit dem sich zumindest ein wirtschaftlicher Umbau wenn nicht sogar ein gesellschaftlicher und kultureller Neuanfang bewerkstelligen ließ"*. Es ist an dieser Stelle schlechterdings unmöglich, auch nur annäherungsweise auf die vom Autor in den fünf Kapiteln seiner Arbeit (Die Entstehung der Raumplanung in Deutschland/Industrialismusfeindliche Leitbilder in ihrer Bedeutung für raumplanerische Bemühungen 1919 bis 1926/Die Institutionalisierung der Raumplanung im Ruhrgebiet: der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk 1919 bis 1933/Theoretische Ansätze zur Entwicklung der Raumplanung: vier Beispiele/Industrialismusfeindliche Leitbilder in der Reichspolitik 1930 bis 1933) angesprochenen vielfältigen und zum Teil auch eher an- als ausdiskutierten Themenkomplexe detailliert einzugehen. Insgesamt hinterläßt die Arbeit den Eindruck einer mit dem typischen Fleiß eines entdeckungswütigen Historikers zusammengetragenen Materialfülle, teilweise dem Staub der Archive entrissen, teilweise aus mehr oder minder abgelegenen Publikationen geborgen. Die zahllosen, vielfach ohne Zweifel interessanten oder Interesse erweckenden Partikularismen lassen sich aber nur schwerlich zu einem gedanklich stringent durchstrukturierten Ganzen zusammenführen. Diese ungehemmte Akkumulation von Details wird zudem fragwürdig, wenn man z.B. in dem recht umfangreichen Kapitel über den Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk so gut wie überhaupt nichts über dessen Aktivitäten, also über das, was Landesplanung konkret ausmachte, erfährt, statt dessen aber seitenweise und mit einer die Leselust lähmenden Ausführlichkeit über Finanzierungsprobleme und deren Bewältigungsversuche informiert wird. Oder - ein anderes Beispiel - wenn im vierten Kapitel, das Ideen, Entwürfe und Aktivitäten von Leberecht Migge, Gustav Langen und Werner Friedrich Bruck vorstellt und zudem auf Beiträge zur Raumplanung aus dem Umkreis der um die Zeitschrift "Tat" gruppierten konservativen Revolutionäre eingeht, auch die dort geführte Autarkiediskussion thematisiert wird und mit Friedrich Fried einer der diesbezüglichen Hauptautoren Erwähnung findet, dessen Schrift "Autarkie" aus dem Jahre 1932 allen Erwartungen zum Trotz aber weder im Text noch im Literaturverzeichnis auftaucht. Solche Beispiele deuten darauf hin, daß die Detailfreudigkeit der Arbeit in gewisser Weise in Beliebigkeit umschlägt. Die Überfrachtung mit Details schadet letztlich nicht nur der Lesbarkeit des Textes, sie wird auch zum Zeichen einer mangelnden analytischen Durchdringung der Thematik. Man hätte sich gewünscht, daß ein solches Kompendium, das den Ansprüchen einer akademischen Qualifizierungsarbeit ohne Zweifel genüge tut, für den Druck überarbeitet und in analytischer Absicht neu und rigider strukturiert worden wäre.

Anton Panner

Philipp Sommerlad, Vom "Hessebub" zum "Bochumer Jungen": 70 Jahre sozialistische Bwewegung in Bochum (1878-1948), hrsg. für den Bochumer Kulturrat e.V. von Peter Friedemann, Jörg Hausmann und Edgar Heinevetter, Essen: Klartext Verlag, 1990, 200 S.
Philipp Sommerlad und die Bochumer Sozialdemokratie. Dokumente und Materialien, hrsg. v. Geschichtswerkstatt im Bochumer Kulturrat e.V., Bochum 1991, 56 S.

"Nun ist die Wahl vorüber/Und aller Lärm verstummt,/Ich habe meinen Stüber,/Doch dieser Stüber brummt./Er brummt in allen Ecken/Wie'n alter Brummelbuh,/Manch aufgeblas'nen Gecken/Stört er in seiner Ruh./Mir hat er Ruh gegeben,/Bei mir ist alles still,/Ich kann nun wieder leben/Ganz so wie ich es will...." In Gedichten wie diesem, nach der ersten Kommunalwahl in Bochum nach dem Krieg von Philipp Sommerlad am 15. Oktober 1946 auf einen Schnipsel des Wahlplakats geschrieben, verarbeitete der SPD-Kommunalpolitiker und ehemalige Redakteur der bis 1933 erschienenen sozialdemokratischen Tageszeitung, des Bochumer "Volksblatts", seine Konflikte mit Repräsentanten der Bochumer SPD, für deren Nachfolger sich heute die Bezeichnung "Beton-Fraktion" eingebürgert hat.
Philipp Sommerlad hatte sich nach seinem Wahlmißerfolg bei den Kommunalwahlen aus der aktiven Politik zurückgezogen und eine Schrift "70 Jahre sozialistische Bewegung in Bochum" verfaßt, die jedoch nicht veröffentlicht wurde und seitdem ein Schattendasein als Fotokopie der Korrekturfahnen führte. Seit kurzem nun liegt der Text in Buchform vor, ergänzt durch etwa zur gleichen Zeit verfaßte Lebenserinnerungen des Autors und Dokumente aus seinem Nachlaß. Als Ergänzung dazu ist eine Broschüre mit weiteren Materialien erschienen, die gleichzeitig Begleitheft zu einer Ausstellung ist, die bisher an zwei Orten in Bochum zu sehen war.
Der in ärmlichen Verhältnissen im Hessischen aufgewachsene Philipp Sommerlad (1882 - 1960) kam als Maurer nach Bochum, schloß sich der Gewerkschaft und der SPD an, 'stieg aus dem Maurerstande auf', 'vertauschte Kelle mit Feder' und wurde nach 1918 Kommunalpolitiker und Redakteur. Als Vertreter der "alten Generation" in der Sozialdemokratie bieten seinen Schriften einen Einblick in weitverbreitete mentale Strukturen der deutschen Arbeiterbewegung: Die Bindung an die Arbeiterbewegung bedeutete für Sommerlad sowohl sozialen Aufstieg wie auch *"das erhebende Gefühl des inneren Erlebens, aktiver Kämpfer für die weltumspannende Idee des Sozialismus zu sein"*.
Sommerlads "70 Jahre sozialistische Bewegung in Bochum" ist weitgehend Organisationsgeschichte; theoretische Fragen bleiben ausgespart. "Sozialismus" ist eher vom Gefühl her bestimmt als aus einem gesellschaftspolitischen Konzept abgeleitet. In erster Linie macht den Text die Fülle an Namen interessant; Namen von Akteuren der sozialistischen Bewegung und auch ihrer Gegner, die selbst zu der Zeit, als Sommerlad den Text abfaßte, schon *"im Wirbel der Ereignisse größtenteils verblaßt"* waren. Mag auch Sommerlads Bemerkung: *"Aber es wäre schnöder Undank und eines Sozialisten unwürdig, wollte man sie nicht in der Nachwelt wieder in Erinnerung bringen"* heute etwas pathetisch klingen: Wie wichtig es ist, Namen zu kennen, um eventuell mithilfe von noch lebenden Zeitgenossen und Verwandten Lebenswege zu rekonstruieren und neues Material ausfindig zu machen, zeigt sich bei der Beschäftigung mit Einzelaspekten gerade lokaler Geschichte immer wieder. So betonen die Herausgeber denn auch, daß es sich bei den vorgelegten Texten um Materialien zur Anregung weiterer Arbeiten handelt. Und das bieten die Texte und Dokumente allemal: Der "70 Jahre sozialistische Bewegung in Bochum" ist sich bisher schon des öfteren bedient worden, die Lebenserinnerungen mögen Material für die Arbeiterbiographieforschung abgeben und einige aus dem Nachlaß aufgefundene Dokumente waren bisher nicht bekannt. Dennoch haben die Herausgeber selbst die Möglichkeit der Auswertung der von ihnen vorgelegten Materialien weitgehend versäumt. Bietet die Einleitung zum Buch doch neben einigen Informationen zur Person Sommerlads

kaum Anregungen zur Beurteilung des *"historisch-politischen Stellenwert(s)"* der Texte. So wird die Frage nach dem 'kollektiven sozialistischen Bewußtsein' zwar aufgeworfen, die Beantwortung, was denn darunter zu verstehen sei sowie ein - wenn auch nur ansatzweiser - Bezug der Fragestellung auf die Texte bleibt man den Lesern jedoch schuldig. Statt dessen läßt man einige der Einschätzungen Sommerlads zu markanten historischen Daten Revue passieren, um die Beschränktheit seiner Sichtweise zu verdeutlichen und nennt dies eine *"möglicherweise allzu kritische... Einschätzung"* dieses *"konservativen Sozialdemokraten"*. Diese Art Distanzierung der Herausgeber von den Texten ihrer vorgelegten Edition findet man selten. Die Gründe dafür mögen in der Geschichte des Textes "70 Jahre" sowie in der der Person Sommerlads liegen. Sommerlad schrieb seine Geschichte der Bochumer Sozialdemokratie, nachdem er sich aus der Kommunalpolitik verabschieden mußte. Ihm war *"als einem der wenigen Überlebenden aus früheren Kampftagen diese Aufgabe zugefallen"*, für ihn hatte *"die sozialdemokratische Partei auch eine zweite Periode maßloser Unterdrückung siegreich überstanden und (war) nach dem schmählichen Zusammenbruch des 'Dritten Reichs' wieder zu kraftvollem Leben erwacht"*. Seine Geschichte der Bochumer SPD wendet sich denn auch vornehmlich an die junge Generation, der der *"Beginn und Aufstieg der Partei"* nähergebracht werden soll, *"damit sie im selben Geiste weiterwirken, dem gleichen Ziele entgegen"* arbeiten möge. Nachdem der Text zunächst in Vergessenheit geraten war, gab es seit den achtziger Jahren erneut Bemühungen, ihn zu veröffentlichen, doch konnte dieser Text eines "rechten" Sozialdemokraten nun erst recht nicht mehr als Darstellung der Geschichte der SPD genügen; seine Herausgabe ist schließlich den Bemühungen Peter Friedemanns vom Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung in Bochum zu verdanken, der über ein Projekt des Bochumer Kulturrats auch die Bearbeiter und Mitherausgeber der Edition fand. Ein Finanzier wurde in einer Bochumer Farbenfirma gefunden. Es mag dahingestellt bleiben, ob bei der Präsentation der Sommerlad-Texte auf Partei oder Sponsor Rücksicht genommen wurde, in der Broschüre wie in der Ausstellung finden sich Dokumente und Hinweise, die zumindest weitergehende Vermutungen zulassen.

Sommerlad kann als typischer Vertreter der Mehrheitssozialdemokratie bezeichnet werden. Seine Position in der Redaktion des Bochumer "Volksblatts" war eindeutig. Jede Abweichung von der Mehrheitsposition war für ihn Untreue gegen die große Mutter Sozialdemokratie. Dies sollte ihn zum Wahrer sozialdemokratischer Tugenden gegen jede Art von "Spalter" machen, ihn jedoch in der letzten Phase seines Wirkens - wenn auch solidarisch - resignieren lassen und ihm selbst den Vorwurf des "Spalters" einhandeln. Sommerlad hatte sich vehement gegen die Übernahme von Attributen von Herrschaftssymbolen - so gegen die Standarten an dem Wagen des sozialdemokratischen Oberbürgermeisters Geldmacher - ausgesprochen und sich entschieden dagegen gewehrt, mit der Entnazifizierung leichtfertig umzugehen. Für ihn spielte die "Moral", spielten die Tugenden der Arbeiterbewegung weiterhin eine bestimmende Rolle, wie es in einer Beurteilung zum Ausdruck kommt: *"K. war kein Sozialdemokrat im althergebrachten Sinne. Er war als ehrgeiziger Streber stets auf seinen materiellen Vorteil bedacht... Um die Arbeiterbewegung gerungen und geopfert hat er nie. Er... erntete sogleich, wo andere jahrzehntelang gesaet hatten."* So geriet Sommerlad auch mit der neuen Führungsgarde der Bochumer Sozialdemokratie aneinander. Daß die Person Philipp Sommerlads auch heute noch dafür gut ist,

Anlaß zu stadt- wie parteioffiziellen Veranstaltungen zu liefern, zeigen die Präsentation des Buches und Eröffnung der Ausstellung im Informationszentrum der Stadt Bochum mit Beteiligung des Oberbürgermeisters sowie die erweiterte Ausstellung in einem Altenheim der Arbeiterwohlfahrt. Die Hinweise auf die Person Philipp Sommerlads als eines "moralischen Sozialisten", insbesondere in Auseinandersetzungen in der Nachkriegszeit, bleiben jedoch sowohl in der Einleitung der Herausgeber wie auch in der Broschüre und den Exponaten der Ausstellung versteckt bzw. auf Andeutungen beschränkt. Zu diesem "kritischen" Aspekt der Position Sommerlads, der ansonsten auch ausführlich als idyllisierender Heimatschriftsteller vorgestellt wird, hätte man gern mehr Material und weitere Ausführungen gefunden.
Leider mußten sowohl Broschüre wie Ausstellung mit geringsten materiellen Mitteln auskommen, was insbesondere den im Druck wiedergegebenen Fotos nicht zugute kommt.

Doris Lindemann

Deutschlandwahn und Wirtschaftskrise. Gelsenkirchen auf dem Weg in den Nationalsozialismus, Teil 1: Die antidemokratische Allianz formiert sich, hrsg. von Heinz-Jürgen Priamus, Essen: Klartext Verlag, 1991, 320 S. (= Schriftenreihe des Instituts für Stadtgeschichte, Beiträge: Bd. 1)
Die kulturellen Aufgaben, die in anderen Städten Institutionen obliegen, die dort schlicht Stadtarchiv heißen, werden in Gelsenkirchen vom Institut für Stadtgeschichte (ISG) wahrgenommen. Der nunmehr erschienene erste Band aus der Schriftenreihe des ISG gibt Gelegenheit zu überprüfen, ob dieser Name zu Recht besteht. Die Aufmachung entspricht professionellen Ansprüchen: Neben einem ausführlichen Anmerkungsapparat enthält das Buch ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis. Bedauerlicherweise fehlt ein Personenregister. Die Textdarstellung wird durch reichhaltiges Bildmaterial ergänzt, wobei hervorzuheben ist, daß die zeitgenössischen Fotos und Illustrationen mit dem Text korrespondieren.
Der programmatischen Erklärung des Institutsleiters, H.-J. Priamus, zufolge soll die Schriftenreihe *"ein historisch-wissenschaftliches Forum"* bilden, *"das nicht nur der Publikation wissenschaftlicher Forschungsergebnisse des Instituts selbst dienen, sondern auch solchen Autoren offenstehen soll, die neue Forschungsergebnisse aus der Geschichte des Ruhrgebiets und hier insbesondere Gelsenkirchens... vorlegen"* (S. 7). Von den fünf Beiträgen stammen vier von den wissenschaftlichen Mitarbeitern des ISG (davon allein drei von H.-J. Priamus), der externe Beitrag ist von Jürgen Pastowski, einem Stadtverordneten der Grünen, verfaßt worden. Den Angaben des Herausgebers zufolge soll versucht werden, *"zwei Maximen konsequent miteinander zu verbinden: Wissenschaftlichkeit und Lesbarkeit"* (S. 7). Verwirklicht wird diese Maxime im vorliegenden Band durch eine Mischung von Arbeiten mit Forschungscharakter und "Lesebuchbeiträgen". Die Aufsätze von H. J. Priamus zum "Deutschen Tag" in Gelsenkirchen und "Die SPD wird von uns in diesem Stadtparlament nur noch geduldet" können als populistische Produkte historischer Belletristik charakterisiert werden. Ein triftiger Grund (außer dem, Seiten zu füllen) den zuletzt genannten Beitrag, der bereits 1988 in einem Lesebuch zur Geschichte der Sozialdemokratie in Gelsenkirchen* erschien, in die Schriftenreihe aufzunehmen, konnte vom Rezensenten nicht ausgemacht werden. Wir beschränken uns im nachfolgenden auf eine Skizze

der restlichen Beiträge, die nicht primär auf das Unterhaltungsbedürfnis des Lesers ausgerichtet sind.
Die Studie von Jürgen Pastowski ist die Zusammenfassung einer 1989 an der Ruhr-Universität Bochum erstellten Magisterarbeit. Es werden die Wahlen im *"Gebiet der heutigen Stadt Gelsenkirchen"* von 1924-1930 behandelt. Der Beitrag beschränkt sich in seinem Hauptteil auf eine Zusammenstellung der einzelnen Wahlergebnisse. Im Schlußabschnitt versucht der Autor die Wahlentwicklung in Gelsenkirchen analytisch aufzubereiten.
Nicht geringe Irritation löste beim Rezensenten allerdings bereits die Titelgebung aus. Diese wird noch durch die von Pastowski gegebenen Erläuterungen verstärkt. *"Die bis 1928 selbständigen Gelsenkirchen, Buer und Horst"* (S. 233, Anm. 2) werden in der Studie *"als Stadtteile"* des *"heutigen"* Gelsenkirchen bezeichnet, was sowohl eine merkwürdige grammatikalische Konstruktion als auch bezogen auf den angegebenen Untersuchungszeitraum einigermaßen unsinnig ist. Die Stadt Gelsenkirchen in ihrer heutigen Gestalt besteht aufgrund von Eingemeindungen seit 1928 und die *"selbständigen Gelsenkirchen, Buer und Horst"* sind die Städte Gelsenkirchen und Buer bzw. das Amt Horst. Die vom Autor gegebene Wahlanalyse bewegt sich bedauerlicherweise auf der Ebene von nichtssagenden Trivialitäten, die mit unbeholfenen Formulierungen kombiniert sind. Eine auch nur halbwegs befriedigende Antwort nach den Besonderheiten der Wahlentwicklung in Gelsenkirchen wird der Leser vergebens erwarten. Einschätzungen wie *"insgesamt paßte sich die Wahlentwicklung in Gelsenkirchen der des Reiches an"* (S. 68) sind besonders erhellend angesichts der Tatsache, daß in Gelsenkirchen die KPD bei der Reichstagswahl 1930 rund doppelt so viele Stimmen auf sich vereinen konnte wie die SPD (auf Reichsebene war das Ergebnis genau umgekehrt). Die relative Schwäche der SPD und damit die relative Stärke von Zentrum und KPD in Gelsenkirchen wird vom Autor mit der These erklärt, daß Zentrum und KPD *"Milieuparteien"* gewesen seien (S. 67). Kurioserweise wird von Pastowski einige Sätze weiter auch die SPD zu den Milieuparteien gerechnet (S. 67). Dieses Erklärungsmodell ist für den Rezensenten leider nicht sehr überzeugend. Überraschenderweise findet sich die Fortsetzung der von Pastowski nur bis zum Jahre 1930 gegebenen Darlegung der Wahlentwicklung in Gelsenkirchen im Beitrag von Stefan Goch, der das politische Klima in den bürgerlich-nationalen Kreisen Gelsenkirchens am Ende der Weimarer Republik untersucht.
Stefan Goch, Verfasser einer voluminösen Studie über die sozialdemokratische Arbeiterkultur in Gelsenkirchen**, versucht in seinem anspruchvollen Aufsatz *"Antworten auf die Fragen nach den tieferen Ursachen des Aufstiegs der Nationalsozialisten ab 1930"* (S. 148) im Medium der Lokalgeschichte zu erlangen. Goch führt den Nachweis, daß eine dynamische Affinität zwischen der *"antidemokratischen Vorstellungswelt"* des bürgerlich-nationalen Lagers und dem Nationalsozialismus bestanden hat. Durch die zunehmende Rechtsentwicklung der bürgerlichen Parteien wurde das politische Klima in der Weimarer Republik zunehmend *"'sturmreif' agitiert"* (S. 213), bis schließlich unter dem Eindruck der sozialen Folgen der Weltwirtschaftskrise die Nationalsozialisten sich als unverbrauchte Kraft die Führungsrolle im rechten Lager sichern konnten. Es habe sich Goch zufolge erwiesen, *"daß breite Kreise der Bevölkerung, darunter der größere Teil der Führungsschichten, aufgrund ihrer eigenen Weltanschauungen den Nationalsozialismus vorbereiteten und ihm dann auch willig folgten"* (S. 216).

Den zentralen Beitrag des Bandes bildet der Aufsatz von H.-J. Priamus "Die Reihen noch nicht fest geschlossen". Der Autor behandelt die Geschichte der NSDAP in Gelsenkirchen und Buer von den Anfängen bis zur Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933. Kursorisch wird von Priamus auch auf die Geschichte der SA in Gelsenkirchen und Buer eingegangen. Ein kurzer Abschnitt informiert ferner über Beitrittsmotive und soziale Komponenten der Mitgliedschaft in der NSDAP.
Die Arbeit von Priamus stellt eine wichtige Ergänzung zur bereits 1974 erschienenen Pionierarbeit von Wilfried Böhnke über die Geschichte der NSDAP im Ruhrgebiet*** dar. Aufgrund umfangreichen Quellenmaterials kann Priamus recht detailliert die Entwicklung der NSDAP von einer unbedeutenden deutschvölkischen Sekte bis zur stärksten Partei in Gelsenkirchen rekonstruieren. Anerkennswert ist in diesem Zusammenhang, daß der Autor offenbar keine Mühen gescheut hat, umfangreiches Material zu Lebensläufen führender Gelsenkirchener und Bueraner Nationalsozialisten zusammenzutragen.
Kritisch anzumerken ist, daß die Ausführungen von Priamus zur Analyse der sozialen Zusammensetzung der NSDAP-Mitgliedschaft etwas unbefriedigend ausfallen. Trotz aller Vorbehalte, die sich auf eine ungenügende Quellenbasis gründen, wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Autor etwas genauer zur These von Böhnke Stellung bezogen hätte, daß die frühe Ruhrgebiets-NSDAP überwiegend eine kleinbürgerlich-mittelständische Partei gewesen sei.
Eingedenk der jahrzehntelangen Vernachlässigung historischer Kulturarbeit durch die Stadt Gelsenkirchen hat das ISG mit vorliegendem Sammelband einen vielversprechenden Anfang gemacht. Es hat unter Beweis gestellt, daß trotz widriger Startbedingungen es auch in Gelsenkirchen möglich ist, wissenschaftlich Lokalgeschichte aufzubereiten. Die oben gemachten kritischen Einwände mögen als konstruktive moralische Unterstützung auf einem schwierigen Weg aufgefaßt werden.

*) Sozial und demokratisch. Ein Lesebuch zur Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung in Gelsenkirchen, hsrg. v. H.-J. Priamus u. a. Bd. 1: 1869-1949. Gelsenkirchen 1988
**) Stefan Goch, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet. Eine Untersuchung am Beispiel Gelsenkirchen 1848-1975. Düsseldorf 1990
***) Wilfried Böhnke, Die NSDAP im Ruhrgebiet 1920-1933. Bad Godesberg 1974.

Frank Gentges

"Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden." Der aus der Genesis überlieferte Fluch erfuhr bereits in den Psalmen eine so starke Relativierung (*"Es ist umsonst, daß ihr früh aufsteht und euch spät erst niedersetzt, um das Brot der Mühsal zu essen"*), daß die vollständige Kehrtwendung im Neuen Testament schließlich nicht mehr überraschen kann: *"Seht euch die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen... Lernt von den Lilien, die auf dem Feld wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht."* Arbeit galt nicht von ungefähr lange Zeit als unschicklich und wer doch welche zu verrichten hatte, wußte dies geschickt zu verbergen. Der antike Philosoph fand seine Lebenserfüllung in der Muße, in der Pflege der *theoria*; eine Bescheidenheit, die angesichts der heutzutage im wahrsten Sinne des Wortes geschäftsmäßig betriebenen und sich überstürzenden Paradigmenwechsel aller Sorten

von Theorien kurzer, mittelfristiger oder langfristiger Reichweite als pure Blasphemie erscheinen mag. Als zum Ausgang des Mittelalters jenes fatale Sprichwort geprägt wurde, demzufolge Müßiggang *"aller Laster Anfang"* sei, markierte dies den Beginn einer sich neu konstituierenden Arbeitsmoral, die in der viel beschworenen protestantischen Ethik ihre prägnanteste Ausformulierung erfuhr. Schließlich fand die neue Moral auch Eingang in die Forderungen der sich organisierenden Arbeiterbewegung; das *"Recht auf Arbeit"* wurde proklamiert und im Jahre 1903 dekretierte Friedrich Stampfer in beispielhafter sozialdemokratischer Dialektik: *"Ein künftiges Geschlecht wird in der Arbeit genießen und im Genusse arbeiten"*. Nicht minder euphorisch blickte einige Jahre zuvor der feingeistige Utopist William Morris in die kommunistische Zukunft: *"Die Arbeit ist ein Vergnügen, welches wir zu verlieren fürchten, und nicht eine Plage."*
Das durch alle politischen Lager gehende Loblied auf die Arbeit - wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß die Vorstellungen vom Inhalt und von der Organisation der Arbeit durchaus unterschiedlich und im einzelnen auch widersprüchlich sein konnten - ist jedoch immer wieder auf vehementen Widerspruch gestoßen. Als Paul Lafargue 1880 seine Schrift "Das Recht auf Faulheit" veröffentlichte, fühlte sich Eduard Bernstein bemüßigt, die von ihm im "Sozialdemokrat" publizierte Übersetzung nicht nur zu bearbeiten und zu entschärfen, sondern auch vorsorglich darauf hinzuweisen, der Text könne mißverstanden werden. Darüber, wie das *"Recht auf Arbeit"* einerseits, das *"Recht auf Faulheit"* andererseits zu verstehen oder auch mißzuverstehen sind, informiert ausgiebig der von **Wolfgang Asholt** und **Walter Fähnders** herausgegebene Band **Arbeit und Müßiggang 1789 - 1914. Dokumente und Analysen** (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1991, 316 S.). In insgesamt zwölf Kapiteln werden unterschiedlichste und widersprüchlichste Umgangsformen mit dem Problem der Arbeit analysiert und anhand von entsprechenden Texten bzw. Textauszügen dokumentiert. Vom bürgerlichen Lob der Arbeit, frühsozialistischen Arbeitskonzeptionen, marxistischem Arbeitsbegriff, anarchosyndikalistischen Strategien der Arbeitsverweigerung, Debatten über Frauenarbeit, utopischen Arbeitsentwürfen, der von Lenin heiß und innig gehaßten Oblomowerei bis zum in avantgardistischen Künstlerkreisen gepflegten Müßiggang reichen die von - neben den beiden Herausgebern - Michel Delon, Helga Grubitzsch, Gerhard Bauer, Ursula Schmiederer, Gabriele Stumpp, Franz Mierau, Heiner M. Becker, Christiane Krause und H.-Gustav Klaus vorgestellten und dokumentierten Themen. Es handelt sich bei dem angespochenen Themenkreis - Arbeit, Muße, Müßiggang, Faulheit - um Probleme, die, so stellen die Herausgeber zurecht fest, *"bis heute an Aktualität und Brisanz nichts verloren haben"*. Auch auf die Gefahr eines Mißverständnisses hin sei deshalb zum Abschluß Paul Lafargue zitiert: *"An den großen Volksfesten, bei denen... die Kommunisten und Kollektivisten die Fläschchen kreisen, die Schinken herumreichen und die Becher hochleben lassen, werden die Mitglieder der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, die in Frack und Talar einherwandelnden Pfaffen der ökonomischen, katholischen, protestantischen, jüdischen, positivistischen und freidenkerischen Kirche, die Propagandisten des Malthusianismus, der christlichen, altruistischen, unabhängigen oder unterwürfigen Moral, in gelben Kostümen die Kerzen halten, bis sie sich die Finger verbrennen; bei mit Fleisch, Früchten und Blumen beladenen Tafeln und munteren Frauen werden sie hungern, bei gefüllten Fässern dürsten."*

Die Erkenntnis, daß Geschichte der Arbeiterbewegung mehr und zu nicht unerheblichen Teilen auch anderes meint als Organisations- und Ideologiegeschichte, ist längst zu einem Gemeinplatz geworden. Unter dem Oberbegriff "Arbeiterkultur" hat sich seit geraumer Zeit ein neues Forschungsfeld etabliert, das die reale Existenz der Arbeiter und derjenigen, die sich im Umfeld der Arbeiterbewegung engagiert haben, zwischen Berufsleben, Familie und Freizeit auszuloten versucht. Jenseits der unterschiedlichen organisatorischen Strömungen - sozialdemokratisch, kommunistisch, anarchistisch/anarchosyndikalistisch, katholisch - die in sich wieder vielfältig gespalten und ausdifferenziert sind, geraten die jeweils spezifischen Milieus und Mentalitäten ins Blickfeld der Forschung. Es ist gerade die Tatsache, daß das große Ziel der Arbeiterbewegung, die in der Tradition der bürgerlichen Aufklärung stehende und deren Begrenztheit aufhebende Absicht, zugleich mit dem Arbeiter die gesamte Menschheit aus ihrer selbst verschuldeten Knechtschaft zu befreien, bis heute nicht nur nicht verwirklicht, sondern gerade im Kontext der Arbeiterbewegung immer wieder aufs erschreckendste pervertiert worden ist - das reicht von der alle hehren Absichten ad absurdum führenden Haltung der Sozialdemokratie zum Ersten Weltkrieg über die mörderischen Machtstrategien des Stalinismus bis hin zu heutigen sogenannten sozialistischen Entwicklungsdiktaturen in der Dritten Welt -, die die Frage nach den Ursachen dieses geradezu auf Permanenz gestellten Scheiterns mehr als aktuell werden läßt. Diese Frage kann nicht dadurch beantwortet werden, daß die 'großen Erzählungen', die ideologischen, allzuoft in theologische Argumentationsmuster ableitenden Bekenntnisse ins Unendliche perpetuiert werden; Glaubensbekenntnisse und Absichtserklärungen setzen sich mittlerweile eher dem Verdacht aus, auf Verschleierung statt auf Erkenntnis aus zu sein. Man muß sich, will man den Ursachen des Scheiterns der 'großen Erzählungen' auf die Spur kommen, notgedrungen auf jenes Terrain begeben, auf dem diese Erzählungen Wurzeln schlagen sollten; schon allein die Absicht, dieses Terrain zu sondieren, macht deutlich, daß hier eine über bisherige erste Ansätze hinausreichende Grundlagenforschung noch zu leisten ist. In diesem Sinne kann man der Feststellung Peter Lösches, derzufolge *"die Beschäftigung mit der Geschichte der Arbeiterbewegung... in den nächsten Jahren größere Aktualität gewinnen und vor einer neuen Blüte stehen"* dürfte und *"dabei aktuell werden (könnte) wie vielleicht selten zuvor"* durchaus zustimmen. Lösche hat diese Aussage im Kontext eines dieses hier angesprochenen Terrain partiell ausleuchtenden und unter seiner Leitung durchgeführten Forschungsprojekts getroffen, in dem *"Arbeiterorganisationen des sozialdemokratischen und katholischen Lagers in der Weimarer Republik rekonstruiert und dargestellt sowie unter bestimmten organisationssystematischen Fragestellungen interpretiert und miteinander verglichen"* werden. Die wesentlichen Ergebnisse des das sozialdemokratische Lager betreffenden Teils des Forschungsprojekts werden in insgesamt vier Bänden veröffentlicht; daß dabei von den mehr als hundert Freizeit- und Kulturorganisationen, die das sozialdemokratische Lager in der Weimarer Zeit umfaßte, nur eine repräsentative Auswahl erfaßt werden kann, versteht sich von selbst. Beabsichtigt ist schließlich, nach der Veröffentlichung der analogen Studien zu den katholischen Vereinen, die Organisationen beider Milieus in einer systematisch angelegten Organisationsmonographie miteinander zu vergleichen. Die, neben der Berücksichtigung sozial- und mentalitätsgeschichtlicher Aspekte, *"entscheidende Fragestellung"*, so Lösche in der Einleitung zu dem jetzt vorliegenden ersten Band des Forschungsprojekts, *"ist die nach der*

Organisation, nach dem formalen Aufbau und nach der in ihr enthaltenen politischen und sozialen Realität". Dementsprechend sind die einzelnen Beiträge der gewissermaßen als Handbuch zu benutzenden Bände wie folgt strukturiert: 1. Überblick, 2. Selbstverständnis und Programmatik, 3. Praxis, 4. Organisation, 5. Mitgliederstruktur, 6. Finanzen, 7. Kooperation und Spaltung (einschließlich internationaler Zusammenarbeit), 8. Medien, 9. Gesamtinterpretation.
Im ersten der vier geplanten Bände hat **Franz Walter** unter dem Titel **Sozialistische Akademiker- und Intellektuellenorganisationen in der Weimarer Republik. Solidargemeinschaft und Milieu: Sozialistische Kultur- und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik, Band 1.** Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben und eingeleitet von Peter Lösche (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz, 1990, 212 S.) drei Beiträge zusammengefaßt, die sich mit der sozialistischen Studentenschaft, dem Verband sozialdemokratischer Akademiker und dem Verein sozialistischer Ärzte befassen. Ohne auf die teilweise komplexe organisatorische und inhaltliche Entwicklung der drei Organisationen im einzelnen einzugehen, lassen sich doch gewisse Gemeinsamkeiten feststellen. Sozialistische Intellektuellenorganisationen befanden sich durchweg in einer doppelten Frontstellung, gleich ob es sich um die sozialistischen Studenten handelte, denen vielleicht noch am ehesten - nach der bildungsbürgerlichen Revolutionsschwärmerei der Frühzeit - die Einbindung in das Organisationsgefüge der sozialdemokratischen Solidargemeinschaft gelang, über deren ideologischen und mentalen Tellerrand sie allerdings nicht mehr hinauszublicken in der Lage waren, oder um die sozialdemokratischen Akademiker, die sich in der Manier eines akademischen Altherrenverbandes um ihren ethischen, im Arbeitermilieu kaum auf Gegenliebe stoßenden Sozialismus bemühten oder schließlich um den Verein sozialistischer Ärzte, der - ungewöhnlich genug - sozialdemokratische Revisionisten, linkssozialistische Individualisten und rechtskommunistischen Realpolitiker in sich vereinigte: Es handelte sich in allen drei Fällen um Minderheitenorganisationen, die sich zum einen von ihrem angestammten bürgerlichen Milieu zumindest partiell gelöst und damit auch isoliert hatten und zum anderen in der sozialdemokratischen Organisationsrealität keine rechte Heimstatt finden konnten, sich zumindest immer wieder in erheblichem Maß mit der tradierten Intellektuellenfeindschaft der deutschen Sozialdemokratie konfrontiert sahen.

Nach ersten Organisationsversuchen während den Revolutionsjahren 1848/49, die im September 1848 zur kurzfristigen Gründung einer Assoziation der Zigarrenarbeiter Deutschlands geführt hatten, tauchten - nach der Repressionsphase der fünfziger Jahre - seit Ende dieses Jahrzehnts wieder verstärkt Forderungen nach der Neugründung einer Zigarrenarbeitergewerkschaft auf. Es sollte allerdings noch bis zum Dezember des Jahres 1865 dauern, ehe auf dem Gründungskongreß vom 24. bis 27. des Monats in Leipzig die erste zentrale deutsche Gewerkschaftsorganisation, der Allgemeine Deutsche Cigarrenarbeiterverein ins Leben gerufen wurde. Sitz des Vereins war Frankfurt am Main, zum Präsidenten wurde Friedrich Wilhelm Fritzsche gewählt und als Organ des Vereins erschien ab 1866 unter dem von Ferdinand Lassalle entliehenen Motto *"Die Arbeiter sind der Fels, auf den die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll"* wöchentlich **"Der Botschafter. Organ der deutschen Cigarrenarbeiter"**, der nicht nur zu den ersten deutschen Gewerkschaftszeitungen, sondern heute auch zu den seltensten Zeitungen dieser Frühzeit der deutschen Arbeiter-

bewegung gehört. Von **Willy Buschak** herausgegeben und eingeleitet mit einem biographischen Beitrag zu Friedrich Wilhelm Fritzsche (1825 - 1905), eine der zentralen Personen nicht nur des Cigarrenarbeitervereins, sondern auch des ADAV und - ehe er Mitte 1881 in die USA emigrierte - der 1875 in Gotha vereinigten Sozialdemokratie, liegt jetzt ein durch ein Ortsregister erschlossener Nachdruck aller noch aufzufindenden Exemplare des "Botschafter" der Jahrgänge 1867 bis 1871 vor (Hamburg: Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten, 1990, XV, 696 S.). Mit dem aus Anlaß des 125. Geburtstages der Gewerkschaft erschienenen Nachdruck steht eine wichtige Quellenedition zur Verfügung, die nicht nur über Aktivitäten und Vereinsleben des Cigarrenarbeitervereins informiert, der in den sechziger Jahren zeitweise an die 10.000 Mitglieder organisiert hatte, sondern auch vielfältige Einblicke in die damals aktuellen Diskussionen und Organisationsversuche anderer Branchen vermittelt.

"In dieser kurzen Studie wird versucht, Entstehung, Entwicklung und Charakter des Sozialstaats als eines zentralen und besonders kennzeichnenden Elements moderner Industriegesellschaften durch Vergleiche verschiedener Länder herauszuarbeiten." Mit diesen Worten umschreibt **Gerhard A. Ritter** in aller Kürze die Intentionen seiner aus dem Eröffnungsvortrag zum 16. Internationalen Kongreß der Geschichtswissenschaft in Stuttgart am 25. August 1985 hervorgegangenen Studie **Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich** (München: R. Oldenbourg Verlag, 1989, Historische Zeitschrift. Beihefte, Neue Folge, Band 11, 233 S.). Nach einem einleitenden Kapitel, in dem sich Ritter vornehmlich mit Begriffs(er)klärungen (Sozialstaat, Wohlfahrtsstaat, welfare state, social security, Sozialreform u.ä.) und ihren aufgrund je spezifischer Herkunft unterschiedlichen Interpretationsmöglichkeiten beschäftigt, folgt in den beiden nächsten Kapiteln ein eher kursorischer Überblick über die Entwicklung von der mittelalterlichen Armenhilfe bis zur Entstehung neuer Formen kollektiver Selbsthilfe beim Übergang zur Industriegesellschaft. In den drei Hauptkapiteln geraten die Reform des traditionellen Systems sozialer Sicherheit vor dem Ersten Weltkrieg, Ausbau und Krise des Sozialstaats in der Zwischenkriegszeit sowie Entwicklungstendenzen und Probleme des Sozialstaats seit dem Zweiten Weltkrieg ins Blickfeld. Im Mittelpunkt der Darstellung steht immer wieder die Entwicklung in Deutschland, daneben werden insbesondere analoge Entwicklungen in Großbritannien, in Skandinavien (Schweden), aber auch, in unterschiedlichem Maße, Entwicklungen in den USA, in der Sowjetunion sowie in Japan verfolgt. Sozialstaat, so muß man aus heutiger Sicht wohl sagen, ist ein gegenüber revolutionären, systemtranszendierenden Absichten erfolgreicheres, in sich komplexes und durchaus auch widersprüchliches Konzept, die *"im Gefolge von Industrialisierung und Urbanisierung immer komplizierter gewordenen... politischen, sozialen und wirtschaftlichen Systeme durch einen Prozeß ständiger Anpassung gleichzeitig zu stabilisieren und evolutionär zu verändern"*. Dieser in sich unabgeschlossene Prozeß trägt durchaus - wie sich nicht nur am Beispiel des Nationalsozialismus leicht aufzeigen läßt - Gefahren in sich: Der Sozialstaat *"kann ebenso zur verschärften sozialen Kontrolle über den einzelnen oder als Mittel zur Steuerung der Gesellschaft von oben mißbraucht wie auch als Instrument zunehmender Selbstbestimmung in der Gesellschaft unter Verringerung der sozialen Abhängigkeit und Zunahme realer Freiheit durch die Freiheit von Not benutzt werden. In der*

Dualität von Fürsorge und Partizipation, in der Ambivalenz seiner Funktionen und Wirkungen liegen zugleich Gefährdungen und Chancen des Sozialstaats."

Alles oder Nichts: Diese Alternative drückt in etwa die Komplexität aus, mit der die KPD während ihrer Weimarer Jahre jene vielfältigen sozialen, ökonomischen und politischen Alltagsprobleme anging, die in ihrer Sichtweise grundsätzlich dem Verdikt des Reformismus verfielen und in ihrer auf die eine und endgültige Revolution zielenden Politik nur insofern eine Funktion hatten, als sie zum Zwecke der Agitation und Bewußtseinsbildung aufgegriffen wurden. Sozialpolitik und Versuche einer auch gesetzlich abgesicherten Etablierung eines Sozialstaats wurden in dieser Sichtweise zu Betrugs- und Täuschungsmanövern der Bourgeoisie und mußten entsprechend denunziert werden. Man kann also durchaus jenem Resumee zustimmen, das **Clemens Klockner** in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Reprint der seinerzeit von der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen (ARSO) herausgegebenen Zeitschrift **Proletarische Sozialpolitik** (Darmstadt: Verlag für wissenschaftliche Publikationen, 1987, Jahrgang 1 (1928) - Jahrgang 6 (1933), 5 Bände) wie folgt formuliert hat: *"Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die KPD die Rezeption sozialpolitischer Fragen zunächst aus prinzipiellen Gründen abgelehnt und sie später auf der Grundlage lediglich taktischer Überlegungen in ihre politische Arbeit einbezogen hat. Ausdruck dieser halbherzigen Rezeption ist denn auch die Tatsache, daß weder von der KPD noch von der ARSO ein stringentes sozialpolitisches Programm entwickelt und inhaltlich und organisatorisch umgesetzt wurde."* Die ARSO war als Resultat eines zumindest partiellen Stimmungswechsels innerhalb der KPD und parteinaher Gruppierungen am 26. Oktober 1927 in Berlin gegründet worden. Mit dem Ende der revolutionären Nachkriegsepoche und der sich abzeichnenden ökonomischen und politischen Stabilisierung hatte sich auch in diesen Kreisen die Erkenntnis durchgesetzt, daß man sozialpolitische Probleme nicht weiterhin übersehen und beiseite liegen lassen konnte. Es war die Internationale Arbeiterhilfe (IAH), die Mitte der zwanziger Jahre zum erstenmal die Absicht formulierte, die bis dahin unkoordinierte und marginale sozialpolitische Arbeit kommunistischer Reichstags- und Landtagsfraktionen sowie verschiedener auf diesem Gebiete tätiger Organisationen zusammenzufassen. Nachdem diese Thematik auf dem 11. Parteitag der KPD im März 1927 und auf dem 2. Reichskongreß der IAH noch einmal aufgegriffen worden war, trafen auf dem schon erwähnten Gründungskongreß der ARSO Vertreter der KPD, der kommunistischen Reichstagsfraktion, der IAH, des Internationalen Bundes der Opfer des Krieges und der Arbeit (IB), der Fraktion der Kommunisten in den Krankenkassen und der kommunistischen Stadtverordnetenfraktion Berlins zusammen, um die notwendigen Schritte zum Zusammenschluß der in Frage kommenden sozialpolitischen Organisationen zu unternehmen. Die ARSO, zu deren Vorsitzenden der später von den Nationalsozialisten ermordete KPD-Reichstagsabgeordnete Siegfried Rädel gewählt wurde, verstand sich als eine nicht auf Einzelmitgliedschaft aufbauende Dachorganisation, der zuerst sechs, später insgesamt vierzehn Einzelorganisationen angeschlossen waren, denen wiederum spezifische Tätigkeitsfelder zugeordnet waren. In ihrer inhaltlichen Tätigkeit zielten sie darauf ab, so Klockner, *"einheitliche sozialpolitische Aktionen durchzuführen, den Kampf gegen die bürgerlichen und sozialdemokratischen Organisationen der 'Privaten Wohlfahrtspflege' und dem mit diesen verwachsenen staatlichen Wohl-*

fahrtsapparat zu organisieren. Ihr oblag es, Material für die sozialpolitische Arbeit, die Schulung der proletarischen Kräfte zur Übernahme von Funktionen im Apparat der Sozialversicherung und -versorgung sowie zur Durchführung von Beratung und Vertretung herauszugeben." Eine wichtige Funktion bei dieser Aufgabe erfüllte die vom Reichsausschuß der ARSO herausgegebene und von Martha Arendsee redaktionell geleitete Monatszeitschrift "Proletarische Sozialpolitik", deren erste Ausgabe im Mai 1928 erschien und die mit einem Doppelheft vom Januar/Februar 1933 eingestellt werden mußte. Gerade auch auf dem Hintergrund der Tatsache, daß die Sozialpolitik seitens der KPD weiterhin als Stiefkind behandelt wurde und es auch, wie Siegfried Rädel in Heft 2/1932 der "Proletarischen Sozialpolitik" feststellte, *"um den organisatorischen Aufbau der Arso...in den meisten Bezirken außerordentlich schlecht"* stand, gewann die Herausgabe der "Proletarischen Sozialpolitik" ihre spezifische Bedeutung. Sie wurde für alle diejenigen, die im Bereich proletarischer Sozialarbeit tätig waren, zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel, in dem zahlreiche qualifizierte Fachleute auf durchweg anspruchsvollem Niveau zu allen möglichen sozialpolitisch relevanten Themen - angefangen von Gesundheitspolitik über Bevölkerungspolitik, Jugendpolitik, Arbeitslosenfragen, Frauenfragen, Arbeitsschutz und -recht, Fürsorgewesen, Versicherungsfragen, Kriegsopferfragen bis zu Mieter- und Wohnungsfragen - Stellung nahmen. Auch heute noch lassen sich viele der in den Heften der "Proletarischen Sozialpolitik" formulierten Einwände gegen sozialpolitische Mißstände und unzureichende Änderungsversuche sowie die Versuche positiver Gegenentwürfe mit Gewinn lesen und nicht zuletzt wird man feststellen müssen, daß nicht wenige der damals thematisierten Probleme nichts oder kaum etwas von ihrer Brisanz verloren haben.

Während Plakate in der Gebrauchskunst, insbesondere in der Werbung, allerorten akzeptiert sind, spielten und spielen sie im Bereich politischer Agitation und Propaganda in den meisten Gesellschaften eine eher beiläufige Rolle. Ausnahmen und damit die Basis für eine Beschäftigung mit der Geschichte des politischen Plakats sind, so **Frank Kämpfer** in seiner Arbeit **"Der Rote Keil". Das politische Plakat. Theorie und Geschichte** (Berlin: Gebr. Mann Verlag, 1985, 325 S.), die Sowjetunion und Deutschland. Der Ursprung des Begriffs Plakat ist wohl im 16. Jahrhundert zu suchen, als die niederländischen Aufständischen gegen die spanischen Besatzer ihre an öffentlichen Orten geklebten Pamphlete "Plakatten" nannten. Erneute Aktualität gewann diese Form der öffentlichen Meinungsäußerung während der französischen Revolution und knapp hundert Jahre später wies Kropotkin darauf hin, daß es *"hauptsächlich das Plakat (ist), welches die Agitatoren verwenden. Das Plakat macht mehr von sich reden, es macht mehr Propaganda als Pamphlete oder eine Broschüre"*. Einen ersten Boom erlebte das politische Plakat im Kontext des Ersten Weltkrieges und der damit verbundenen Revolutionsereignisse. Kämpfer, der sich fast ausschließlich auf Materialien aus diesen Jahren beschränkt, hat seine Arbeit in zwei große Kapitel unterteilt. Im ersten Kapitel befaßt er sich mit dem politischen Plakat als historischer Quelle und geht dabei auf bisherige publizistische Forschungen zum politischen Plakat, auf den Quellenwert für Historiker, auf methodische Ansätze zur Erklärung von Bild-Text-Plakaten, auf Plakattypen, auf die spezifische politische Sprache von Plakaten sowie auf Bildaussagen ein. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist die Feststellung, daß bürgerliche Parteien und bürgerliche Politik sich

beim Einsatz von Bildmaterial eher zurückhaltend verhielten; eine Tatsache, die darauf verweist, daß zu dieser Zeit die Schrift - vorwiegend im bürgerlich-protestantischen Milieu - noch das dominante Kommunikationsmedium war. Im zweiten Kapitel widmet sich Kämpfer der Plakatpropaganda am Beispiel der frühen Sowjetunion, also jener revolutionären Plakatpropaganda, die in der späteren Rezeption fast schon mythische Dimensionen gewonnen hat. Im ersten Teil dieses Kapitels verfolgt Kämpfer die Entwicklung des sowjetischen Plakats vom Revolutionsjahr 1917 bis zur Einführung der Neuen Ökonomischen Politik im Jahre 1921, im zweiten Teil geht er auf einige spezifische Themen revolutionärer Plakatpropaganda ein (Der Führer/Der Feind/Das neue Bild der Frau/ Heroismus der Arbeit) und im abschließenden dritten Teil thematisiert er in aller Kürze die Didaktik des politischen Plakats. *"Die schöpferische Phase des sowjetischen politischen Plakats"*, so Kämpfer, *"fiel in die Jahre des Bürgerkrieges zwischen Bolschewisten und Antibolschewisten."* In der kurzen Zeit zwischen 1918 und 1921 sind in der Sowjetunion von insgesamt mehr als 450 zivilen und militärischen Organisationen Plakate herausgegeben worden; ein 1960 in der Sowjetunion erschienener unvollständiger Katalog (er enthält z.B. keine Plakate, auf denen Trotzki Erwähnung findet) zählt 3.700 Nummern. Die Aufgabe des politischen Plakats besteht darin, so hieß es in einem zeitgenössischen Text, *"die Ideen des Kommunismus in künstlerischer Form darzustellen"*. Wie und auf welche Art diese Bestimmung des politischen Plakats - angesiedelt zwischen Massenführungsmittel und edukativem Medium - in der damaligen Praxis umgesetzt wurde, läßt sich anhand von Kämpfers überaus reich illustrierter Arbeit recht detailliert nachvollziehen.

Wohl kaum eine Persönlichkeit aus dem Kontext der europäischen Arbeiterbewegung ist solch unterschiedlichen, sich gegenseitig ausschließenden Vereinnahmungsstrategien ausgesetzt gewesen wie Rosa Luxemburg. Zu verschiedenen Zeiten haben Vertreter der unterschiedlichsten politischen Tendenzen und Strömungen Hand an sie und ihr Werk gelegt oder aber - jeweiliger politischer Opportunität folgend - sie verleugnet. Solcherlei Aneigungsstrategien sind nicht nur immer auch notwendigerweise mit Ausgrenzungen - sei es von Teilen ihres Werkes oder auch ihres Privatlebens - verbunden, sondern lassen auch den Verdacht aufkommen, daß Rosa Luxemburgs in ihrem Leben und Werk zum Ausdruck kommende Haltung, keiner Auseinandersetzung aus dem Wege zu gehen, nicht den Gesetzen der gemeinhin auch in linken Kreisen gepflegten politischen Opportunität entsprach. Zwei Männer - ihr Vater und ihr langjähriger politischer Kontrahent Lenin - haben ihre Existenz und ihr Werk im Bild eines Adlers festgehalten, dem die Geschehnisse und Ereignisse zwar alle ins Blickfeld geraten, der zugleich aber doch dazu neige, das eine oder andere Detail zu übersehen und somit auch zu entsprechenden falschen Einschätzungen zu gelangen; Lenin und die Bolschewiki wußten dieses falsche Lob in der ihnen eigenen Manier von Realpolitik mit der Empfehlung zu verbinden, Rosa Luxemburgs nachgelassenes Manuskript über die russische Revolution nicht nur nicht zu veröffentlichen, sondern zu verbrennen. Rosa Luxemburg repräsentiert jene sowohl von politischem Engagement wie auch von Selbstzweifeln geprägte Selbstbestimmung, die sich weder auf Ritualen gleich organisierten sozialdemokratischen Parteitagen noch in parteikommunistischen Zentralkomitees zuhause wußte; und sicherlich hat sie - aktuellen Mißverständnissen zum Trotz - nichts gemein mit einem Feminismus,

der nichts anderes repräsentiert als die Suche mittelständischer Frauen nach einer neuen, gesellschaftlichen Umbrüchen und ihren Folgen angepaßten soziopsychischen Identität; wenn sie sich ihrerzeit zu Frauenfragen äußerte, dann zumeist nur, um ihrer Freundin Clara Zetkin und deren *"Glucken"* einen beiläufigen Gefallen zu tun. Rosa Luxemburgs Werk kann auch heute noch Aktualität beanspruchen und möglicherweise wird sich angesichts des Desasters des sogenannten Realsozialismus erst in den nächsten Jahren und Jahrzehnten die Brisanz mancher ihrer Thesen herausstellen. Die Aktualität Rosa Luxemburgs sollte wohl auch im Mittelpunkt des im November 1988 vom DGB-Bildungswerk e.V. Bildungszentrum Hattingen unter dem Motto **"Rosa Luxemburg im Widerstreit"** veranstalteten Hattinger Forums stehen, dessen Vortrags- und Diskussionsprotokolle jetzt unter gleichem Titel in Buchform vorliegen (Marburg: Schüren Presseverlag, 1990, 150 S.). In vier Diskussionsrunden (Partei und Gewerkschaften im Kriege/Arbeiterbewegung, Räte und Parlamentarismus/Oktoberrevolution, Novemberrevolution und die deutsche Linke/Rosa Luxemburg - eine oppositionelle Intellektuelle in der deutschen Arbeiterbewegung) versuchten sich sozialdemokratische Historiker(innen) unter Beigabe von Johannes Agnoli und Annelies Laschitza an jenen Themen, die im Kontext des Ersten Weltkrieges die Diskussionen und Auseinandersetzungen in der deutschen Arbeiterbewegung bestimmten. Neue Erkenntnisse werden dabei nicht zutage gefördert und wenn am Schluß der Veranstaltung Peter Glotz zu einem längeren Vortrag ausholt, stellt sich die Frage, ob dies ein dezenter Hinweis darauf sein soll, daß er in der heutigen Sozialdemokratie die Rolle des oppositionellen Intellektuellen spielt. Dann allerdings wäre ihm zuzustimmen, wenn er fragt: *"Was hat das nun alles mit Rosa Luxemburg zu tun?"* Tatsächlich kann man sich angesichts der Lektüre der Protokolle manchmal nicht des Eindrucks erwehren, daß Aktualisierung und Verschweigen durchaus auch deckungsgleich sein können.

Die Frage nach der politischen Aktualität von Rosa Luxemburgs Werk spielt für **Elzbieta Ettinger** keine oder jedenfalls nur eine bestenfalls sekundäre Rolle, auch wenn sie keinen Zweifel daran läßt, daß Rosa Luxemburg, *"wie niemand vor ihr oder seither, nachgewiesen* (hat), *daß die Gleichsetzung des Marxismus mit dem Leninismus irreführend"* ist. Ihr geht es in ihrer Biographie **Rosa Luxemburg. Ein Leben** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 1990, 384 S.) vielmehr darum, darauf hinzuweisen, daß es neben der Revolutionärin *"noch eine andere Rosa Luxemburg (gibt), einen weithin unbekannten Menschen, dreifach stigmatisiert: als Frau, als Jüdin und als Krüppel."* Auf der Basis von bisher unveröffentlichten Dokumenten, darunter einer ganzen Reihe von im Anhang des Buches abgedruckten Briefen ihrer Familie, zielt Ettingers Biographie darauf ab, die persönliche Dimension eines politischen Lebens zum Vorschein zu bringen. Exemplarisch, wenn auch nicht unbedingt vorbildhaft, ist Rosa Luxemburgs Leben vielleicht insofern gewesen, als sich beide Dimensionen so sehr miteinander vermischen, daß es schwer fällt, sie voneinander zu unterscheiden. Dies hängt in erster Linie mit ihrer sich über nahezu drei Jahrzehnte erstreckenden Beziehung zu Leo Jogiches zusammen, mit dem sie nicht nur eine langjährige, immer wieder von Krisen geschüttelte und unterbrochene Liebe verband, sondern auch - insbesondere im Kontext der polnischen Arbeiterbewegung - eine intensive politische Zusammenarbeit. Rosa Luxemburg, so darf man nach der Lektüre dieser Biographie schlußfolgern, eignet sich nicht als Heroine der Arbeiterbewegung, ohne daß dies ihren politischen Analysen und Aktivitäten irgendeinen Abbruch tut. Sie lebte die

durchaus üblichen Widersprüche eines in vielerlei Hinsicht gerade nicht ungewöhnlichen Lebens; *"sie wollte"*, so Ettinger, *"die gesellschaftlichen Verhältnisse revolutionieren, aber ihre menschlichen Werte blieben traditionell, wie auch ihr Literatur-, Musik- und Kunstgeschmack zeigte. Ihr starker Intellekt konnte die Grenzen der eigenen Existenz nicht durchbrechen."*

Die sogenannte deutsche Revolution vom Herbst 1918 und Frühjahr 1919 ist - von einigen wenigen zum Scheitern verurteilten Versuchen absehen - keine an den Wurzeln ansetzende gesellschaftliche Umwälzung gewesen, sondern nichts anderes als eine mehr oder minder geschickt in Szene gesetzte Verwaltung des militärischen Zusammenbruchs und der damit einhergehenden politischen und ökonomischen Krisen. Was für die politischen und industriellen Zentren des damaligen deutschen Reiches Gültigkeit beanspruchen kann, trifft erst recht auf die Provinz zu. Als am Abend des 7. November 1918 eine etwa 200 Mann starke Abordnung von Kieler Matrosen in Köln eintraf, waren es Vertreter der USPD und insbesondere der MSPD, die sofort die Initiative ergriffen und am folgenden Morgen einen Arbeiterrat (später erweitert zu einem Arbeiter- und Soldatenrat) ins Leben riefen, dem es in den nächsten zwei Tagen ohne größere Probleme gelang, *"in Zusammenarbeit mit dem Oberbürgermeister* (Konrad Adenauer) *die Lage zu konsolidieren und das öffentliche Leben weitgehend in 'geordnete Bahnen' zurückzuführen"*. **Bernhard Neidiger** hat in seiner Arbeit **"Von Köln aus kann der Sozialismus nicht proklamiert werden!" Der Kölner Arbeiter- und Soldatenrat im November/Dezember 1918. Darstellung und Edition neu aufgefundener Quellen** (Köln: dme-Verlag, 1985, 202 S.) den Ablauf der Kölner Novemberrevolution auf der Basis neu aufgetauchter Quellen akribisch rekonstruiert und dokumentiert. In dem einführenden ersten Teil seiner Arbeit kommt Neidiger zu dem Ergebnis, daß der mehrheitssozialdemokratisch dominierte Arbeiter- und Soldatenrat, dem zu dieser Zeit nur einige wenige linksorientierte Personen gegenüberstanden, zu keinem Zeitpunkt auch nur einen einzigen Gedanken daran verschwendete, die alleinige Verantwortung für die Entwicklung in Köln zu übernehmen, sondern ganz im Gegenteil in seiner Arbeit darauf abzielte, die ihm *"angesichts der drohenden Unruhen vom Bürgertum, vom Oberbürgermeister und vom Militär zugeschobenenVerantwortung bald wieder mit den Behörden"* zu teilen. Wie in anderen Fällen kam auch hier die Erkenntnis dessen, was man im Jahre 1918 versäumt hatte und wohin diese Versäumnisse schließlich geführt hatten, um Jahre zu spät; 1946 bemerkte Wilhelm Sollmann, der die Kölner Sozialdemokratie in jenen Jahren maßgeblich geprägt hatte, daß es ihr seinerzeit *"an weiser politischer Taktik, kühner Strategie und dem politischen Machtwillen"* gefehlt habe. Einen Eindruck davon, auf welche Weise sich dieser Mangel an politisch eigenständigem Machtwillen artikulierte, kann man bei der Lektüre der im zweiten Teil der Arbeit abgedruckten Sitzungsprotokolle des Kölner Arbeiter- und Soldatenrates und seiner Organe gewinnen, die in einem kurzen dritten Teil durch biographische Notizen zu den nachweisbaren Mitgliedern und Beauftragten des Kölner Arbeiter- und Soldatenrates ergänzt werden. Es wird dabei mehr als deutlich, daß es sich bei dem Kölner Arbeiter- und Soldatenrat um eine durchweg defensiv operierende, in bürokratische Strukturen fest eingebundene Institution handelte, die von vorneherein auf jeglichen Aufbau eigener Machtpositionen verzichtete. Die während der ersten Pressekonferenz des Arbeiter- und Soldatenrates am 9. November 1918 von Sollmann gemachte

Bemerkung, derzufolge *"von Köln aus der Sozialismus nicht proklamiert werden (kann)"*, war insofern nicht so sehr das Resultat einer Analyse der seinerzeit aktuellen städtischen Machtkonstellation, sondern der deutliche Hinweis darauf, daß die Kölner Mehrheitssozialdemokratie nicht einmal mit dem Gedanken spielte, die städtischen und staatlichen Herrschaftsstrukturen auch nur ansatzweise umzuwälzen.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg vom Zaun gebrochen wurde, bedeutete dies auch den Zusammenbruch der Zweiten Internationale. Besonders die Zustimmung der deutschen Sozialdemokratie - der größten und als Vorbild geltenden Einzelpartei der Internationale - zu den Kriegskrediten und die sich daran anschließende und bis zum Kriegsende durchziehende Burgfriedenspolitik zeigten einmal mehr, daß die Ziele dieser Internationale auf ihren Kongressen zwar in wohlklingenden Reden und Resolutionen formuliert worden waren, sich aber dann, wenn es tatsächlich darauf ankam, nicht in konkrete Politik umsetzen ließen. Bereits die Entwicklungen während des Weltkrieges ließen deutlich werden, daß eine Wiederauferstehung der Internationale in der alten Form nicht möglich sein würde; Spaltungen und nicht mehr zu kittende Widersprüche innerhalb der einzelnen Mitgliedsorganisationen, die Auswirkungen der russischen Revolution sowie die gegen Ende des Krieges zunehmenden sozialen Auseinandersetzungen insbesondere in Deutschland und Österreich ließen auch eine Spaltung der Arbeiterbewegung auf internationaler Ebene unvermeidlich erscheinen. Noch während die Bemühungen um die Wiedererrichtung der alten Internationale ihren Lauf nahmen (s. hierzu die von Gerhard A. Ritter herausgegebene, eingeleitete und kommentierte zweibändige Quellenedition "Die II. Internationale 1918/19. Protokolle, Memoranden, Berichte und Korrespondenzen", Berlin/Bonn 1980), wurde im März 1919 in Moskau die als III. Internationale firmierende Kommunistische Internationale gegründet. Aber auch als auf dem Zehnten Internationalen Sozialistenkongreß vom 31. Juli bis 5. August 1920 in Genf der Zweiten Internationale neues Leben eingehaucht wurde, bedeutete dies noch nicht das Ende der Auseinandersetzungen. Auf einer Internationalen Sozialistischen Konferenz in Wien vom 22. bis 27. Februar 1921 gründeten eine Reihe von linkssozialistischen Organisationen, darunter die deutsche USPD, die englische Independent Labour Party, die französische S.F.I.O., die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs, die Sozialdemokratische Partei der Schweiz, der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund, die russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei (Menschewiki) und die russischen linken Sozialisten-Revolutionäre die Internationale Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Parteien (IASP auch bekannt als Wiener Bund bzw. als II 1/2. Internationale). Der Versuch, trotz aller Verschiedenheit noch einmal eine zumindest begrenzte Zusammenarbeit zu vereinbaren, der in einer Konferenz der drei Internationalen Exekutivkomitees in Berlin vom 2. bis 5. April 1922 gipfelte, war allerdings nicht von Erfolg gekrönt. Ein Jahr später jedoch hatten zumindest Zweite Internationale und IASP wieder zusammengefunden; nachdem die besonders von der IASP vorangetriebenen Versuche einer internationalen Zusammenarbeit endgültig als gescheitert betrachtet werden mußten und in Deutschland die nach der Vereinigung des linken Flügels der USPD mit der KPD verbliebene Rest-USPD - abgesehen von einer kleinen Minderheit um Georg Ledebour und Theodor Liebknecht - wieder zur SPD gefunden hatte, stand einer Vereinigung der beiden Organisationen nichts mehr im Wege. Nach einer formellen Auflösung konstituierten sie sich auf dem Internationalen Sozialisti-

schen Arbeiterkongreß in Hamburg vom 21. bis 25. Mai 1923 zur Sozialistischen Arbeiterinternationale (SAI). Unter dem Titel **Die Geschichte der Zweiten Internationale 1918 - 1923** (Frankfurt/New York: Campus Verlag, 1986, 215 S.) hat **Robert Sigel** die inhaltlichen Auseinandersetzungen, die zuerst zur Trennung und schließlich zur Wiedervereinigung von Rechts- und Linkssozialisten führten, minutiös und detailliert nachvollzogen. Die Darstellung, die einen umfangreichen Dokumentenanhang enthält, macht einmal mehr deutlich, daß auch die Auseinandersetzungen und Spaltungen auf internationaler Ebene nur im Kontext der jeweils spezifischen sozialen Auseinandersetzungen in den einzelnen Ländern nachzuvollziehen sind. Als die revolutionäre Nachkriegsepoche mit dem Jahr 1923 zu Ende ging, verpufften auch die Spannungen zwischen den ehemals drei Internationalen: Während die Kommunistische Internationale zu einem Herrschaftsinstrument sowjetischer Politik verkam, wurde aus der SAI eine zur politischen Wirkungslosigkeit verdammte, allenfalls repräsentative Funktionen ausübende Organisation in der Tradition der Zweiten Internationale der Vorkriegszeit.

Die Frage, ob und inwieweit es eine spezifische Organisationsform faschistischer Öffentlichkeit gegeben und inwiefern sie gegebenenfalls an entsprechende bürgerliche oder gar proletarische Formen angeknüpft bzw. solche übernommen habe, ist oft gestellt und wohl nie zur vollen Zufriedenheit beantwortet worden. **Thomas Balistier** nimmt in seiner Arbeit **Gewalt und Ordnung. Kalkül und Faszination der SA** (Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 1989, 209 S.) entsprechende Fragestellungen auf und versucht dabei, *"eine Spezifik nationalsozialistischer Demonstrationsformen"* aufzuspüren, *"die gerade deswegen spezifisch ist, weil sie nationalsozialistische Inhalte abbildet, transportiert und vermittelt"*. Er beschränkt sich dabei auf die nationalsozialistische Straßendemonstration der Jahre 1929 bis 1933, die er als *"eine scheinrevolutionäre Veranstaltung, die in die Reaktion führt"*, interpretiert. In insgesamt zehn reich bebilderten Kapiteln, die sich u.a. mit der optischen und akustischen Symbolsprache, mit Gewalt und Terror, mit der bewußten Besetzung von Raum und Zeit sowie mit dem Geschlechterdiskurs und dem politisch-ideologischen Diskurs befassen, läßt Balistier ein in mancherlei Hinsicht informatives und auch unscheinbare Aspekte hervorhebendes Bild dieser bewußten *"Ästhetisierung des Politischen"* entstehen. Die SA war von ihrer Zusammensetzung her weitgehend eine Organisation von Jugendlichen, sie war - insbesondere in Städten - vornehmlich eine proletarische Organisation und ihre Demonstrationen waren Veranstaltungen *"ausschließlich von Männern"*. In diesem Milieu produzierte und reproduzierte sich verdrängte Sexualität, die als Frauenangst und Frauenhaß zum Vorschein kam; die Inszenierung der *"Herrschaft des Mannes über das feindliche Weibliche in ihm selbst"* ging konform mit dem uneingestandenen Impuls, *"das Männliche lieben zu sollen ohne homosexuell sein zu dürfen"*. Balistiers abschließende Einschätzung, derzufolge die spezifische *"Kombination der Teile"*, der aus anderen kulturellen bzw. politischen Zusammenhängen übernommenen Ausdrucksmittel, es rechtfertige, *"von einer spezifisch nationalsozialistichen Demonstrationsform zu sprechen"*, kann allerdings nicht so recht befriedigen, da sie implizit unterstellt, daß andere, z.B. linke Demonstrationsformen, dies nicht in ähnlicher Weise getan hätten, sondern eine gewissermaßen eigenständige Produktion aus dem kulturellen bzw. politischen Nichts darstellten. Die von Balistier in der Einleitung angesprochene *"These von der*

überwiegenden Stilähnlichkeit linker und rechter Straßendemonstrationen in den zwanziger Jahren" ist also durchaus weiterhin diskutabel und ihre Aktualität bezieht sich dabei auch nicht nur auf die zwanziger Jahre, sondern auch auf die heutige Zeit. Es wäre ohne Zweifel einmal interessant, eine ähnlich gelagerte Untersuchung hinsichtlich des Rotfrontkämpferbundes vorzunehmen. Es dürfte dabei kaum verwundern, wenn eine solche Untersuchung in inhaltlicher Hinsicht zu strukturell ähnlichen oder gar gleichen Ergebnissen käme; der seinerzeit durchaus nicht unübliche fliegende Wechsel zwischen Rotfrontkämpferbund und sogenannten revolutionären Strömungen innerhalb der SA läßt solcherlei strukturelle Ähnlichkeiten - abgesehen von dem militärischen Organisationsgefüge und einem entsprechenden martialischen Auftreten beider Organisationen - mehr als wahrscheinlich erscheinen. Hinter der Lust an der gewaltförmigen Organisierung und Auseinandersetzung mit einem eindeutig identifizierbaren Feind (*"Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!"*) versteckt sich auch unter einer linksradikalen Attitüde nicht zuletzt jene für solcherlei Organisationsformen typische zusammenschweißende Verdrängung der Lust an und auf geschlechterübergreifende Sexualität. Und dies verweist dann wiederum auch auf eine aktuelle sogenannte linksradikale Szenerie; es ist ohne Zweifel kein Zufall, wenn in dem autonomen "antifaschistischen Kalender 1991" gleich zur Einstimmung ein Lobgesang auf den Rotfrontkämpferbund angestimmt wird. Dieser merkwürdige autonome Antifaschismus, der bevorzugt auch unter dem Signum des Antisexismus auftritt und sich in sogenannten "autonomen Männergruppen" oder sogenannte "gemischte Zusammenhänge" ablehnenden Frauengruppen organisiert, inszeniert seine symbolträchtigen, martialischen und von einer offensichtlichen Lust an Gewalt geprägten mehr oder weniger öffentlichen Auftritte in einer Art und Weise, die die Vermutung, daß auch dort mancherlei Verdrängungen am Werk sind, mehr als bloße Spekulation sein lassen.

Nikolai Bucharin, so erzählt die Legende, galt einst als Liebling der Partei; ein halbes Jahrhundert war er zwischenzeitlich in die Katakomben der Geschichte verbannt, ehe er - im Zusammenhang mit dem anstehenden Ende des Realsozialismus - eine bemerkenswerte Wiederauferstehung feiern konnte. Im Februar 1988, fast auf den Tag genau fünfzig Jahre nach seiner Ermordung durch Stalins Schergen am 13. März 1938, wurde das der Ermordung zugrundeliegende Urteil vom Obersten Gericht der UdSSR aufgehoben, das Verfahren gegen Bucharin wegen fehlenden Tatbestandes eines Verbrechens eingestellt und am 21. Juli 1988 wurde der Tote posthum wieder in die gelichteten Reihen der KPdSU aufgenommen. Was sich vordergründig wie eine auf die Tragödie folgende Farce ausnimmt, deutet auf eine in den Reihen der gewendeten ehemaligen Apologeten stalinistischer Geschichtsfälschungen sich anbahnende Um- und Neuinterpretation der Geschichte des sowjetischen Sozialismus hin. Als Leo Trotzki Mitte der zwanziger Jahre ein Konzept beschleunigter Industrialisierung der Sowjetwirtschaft entwickelte, gehörte Bucharin zu jener um Stalin sich gruppierenden Fraktion, die eine betont bauernfreundliche Politik bevorzugte und Trotzkis Ideen als *"Über-Industrialisierung"* ablehnte. Als einige Jahre später Stalin eine radikale Kehrtwendung vornahm, nunmehr selbst auf eine forcierte Industrialisierung setzte und in diesem Kontext auf dem Lande mit zunehmend terroristischen Mitteln eine Zwangskollektivierung durchsetzte, die bereits Anfang der dreißiger Jahre Millionen Menschenleben forderte, geriet Bucharin, der diese Wende nicht

mitmachen wollte, zunehmend in Widerspruch zu Stalin. Bereits Anfang 1928 kristallisierten sich die unterschiedlichen Einschätzungen der beiden ehemaligen Parteigänger hinsichtlich der Ursachen der wirtschaftlichen Probleme und der von Stalin bevorzugten Zwangsmaßnahmen gegen die bäuerliche Bevölkerung heraus. In seiner am 18. April 1929 auf dem Vereinigten Plenum des Zentralkomitees und der Zentralen Kontrollkommission der KPdSU(B) gehaltenen Rede hat Bucharin sein Konzept des sozialistischen Aufbaus der Sowjetunion ein letztes Mal entwickeln und vortragen können, ohne daß es ihm und seinen Anhängern genutzt hätte; noch auf dem selben Plenum wurden Bucharin, Rykow und Tomski wegen Rechtsopportunismus ihrer Parteifunktionen enthoben. Der Text von Bucharins Rede wurde erst 1989, also im Jahr nach seiner Rehabilitierung, zum erstenmal veröffentlicht und liegt jetzt auch - herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Wladislaw Hedeler und Ruth Stoljarowa - in einer deutschen Übersetzung vor (**Nikolai Bucharin, 1929. Das Jahr des großen Umschwungs, Berlin: Dietz Verlag, 1991**, 245 S.). Ergänzt wird diese Ausgabe von Bucharins Rede durch einen die Hintergründe der damaligen Auseinandersetzungen erläuternden Beitrag des sowjetischen Historikers G. Sokolow, eine Reihe von zeitgenössischen Texten, einen Auszug aus den Memoiren von Bucharins Ehefrau Anna M. Larina und ein kurzes Nachwort der Herausgeber. Jenseits des historiographischen Interesses, das Bucharins Rede ohne Zweifel für sich beanspruchen kann, stellt sich die Frage, welche Gründe dazu führen, daß gerade Bucharin in Kreisen der ehemals realsozialistischen Historiker neuerdings auf eine ungewöhnlich große Resonanz stößt. Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß hier eine neue Leitfigur etabliert werden soll, eine Art Kompromißkandidat zwischen Stalin und Trotzki gewissermaßen, dessen Leben und Werk zu Richtlinien einer einsetzenden Neuinterpretation der sowjetischen Geschichte werden könnte.

Auch wenn der Ausgang der aktuellen politischen Entwicklungen in der Sowjetunion noch längst nicht absehbar ist, kann man doch feststellen, daß die zumindest partielle Liberalisierung u.a. auch in der Geschichtswissenschaft Fragen aufgeworfen hat, die bis vor kurzem noch mehr oder minder tabu waren. Im Vordergrund steht dabei ohne Zweifel die Aufarbeitung des Stalinismus, jener Epoche des Realsozialismus, die nicht nur für die Sowjetunion selbst, sondern - vermittelt u.a. über die Komintern - auch für das sozialistische Denken dieses Jahrhunderts überhaupt fatale Auswirkungen gehabt hat, deren Konsequenzen für die einstmals in emanzipatorischer Absicht entwickelten sozialistischen Gesellschaftsentwürfe auch heute noch nicht in jeder Hinsicht zu überblicken sind. In zwei Bänden liegen jetzt Materialien und Einschätzungen zum Stalinismus vor, die einen ersten Überblick über diesbezügliche Diskussionen in der Sowjetunion vermitteln. Der Band **Schauprozesse unter Stalin 1932 - 1952. Zustandekommen, Hintergründe, Opfer. Mit einem Vorwort von Horst Schützler** (Berlin: Dietz Verlag, 1990, 411 S.) enthält - ergänzt durch einige Dokumente - die von der im September 1987 vom Politbüro des Zentralkomitees der KPdSU eingesetzten und seit Anfang 1988 arbeitenden Rehabilitierungskommission veröffentlichten Untersuchungen zu insgesamt zehn Prozessen, in denen seinerzeit Stalin und seine Gehilfen mit realen oder auch imaginierten Oppositionellen abrechneten. Die Arbeit der Rehabilitierungskommission hatte in erster Linie den Zweck, die Hintergründe der seinerzeitigen Prozesse zu erhellen und auf dieser Basis zu einer sicherlich nicht nur juristischen Rehabilitierung der zumeist ermordeten

Prozeßopfer beizutragen. Von daher ist es verständlich und nicht weiter verwunderlich, daß die Texte der Rehabilitierungskommission zwar Einblicke in die damaligen Prozeßstrategien, die Manipulationen und Lügengeschichten vermitteln, aber in keiner Weise dazu beitragen, den tatsächlichen gesellschaftlichen Ursachen des stalinistischen Systems, seinen Funktionsweisen und Durchsetzungsstrategien auf die Spur zu kommen. Der bereits Ende der zwanziger Jahre einsetzende Massenterror, der im Laufe der Jahre - so die Schätzungen - bis zu vierzig Millionen Opfer kostete, ist ohne Zweifel nicht nur Resultat, sondern auch bewußt eingesetztes Mittel des stalinistischen Systems gewesen. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß man, um zu einsichtigen Erklärungen dieses Terrorsystems zu gelangen, in die Zeit vor Stalins Herrschaft zurückgehen muß, wobei zumindest zwei Aspekte ins Blickfeld geraten: Zum einen die russische Gesellschaft mit ihren spezifischen ökonomischen, aber auch politischen Strukturen, zum anderen das bolschewistische Organisations- und Politikverständnis.
In dieser Hinsicht eher enttäuschend sind auch die vier Texte - drei in der ersten Jahreshälfte 1989 in der Prawda veröffentlichte Interviews mit sowjetischen Historikern zu den Themen "Lenin und die Komintern", "Komintern: Zeit der Prüfungen" und "Komintern: Gegen Faschismus und Krieg" sowie ein Text des Historikers F.I. Firsow zum Thema "Stalin und die Komintern" - die in dem zweiten hier anzuzeigenden Band versammelt sind (**Die Komintern und Stalin. Sowjetische Historiker zur Geschichte der Kommunistischen Internationale**, Berlin: Dietz Verlag, 1990, 136 S.). Es ist ohne Zweifel nicht ausreichend - wie dies in der Vorbemerkung des Verlages geschieht, den Stalinismus unter dem Blickwinkel von *"tragischen Geschehnisse(n)"* zu betrachten, *"die dem Einfluß Stalins, seiner dogmatischen, sektiererischen Auffassungen, seines Personenkultes und Machtmißbrauchs"* zu verdanken sind. Wenn dies dann sogar dazu führt, daß in dem ersten der Interviews ein böser Stalin einem guten Lenin gegenübergestellt wird, dann beinhaltet dies genau jene Personalisierung, die zur Erhellung der tatsächlichen Ursachen des Stalinismus am wenigsten beiträgt. Insgesamt kann man feststellen, daß die Beiträge letztlich keine neuen Erkenntnisse oder Fakten vermitteln; positiv zu vermerken ist allerdings, daß mit solchen und ähnlichen Texten die Beschäftigung mit der stalinistischen Vergangenheit in der Sowjetunion neue Wege beschreitet, daß zum erstenmal Dinge benannt und diskutiert werden können, die darauf hoffen lassen, daß nicht nur die bisher unzugänglichen Archive geöffnet werden, sondern mit der Zeit auch Fragestellungen akzeptiert werden, die tatsächlich an die Wurzeln gehen.

Der Zusammenbruch realsozialistischer Ökonomie und Politik hat nicht nur in einer für Leninisten aller Länder peinlichen Art und Weise das sowjetische Imperium in seine Einzelteile zerfallen lassen und damit zu einer weltpolitisch völlig neuen Konstellation geführt, sondern bringt auch die Gefahr mit sich, daß der Vielvölkerstaat Sowjetunion selbst auseinanderbricht. Die Sowjetunion setzt sich zusammen aus insgesamt fünfzehn Sowjetrepubliken, die jede für sich wiederum als Vielvölkergesellschaft betrachtet werden können - in der Sowjetunion insgesamt leben immerhin rund 140 Nationen. *"Es ist in der Tat"*, so **Erhard Stölting** in seinem die Basisinformationen zum Verständnis gegenwärtiger Entwicklungen zusammenfassenden Werk **Eine Weltmacht zerbricht. Nationalitäten und Religionen der UdSSR** (Frankfurt am Main: Eichborn, 1990, 311 S.) *"ein heterogenes Reich, das die*

Zaren zusammengebracht und dessen Teile die Sowjetmacht nach einer kurzen Phase der Desintegration wieder einsammelte." Zumindest auf dem Papier hatte jede Republik das Recht, die Union zu verlassen und ihre Selbständigkeit zu erklären; machtpolitisch hat sich dieses papierne Recht allerdings nicht nur nicht durchsetzen lassen, sondern ist bis vor kurzem, bis zur vor einigen Jahren einsetzenden Liberalisierung - die im übrigen in einem scheinbar paradoxen Prozeß zu einer immer stärkeren Machtkonzentration in den Händen Gorbatschows führt - nicht einmal thematisiert worden. Folgerichtig entwickelt sich die gegenwärtige Nationalisierung sowjetischer Politik und die damit einhergehende drohende Auflösung der Union *"über einander widersprechende Rechtsansprüche, die keine Instanz mehr verbindlich entscheiden kann"*. Angesichts einer gleichermaßen systematischen wie zentral gesteuerten jahrzehntelangen Repression - (*"Die nationalen Eliten"*, so Stölting, *"wurden in den dreißiger Jahren ausnahmslos umgebracht"*) - ist es nicht verwunderlich, daß die heutigen Nationalbewegungen sich durchweg *"antisowjetisch und antikommunistisch"* äußern: *"Das Ende der Repression hat nun haßerfüllte Konflikte aufleben lassen, die teils dort anknüpfen, wo sie vor siebzig Jahren unterbrochen wurden, wie die zwischen Aserbaidshanern und Armeniern, teils auf Nationbildungen in der sowjetischen Zeit verweisen, wie die zwischen Usbeken, Tadshiken oder Kirgisen."* Um zur Erhellung dieser aktuellen Konfliktpotentiale beizutragen, hat Stölting einen Ausflug in die Geschichte unternommen; in seinen durchweg informativen Streifzügen durch die vergangenen Jahrhunderte gewinnen die kulturellen, religiösen und politischen Entwicklungen Rußlands, der Ukraine, des Baltikums, der kaukasischen Region, der Völker Mittelasiens sowie der großen Minoritäten der Juden, Polen und Deutschen jene Dimensionen, die zum einen deutlich werden lassen, daß die bolschewistische Nationalitätenpolitik in vielerlei Hinsicht nichts anderes war als eine spezifische Variante russischen Nationalismus und zum zweiten darauf hinweisen, daß die gegenwärtigen Unabhängigkeitsbestrebungen - insofern sie durchweg auch auf nationalistischen, kollektiven, intoleranten Ressentiments aufbauen - in einem mindestens ambivalenten Licht zu betrachten sind.

Italien ist nicht nur ein beliebtes Urlaubsland, sondern seit jeher auch eine vielfach erprobte Projektionsfläche ungestillter Sehnsüchte unterschiedlichster Provenienz. Nicht zuletzt haben sich alle möglichen Fraktionen der bundesrepublikanischen Linken immer wieder im Gemischtwarenladen italienischer Radikalität bedient, so zuletzt der hiesige Radikalfeminismus, indem er dem von einem Kollektiv des Mailänder Frauenbuchladens verfaßten Werk "Wie weibliche Freiheit entsteht" entnehmen konnte, daß es nunmehr an der Zeit sei, den ständigen Rekurs auf den frauenspezifischen Opferstatus aufzugeben und stattdessen nach eigenen, von patriarchaler Unterdrückung freien weiblichen Genealogien zu suchen und somit ein völlig neues, letztendlich männerfreies Bezugssystem aufzubauen. Vorgestellt und im Zusammenhang der neueren italienischen Frauenbewegung verortet wird dieses Konzept in dem Beitrag Meike Baaders zu dem von **Michaela Namuth** herausgegebenen Sammelband **Modell Italien? Neues aus dem Land der Traditionen** (Stuttgart: S. Hirzel Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 1990, 133 S.). Italien, so heißt es in dem einleitenden Beitrag der Herausgeberin, *"ist ein Mosaik - zusammengesetzt aus den Splittern der Geschichte, die bis heute die Geschichte verschiedener Regionen und verschiedener Kulturen geblieben ist... Im Süden gibt es noch heute*

Gebiete, die als präindustriell bezeichnet werden können, der Norden und das Zentrum sind industrialisiert und in der Finanzmetropole Mailand und in der Beamtenstadt Rom können durchaus auch postindustrielle Charakteristika ausgemacht werden." Den Eindruck eines etwas willkürlich zusammengewürfelten Mosaiks hinterlassen auch die insgesamt elf Beiträge des Sammelbandes, die so unterschiedliche Aspekte wie das Verhältnis zwischen Deutschen und Italienern (Luigi Vittorio Ferraris), die den hiesigen "Neuen Wilden" entsprechende italienische "Transavantgarde" (Anna Szylin) oder die Diskussionen um Italiens umstrittensten Dichter Gabriele d'Annunzio (Gianni Selvani) thematisieren. Zu den hinsichtlich des aktuellen politischen Geschehens informativen Texten gehören neben dem schon erwähnten von Meike Baader der Beitrag von Alexander Langer über die Entwicklung der italienischen grünen Bewegung, der Beitrag von Regina Hunke über die Versuche des Historikers Renzo de Felice, dem Faschismus als Modernisierungsbewegung auch positive Aspekte abzugewinnen sowie der Beitrag von Rolf Wörsdörfer, der Geschichte und Entwicklung der sizilianischen Mafia rekapituliert und dabei zu dem Ergebnis kommt, daß die gegenwärtige *"Drogen- und Waffen-Mafia längst mit einem Kartell aus Bankiers, Freimaurerlogen, Geheimdiensten und umstürzlerischen Gruppen der extremen Rechten verschmolzen (ist), von dem heute eine der größten Gefahren für die italienische Gesellschaft droht"*.

Als am 14. Januar 1980 im Anschluß an die schon am 17./18. März 1979 ins Leben gerufene "Sonstige Politische Vereinigung Die Grünen" in Karlsruhe die Bundespartei "Die Grünen" gegründet wurde, hatte sich in ihr eine in vielerlei Hinsicht merkwürdige Gemengelage aus links-alternativen Gruppierungen und bürgerlich-konservativen Listen und Kleinparteien zusammengefunden. Ökologisch, sozial, basisdemokratisch und gewaltfrei: Mit diesen vier Begriffen sollte nicht nur das nach außen wirkende Profil der neuen Partei umschrieben, sondern auch eine nach innen wirkende Integrationsfunktion formuliert werden. Tatsächlich sind es die ideologischen und machtpolitischen Auseinandersetzungen um die inhaltliche Ausgestaltung dieses mehr oder weniger diffus vorgegebenen Rahmens, die die Geschichte der "Grünen" und insbesondere auch ihr Bild in der Öffentlichkeit bis heute im wesentlichen prägen. **Rudolf van Hüllen** kommt in seiner Arbeit **Ideologie und Machtkampf bei den Grünen. Untersuchung zur programmatischen und innerorganisatorischen Entwicklung einer deutschen "Bewegungspartei"** (Bonn: Bouvier Verlag, 1990, 639 S.) folgerichtig zu der Einschätzung, daß bei den Grünen *"seit der Parteigründung miteinander unvereinbare, antagonistische Politikparadigmen koexistieren mußten"*, wobei er explizit ein Demokratie-Paradigma, ein Dritter-Weg-Paradigma und ein Antifaschismus-Paradigma thematisiert. Auch wenn man - insbesondere nach den innerparteilichen Entwicklungen des letzten Jahres - seiner Einschätzung, derzufolge sich bei den "Grünen" *"schrittweise linke Kräfte im Parteiapparat gegen die versprengten Reste der ökologischen Gründungsgruppen und zunehmend gegen Teile der Mittelgruppe durch(setzten)"*, nicht so ohne weiteres zu folgen vermag, kann man die Arbeit zumindest in Hinsicht auf die minutiöse und detailgetreue Darstellung der Frühphase der "Grünen", wobei nicht nur die Entwicklungen auf Bundesebene, sondern auch die der einzelnen Landesverbände ins Blickfeld geraten, mit Gewinn lesen. Rudolf van Hüllen macht keinen Hehl aus seiner grundsätzlichen Bejahung des bundesrepublikanischen repräsentativ-demokratischen

Systems und seiner daraus folgenden Ablehnung der gezielten Intervention insbesondere der gegen Ende der siebziger Jahre sich in Auflösung befindenden marxistisch-leninistischen Gruppierungen in eine vielfach von ganz andersgearteten Denkansätzen ausgehende Bürgerinitiativ- und Ökologiebewegung. Das aus dem von ihm analysierten grundsätzlichen *"Widerspruch zwischen bürgerlich-ökologischer Verzichtsethik und links-alternativer Anspruchsmentalität"* resultierende grüne Konfliktpotential hat sich spätestens nach der letztjährigen Wahlniederlage der "Grünen" in eine Richtung entwickelt, die seiner oben zitierten grundsätzlichen Einschätzung der "Grünen" zwar im wesentlichen widerspricht, ihm gleichwohl tendenziell zusagen dürfte: Als politische Partei überleben werden die "Grünen" wohl nur dann, wenn die Realpolitiker, diejenigen, die sich zur repräsentativen Demokratie grundsätzlich bekennen, das weitere politische Geschick der Partei bestimmen werden.

"Auch sehe ich nicht ein, warum bis Ende dieses Jahrtausends der Bücherberg, welcher seit Gutenberg angehäuft wurde, ausgerechnet durch meine eigenen Produkte noch zusätzlich erhöht werden muß." Es ist schon eine bedenkenswerte Erkenntnis, die der - so seine eigenen Worte - *"beamtete Geschichts-Verwerter"* **Georg Fülberth** in Heft 1/1991 der Hamburger Monatszeitschrift für hausgemachten Linksradikalismus, "konkret", publiziert hat, ist er doch ein knappes Jahr zuvor mit einem ebensolchen Produkt an die Öffentlichkeit getreten. **KPD und DKP 1945 - 1990. Zwei kommunistische Parteien in der vierten Periode kapitalistischer Entwicklung** (Heilbronn: Distel Verlag, 1990, 215 S.) nennt sich das Werk, in dem das langjährige DKP-Mitglied Fülberth auf notorisch bekannte Art und Weise Selbsterforschung und Analyse vorgeblich objektiver historischer Strukturen derart miteinander verknüpft, daß am Ende wieder einmal nichts anderes dabei herumkommt als jene Variante von Geschichtsschreibung, die als apologetisch zu bezeichnen mehr als angebracht ist. Gleich zu Beginn wird ein theoretischer Rahmen vorgestellt, der sich jedoch eher als ideologisches Gefängnis entpuppt: *"Der Untertitel"*, so heißt es in der Einleitung, *"enthält eine These: die Entwicklung dieser beiden Parteien ist geprägt durch eine bestimmte, inzwischen abgeschlossene, Phase der kapitalistischen Entwicklung, die vierte."* Diese Phase wird umschrieben mit den Stichworten Fordismus und Kalter Krieg, umfaßt also die Zeit der *"Systemauseinandersetzungen"* vom Ende des zweiten Weltkrieges bis etwa Mitte der achtziger Jahre, als sich das Ende des Realsozialismus abzeichnete und die fünfte Phase, die Orientierung auf eine kapitalistische *"One World"*, sich andeutete, in der die von Fülberth so bezeichneten *"nachkapitalistischen Länder"* sich plötzlich als vorkapitalistische erweisen. In der angesprochenen vierten Phase der kapitalistischen Entwicklung, so Fülberths zweiter und für seine apologetische Geschichtsaufbereitung entscheidender Gedanke, war das *"revolutionstheoretische Konzept"* von KPD und DKP, demzufolge die Verteidigung des sowjetischen Sozialismus um jeden Preis auf irgendeine Weise auch den Umschwung hierzulande bewerkstelligen werde, *"in sich schlüssig"*. Dieses sogenannte revolutionstheoretische Konzept scheiterte just in dem Moment, als der reale Sozialismus mehr oder weniger systematisch in sich zusammenbrach; diese Banalität als theoretische, zu einem Phasenmodell verdichtete Erkenntnis verkaufen zu wollen, grenzt allerdings an Hochstapelei, auch wenn sie Fülberth und seinesgleichen bei der Suche nach einer der fünften Phase der kapitalistischen Entwicklung analogen fünften Phase der Geschichte einer dann wohl noch zu schaffenden kommunistischen Organisation

behilflich sein dürfte. Einmal im selbstgezimmerten ideologischen Gehäuse des *"in sich schlüssig*(en)*"* Konzepts von KPD und DKP gefangen, ist es für Fülberth ein leichtes, die mehr oder weniger bekannten Daten aus der Geschichte der beiden Parteien und ihrer Umfeldorganisationen - ausgeschmückt mit den aus der parteikommunistischen Geschichtsschreibung zur Genüge bekannten selbstkritischen Einwürfen - vor dem Auge des Lesers abrollen zu lassen. Am Ende heißt es dann konsequenterweise: *"Zur Würde einer kommunistischen Partei, die ihren Existenzgrund in der vierten Periode der kapitalistischen Entwicklung hatte, gehört die praktizierte Einsicht, daß sie zugleich mit dieser enden muß."* Teil dieser *"praktizierten Einsicht"* ist dann auch die Erkenntnis, daß *"eine neue radikale Linke einen anderen Namen... tragen (wird)"*; der Einfachheit halber - so wäre hinzuzufügen - vielleicht den der u.a. von Fülberth schon seit geraumer Zeit gehandelten "Radikalen Linken". Am traditionellen leninistischen Selbstverständnis Fülberths, demzufolge die zwar bürgerliche, jedoch das Bürgerliche gedanklich transzendierende Intelligenz aufgrund ihrer Einsicht in die objektiven Strukturen des kapitalistischen Entwicklungsprozesses der unterjochten Arbeiterklasse zum Bewußtsein ihrer selbst zu verhelfen und sich dabei als in höchstem Grade moralisch vorzukommen habe, dürfte sich nichts wesentliches geändert haben. Aber was soll man auch von einem *"beamtete*(n) *Geschichts-Verwerter"* erwarten, der vor den Trümmern seiner Geschichte steht, ohne daß ihm auch nur der Gedanke kommt, er habe es mit einer Katastrophe zu tun; schließlich ist Georg Fülberth kein Engel der Geschichte und aus dem Paradies kommt er erst recht nicht.

Es gab einmal ein - mittlerweile längst eingegangenes - autonomes Blättchen, dessen Redakteure sich seinerzeit einen im wahrsten Sinne des Wortes beschränkten Ruhm durch ihre gezielte, nicht nur von den Betroffenen als faschistoid bezeichnete und von ihnen selbst so genannte *"denunziatorische berichterstattung"* in widerlichster spätstalinistischer Manier erschrieben haben. Tatsächlich verfügte die Redaktion dieses Blättchens nicht nur über eine bemerkenswerte politische Sensibilität, sondern auch über außerordentliche mediale Fähigkeiten: *"Es war neulich im Radio zu hören: das Deutschlandbild der Amerikaner"*. Mit diesen Worten beginnt ein diesem Blättchen entnommener Text, der sich jetzt in dem von einer **Projektgruppe** herausgegebenen Band **Metropolen(Gedanken) und Revolution? Texte zu Patriarchat, Rassismus & Internationalismus** (Berlin: Edition ID-Archiv, 1991, 160 S.) wiederfindet. Wer Bilder zu hören in der Lage ist, hat ohne Zweifel auch das Recht, lechts und rinks wie Klaut und Lüben zu velwechsern und dies gilt nicht nur für die Redaktion des Blättchens, sondern auch für die Projektgruppe, die sich die von ihr zusammengetragenen Texte und den dazugehörigen Kontext vielleicht doch einmal genauer ansehen sollte: So viel zum aktuellen Stand autonomer Metropolengedanken.

Die "posthistoire", lange Zeit bestenfalls eine Randexistenz in zumeist konservativen Kreisen fristend, ist seit einiger Jahren ins Zentrum aktueller Diskussionen getreten. Geschichte als ein auch in die Zukunft ausstrahlendes Arsenal von Handlungsmöglichkeiten scheint demzufolge der Vergangenheit anzugehören. In der nun ausgebrochenen posthistoire, so ein sicherlich nicht ohne Hintergedanken philosophierender stellvertretender Direktor des Planungsstabes im State Department, geht es nur noch um *"die ständige Pflege des Museums der Menschheitsgeschichte"*. Geschichte ist

passé, ein Terrain für Nostalgiker, Ausstellungsorganisatoren und Museumswärter. Eine nicht unerhebliche Rolle bei der Konstruktion solcher Gedankengänge spielen die Medien; schon längst eingeübt in die Kunst, Fiktives und Dokumentarisches zu einem neuen Kunstgebilde zu vermischen, hat sich insbesondere in den elektronischen Bildmedien die Fähigkeit zur Simulation dermaßen perfektioniert, daß die bloße Rezeption dem Betrachter tatsächlich als Teilhabe erscheint. *"Die Bildplätze werden in den Bildschirmen aufgehoben und die historische Zeit verschwindet in ihrer medientechnischen Übertragung - die Differenz der Chronologie mündet in die Diffusion des Mediums"*, heiß es im Vorwort des von **Hubertus von Amelunxen** und **Andrei Ujica** herausgegebenen Bandes **Television/Revolution. Das Ultimatum des Bildes. Rumänien im Dezember 1989** (Marburg: Jonas Verlag 1990, 156 S.). Tatsächlich haben die Ereignisse in Osteuropa - verstärkt durch die nicht zu leugnende reale Erfahrung, daß eine scheinbare Alternative zum westlichen Kapitalismus ad absurum geführt wurde - die hier nur kurz angerissene neueste Stimmung im Westen verstärkt; ein zusätzlicher diesbezüglicher Effekt erfolgte schließlich durch den scheinbar weitgehend medientechnisch geführten Golfkrieg. Die Beiträge des hier anzuzeigenden Bandes (eine Chronologie der Ereignisse vom 13. bis 27. Dezember, ein Gespräch mit rumänischen Oppositionellen, ein Gespräch mit Medienwissenschaftlern sowie kurze theoretische Textbeiträge von E.M. Cioran, Vilém Flusser, Friedrich Kittler, Manfred Schneider und Paul Virilio) versuchen zum einen, einen Überblick über die tatsächlichen Ereignisse zu geben, zum zweiten, die mediale Vermittlung dieser Ereignisse - von der französischen Zeitung "Le Monde diplomatique" als *"bedeutendste Fälschung seit der Erfindung des Fernsehens"* bezeichnet - zu skizzieren und zum dritten, die Erfahrungen mit den medientechnischen Entwicklungen der letzten Jahre theoretisch zu erarbeiten. Einmal abgesehen von Ciorans bereits ein knappes Jahr vor der "rumänischen Revolution" niedergeschriebenen und sicherlich nicht nur auf Rumänien zielenden betörenden Bermerkung, derzufolge *"der einzige rettende Ausweg in Anfällen von Verzweiflung die Beschwörung einer noch größeren Verzweiflung (ist)"*, setzt sich insbesondere Vilém Flussers Beitrag "Die Macht des Bildes" grundsätzlich mit dem *"Verhältnis zwischen Bildern und Geschichte"* auseinander. Flusser unterscheidet zwischen dem Bild als Ausdruck eines magischen Bewußtseins und dem Text als Ausdruck eines historischen, politischen und wissenschaftlichen Bewußtseins; Bilder, so folgert er, werden gegen ein aufklärerisches, dem Text verhaftetes Denken gezielt mit der Absicht eingesetzt, *"das Bewußtsein der Masse zu remagisieren, und sie dadurch zu magischen Handlungen im Dienst der Machthaber zu manipulieren"*. Während Flusser bei einem Ausblick auf den Faschismus noch *"schaudert, wenn man sich vorstellt, er hätte damals schon Fernsehen gegeben"*, scheint ihm angesichts seiner Einschätzungen der *"Nachgeschichte"* - und damit ist der Bogen zu dem anfänglich zitierten amerikanischen "Philosophen" geschlagen -, derzufolge *"der Zentralpunkt der Revolution der Bilder gegen die Geschichte bereits gegenwärtig greifbar geworden ist"*, sogar das Schaudern zu vergehen: *"Wichtig ist, daß man lernt, damit zu leben."*

***"Nichts ist einfach hier..."* - Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim ist eröffnet**

Der als *"weißes Schiff auf grünen Wogen"* apostrophierte Museumsneubau hat seit Anfang Oktober 1990 'die Anker gelichtet'. Die Eröffnung ist ein wichtiger Schritt beim Aufbau des Museums, das weit davon entfernt ist, 'fertig' zu sein.

Dies hat vor allem konzeptionelle Gründe. Der politische Auftrag forderte von dem Museum ein Panorama des Strukturwandels Südwestdeutschlands von der Agrar- zur modernen Industrie-Region. Diese - in der Tendenz positivistische - Vorgabe motivierte die museale Grundstruktur eines 'Zuges durch die Zeit'. Auf seinem Weg durch zwei Jahrhunderte macht er Station in sechzehn *"Erfahrungsräumen"*. Dort werden dem Besucher in chronologischer Reihenfolge Arbeits- und Lebenssituationen aus der südwestdeutschen Sozial- und Technikgeschichte vorgestellt. Die in das Museum überführten Gerätschaften und Betriebe sollen - so das Konzept - die für diesen Raum charakteristischen Branchen pars pro toto darstellen und gleichermaßen regionale Brennpunkte der technischen und sozialen Entwicklung hervorheben. So führt der Gang durch die Industrialisierungsgeschichte den Besucher von der Wissenschaft und Technik vor 1800 in die Textilproduktion an der Schwelle zwischen Heim- und Fabrikbetrieb, von der Maschinenbauindustrie vor 1914 in die heutige Medientechnik. Hierzu wurden lokale Versatzstücke der Industrialisierung aus ihrer Region und Geschichte amputiert und in die Mannheimer Museums-Collage eingebracht.

Diese Methode ist problematisch. Trotz kritischer Untertöne wird die Neu-Montage von Geschichte, die in zentrenorientierten Museumskonzepten unvermeidbar scheint, immer Gefahr laufen, eine Geschichte des linearen Fortschritts und der Erfolge zu zeitigen. Für den Besucher, den der 'Zug durch die Zeit' mit wenigen Schritten kreuz und quer über die Landkarte Baden-Württembergs wandeln läßt, verdichtet sich die Geschichte auf einen Punkt, der keine regionalen oder gar lokalen Besonderheiten zeigen kann. Die Exponate verlieren an Authentizität. Nur erahnen läßt sich der industriegeschichtliche 'Flurschaden' und der lokale Identitätsverlust, den die Demontage von technischem Kulturgut in der Region hinterlassen haben muß.

In Mannheim dienen nun diese Kulturgüter als Leitexponate in Ausstellungsinszenierungen, an denen entlang sich gleichsam 'durch die Zeit' Folgen und Zusammenhänge technischer und sozialer Entwicklungen beobachten lassen. Dem Besucher werden die 'Reliquien der Industrialisierung' in einem Angebot facettenreicher Fragen und Sichtweisen präsentiert. So wird die Stickstoff-Fixierung im Haber-Bosch-Verfahren als Voraussetzung der Kunstdünger- und Sprengstoffproduktion, also in seiner menschheitsbeglückenden und gleichermaßen -vernichtenden Dimension dargestellt. Dieser Kontext mußte zunächst erforscht werden. Es ist anzunehmen, daß weitere Forschung neue Fragestellungen und Sichtweisen zeitigen wird. Diese Resultate hat das Museum in seine Ausstellung einzubringen. Das Mannheimer Konzept verlangt daher eine Flexibilität, welche die Präsentation und die Architektur des Museums nicht erlauben.

Überhaupt die Architektur: Der von Prof. Ingeborg Kuhler gestaltete Bau versucht den offiziellen Wunsch nach Repräsentation und die museale Grundidee einer Reise durch Raum und Zeit in eine Art gigantische Schraube umzusetzen. Die Umläufe dieser Schraube dienen als Rampen zwischen einem Verwaltungstrakt und dem eigentlichen Museumsgebäude und umschreiben dabei einen länglichen Innenhof. Vor den Besuch dieses als *"Raum-Zeit-Spirale"* charakterisierten Baus hat die

Architektin eine Freitreppe feudalen Ausmaßes gesetzt. Die oft zitierte "Schwellenangst" des Museumsbesuchers wird in Mannheim mit dieser schweißtreibenden Hürde nach Kräften gefördert. Dieses ärgerliche Detail fügt sich nahtlos in die insgesamt protzige Architektur des Gebäudes ein. Ist diese Hürde einmal genommen, sieht sich der Besucher einer Monumentalplastik gegenüber: Im Innenhof kriecht eine Mensch-Maschine-Chimäre auf Schienen hinan. Es fragt sich nur, woher und wohin? Denn der Besucher findet sich nun mitten in der *"Raum-Zeit-Spirale"* wieder und kann sich entscheiden, ob er den Rampen hinab(!) in die Gegenwart oder hinauf(!) in die Vergangenheit folgen will. Verbirgt sich hier etwa ein kulturkritischer Kunstgriff der Architektur? Oder mußte sich die museale Nutzung in eine Architektur fügen, die erklärtermaßen nicht der Nutzung dienen sollte?
Einige Indizien lassen letzteres vermuten: Die meisten Besucher lassen sich via Aufzug von der Belétage in die Vergangenheit unter das Dach hieven. Von da an geht's bergab, die Besucher treibt es in einem 'Geschichtskanal' durch Epochen und Regionen zu Tale. Dieses gestalterische Grundprinzip einer *"Raum-Zeit-Spirale"* erscheint dabei durch allerdings erkennbare Kompromisse der Architektur an die museale Nutzung vielfach verwässert. Eine Weberei, eine Papierfabrik und eine Arbeitersiedlung sind 'Häuser im Haus', die als mehrstöckige Installationen die architektonische Grundidee einer Schraube und damit gleichsam mehrere Epochen senkrecht durchbrechen. Galerien und Durchsichten tragen ebenso zur Verwirrung der Besucher bei wie die Präsentation einer Dampfmaschine neben Mikrochips im Keller, sozusagen in der Gegenwart der Besucher. Die Statik des Gebäudes ließ offensichtlich keinen anderen Standort für die Dampfmaschine zu. Ein Museumszug fährt heute regelmäßig auf einem etwa 200 Meter langen Gleis, das im Erdgeschoß aus dem Gebäude führt, hin und her. Auch dieses spektakuläre Element des Museumsbetriebes hätte sich wohl kaum im vierten Stock der *"Raum-Zeit-Spirale"* realisieren lassen. So sahen sich die Nutzer durch die unzweckmäßige architektonische Umsetzung der musealen Grundidee gezwungen, die Ausstellung aus ganz pragmatischen Gründen gleichsam 'auf den Kopf zu stellen'. Die Schadensbegrenzung ist allerdings nur zum Teil gelungen, wie der Dampfmaschinen-Standort zeigt. Folgenschwerer ist das katastrophale Klima im Gebäude. Die Räume sind zu hell und zu trocken, so daß das Museum wohl auf Dauer viele seiner Schätze dem Publikum vorenthalten muß. Die Kritik des Museums-Pressereferenten Burak an dem *"weißen Schiff"* bringt es auf den Punkt: *"Nichts ist einfach hier."*
Problematisch erscheint aber auch die Präsentationsweise. Im Bemühen, die qualitätvollen Exponate als 'Leitfossile' sozialgeschichtlicher Museumseinheiten zu nutzen, wurde in Mannheim so üppig inszeniert, daß die Besucher Mühe haben, die Originale als solche ausfindig zu machen. So flanieren die Besucher vorbei an einem Haufen zerbrochener Grenzpfähle, durch einen Triumphbogen, zwischen einem Gaul nebst Treiber und einem dazugehörigen Treidel-Kahn (alles aus Pappe) hinein in den Bereich Papierherstellung (alles Originale). In diesem *"Erfahrungsraum"* wird am Beispiel Papierherstellung die Mechanisierung mit Originalen in Szene gesetzt und zugleich die Verkehrsentwicklung über kurze Filmsequenzen auf einem Monitor thematisiert. Diese Verschränkung zweier Themen aus einer Zeitebene ist in allen *"Erfahrungsräumen"* des Museums durchgehalten, wobei immer eines der Themen unter Verzicht auf Originale ausschließlich mit Filmsequenzen und einer mehr oder minder aufwendigen Kulisse visualisiert wird. Der Standort des Monitors wird dabei

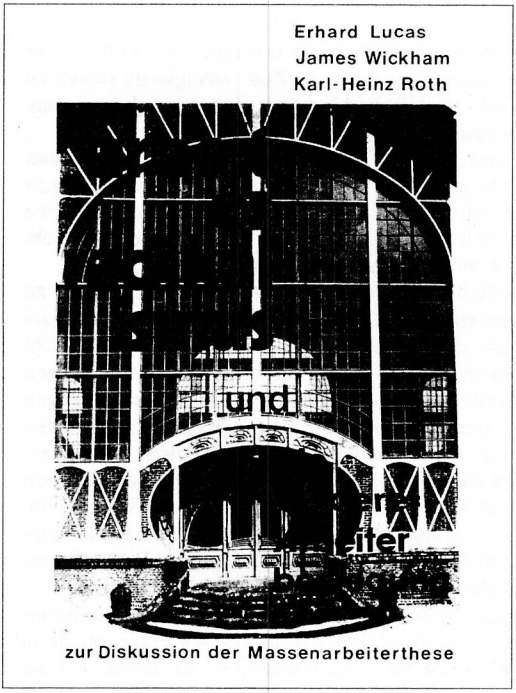
in jedem Raum von einem blauen 'Besucher-Prototyp' aus Pappe angezeigt. Leider führt diese an sich interessante Idee, den 'Zug durch die Zeit' zweigleisig fahren zu lassen, bei Besuchern und - zum Teil - auch beim Museumspersonal zu Irritationen. Hier muß noch an der Vermittlung gearbeitet werden.
Der Spielraum, den die opulenten und sicherlich kostspieligen Inszenierungen einer solchen Überarbeitung lassen, dürfte allerdings gering sein. So wurde eine ganze Straßenszene nachgestellt, um zwei mit Originalen bestückten Vitrinen den Charme von Schaufenstern zu verleihen. Diese Inszenierung wird uns in zehn Jahren vielleicht etwas angestaubter, aber im übrigen wohl unverändert begegnen.
Mißt man das Landesmuseum letztlich an seinem Anspruch, Alltagsgeschichte zu zeigen, so kann dem Museum - abgesehen von den doch allzu dominanten Inszenierungen - gleichwohl attestiert werden, dieses Ziel in eindrucksvoller Manier erreicht zu haben. Das Mannheimer Museum feiert nicht Maschinen und kann dies wohl auch nicht, wurde die hier gezeigte Technik doch aus ihren regionalen Zusammenhängen herausgerissen. Andererseits läßt sich das Museum vom alltagsgeschichtlichen Anspruch nicht dazu verleiten, mit den Maschinen Schein-Betrieb zu spielen. Vielmehr dient ein Spektrum vertiefender Informationsträger einer analytischen Präsentation, die einfach Spaß macht. Hierzu rechnen die 'klassischen' Schautafeln, aber auch Video-Einspielungen, fest montierte Ringbücher mit Text- und Bildmaterial, EDV-Lernprogramme und - nicht zuletzt - Schauvorführungen und Diskussionen mit dem Personal in einem arbeitenden Museum, in dem es qualmt und lärmt.
Das *"weiße Schiff"* in Mannheim steht ob seiner Architektur und seiner Inszenierungen in der Kritik. Allerdings erscheint ein Streit über die berechtigte Frage, ob die in dem Kulturpalast verbauten 135 Millionen Mark nicht besser in den Erhalt und die museale Umnutzung der technischen Kulturgüter am originalen Standort investiert worden wären, mittlerweile müßig. Auf der 'Haben'- Seite des Museums steht der erfüllte Anspruch, die Geschichte der Technik sozialgeschichtlich eingebettet zu präsentieren - auch wenn dieser Ansatz nach elf Planungsjahren nicht mehr besonders originell ist. Die in diesem Sinne gelungene Präsentation und der Spaß an den museumspädagogischen Angeboten machen das Museum unbedingt sehenswert. Nun bleibt allerdings abzuwarten, ob es in Mannheim gelingt, nach dem Stapellauf den 'Kahn' auch flottzumachen, bleibt abzuwarten, welchen Kurs zu welchen Ufern das *"weiße Schiff"* steuern wird.

Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Museumsstraße 1, 6800 Mannheim 1, Tel.: 0621/292-5730 (Öffnungszeiten: Di-So 10-17 Uhr; Mi 10-20 Uhr)
Literatur: Stationen des Industriezeitalters im deutschen Südwesten - Ein Museumsrundgang, hrsg. vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Stuttgart 1990 (= Schriftenreihe Technik + Arbeit, Nr.3)

Robert Laube

Bildnachweis:

Umschlagabbildung aus: The Ex, The Spanish Revolution;
Umschlag innen: aus Gerhard Heilfurth, Der Bergbau und seine Kultur. Eine Welt zwischen Dunkel und Licht, Zürich 1981, S. 55.



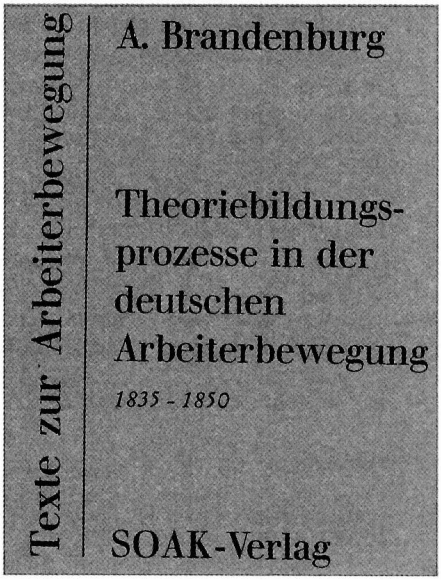
Arbeiterradikalismus und "Andere Arbeiterbewegung"

DM 4,-

Bezug über die Redaktionsadresse

DM 12,-

Bezug über die Redaktionsadresse



Jens Geier/ Klaus Ness/
Muzaffer Perik (Hrsg.)

VIELFALT IN DER EINHEIT

Auf dem Weg in die multikulturelle Gesellschaft

180 S., br., DM 19,80
ISBN 3-924800-46-4

Die multikulturelle Gesellschaft in den deutschen Großstädten - gibt es sie, und was macht sie aus? Die deutsche Einheit hat manchen vergessen lassen, daß in den Großstädten Westdeutschlands viele Menschen aus der Ersten, Zweiten und Dritten Welt arbeiten und leben. In einer kritischen Bestandsaufnahme werden die tatsächlichen Lebensumstände der ausländischen Mitbürger den sozialpolitischen Forderungen engagierter Gruppen gegenübergestellt. Zu den AutorInnen gehören u.a. Rolf Wernstedt, Kultusminister in Hannover, und Daniel Cohn-Bendit, Dezernent für Multikulturelles in Frankfurt.

SCHÜREN
Marburg
Berlin

Bezug
durch den
Buchhandel

FORSCHUNGSJOURNAL

Neue Soziale Bewegungen

Aufsätze, Berichte, Kommentare, Analysen, Dokumente, Rezensionen, Bibliographie & Infomarkt. 4 x pro Jahr auf 122 Seiten.

**PRAXIS MIT REFLEXION.
ANALYSE MIT SUBSTANZ.
KONZEPTE MIT KONTUREN.**

Zukunft der Reformpolitik?
Die politische Gestaltung des gesellschaftlichen Wandels bei SPD und den Grünen Heft 1/91

Bewegung, Gegenbewegungen und Staat
Heft 2/91

Triumph der Verbände?
Bewegungen zwischen Gesellschaft und Staat Heft 3/91

Power in der Provinz?
Ländlicher Raum und neue soziale Bewegungen Heft 4/91

Joachim Raschke

KRISE DER GRÜNEN

Bilanz und Neubeginn

Hrsg. Forschungsgruppe Neue Soziale Bewegungen
Schüren Presseverlag
ISBN 3-924800-47-2 19,80 DM 224 Seiten

Abo: DM 48,- (DM 36- erm.); Einzelheft: DM 12,50
Bestellungen über den Buchhandel
Probehefte gratis beim Verlag
Verlag: Schüren Presseverlag
Deutschhausstraße 31, 3550 Marburg
Redaktion: Forschungsgruppe Neue Soziale Bewegungen,
c/o Dr. Thomas Leif, Neubauerstr. 12, 6200 Wiesbaden

KRISIS 10

Die Zeitschrift gegen Arbeit und Brot

DIE VERLORENE EHRE DER ARBEIT: „Produzentensozialismus" als logische und praktische Unmöglichkeit – vom Arbeitsfetisch zum produktiven Müßiggang.

PRETTY WOMAN: Reflexionen über einen Kinobesuch oder warum dem Überdruß am Raffen keine Renaissance des Schaffens folgt.

DAS ENDE DES PROLETARIATS ALS ANFANG DER REVOLUTION: Über den logischen Zusammenhang von Krisen- und Revolutionstheorie: vom Marx des 19. zum Marx für das 21. Jahrhundert.

DIE VERGEBLICHE SUCHE NACH DEM UNVERDINGLICHTEN REST: Ein doppeltes Paradoxon der Kritischen Theorie: die mißlungene Rettung des bürgerlichen Subjekts vor der bürgerlichen Gesellschaft und sein Ende als deren Verewigung.

HIER RUHT AGNOLI: Die demokratische Kritik der Demokratie und das leere „Nein" zum Kapitalismus – eine letzte theoretische Ruhestätte des linken Köhlerglaubens an den bürgerlichen „Herrschaftswillen".

170 Seiten · 12.– DM

Bestellungen an:

KRISIS Verlag

Postfach 2111 · 8520 Erlangen

DIE AKTION

Zeitschrift für Politik, Literatur, Kunst
Herausgegeben von Lutz Schulenburg. Erscheint in freier Folge. In der Regel mit 4 Lieferungen pro Jahr. Einzelheft 4.- DM. Abonnement für 12 Ausgaben 48.- / für 6 Ausgaben 24.- DM.

Die Aktion veröffentlicht zur kritischen Sondierung der Gegenwart Glossen, Essays und Polemiken über die politisch-kulturellen Zustände. Sie bringt erzählende Prosa, Lyrik, Malerei und Grafik. Die Aktion druckt Beiträge vergessener, entlegener und jüngster Literatur. Die Aktion bezieht Position für den menschlichen Wandel gegen die Schwerkraft der überkommenen Verhältnisse. Die Aktion blättert in den Akten der Geschichte. Sie analysiert und dokumentiert.

»Nicht auf Blendung bedacht, begnügt sich die Aktion mit schlichtem Schwarzweiß, wenig Illustrationen. Eine Sachlichkeit der Erscheinung, die völlig unmodisch und die Trends ignorierend sich auf die Sprengkraft des Wortes allein verläßt. Texte der frühen Moderne stehen hier neben aktuellen Kommentaren und treffsicheren Rundumschlägen. Symptomatisches zur Zeit reibt sich an Berichten aus der Unzeit. Herausgeber und Mitarbeiter bemühen sich, die Disziplin der Polemik, eine hierzulande nicht eben in voller Blüte stehende Kunst- und Angriffsform, in den Dienst einer kulturkritischen Auseinandersetzung zu stellen ... Die Aktion ist nichts für Leute, die eine Begegnung von Böll, Grass und Lenz für ein Gipfeltreffen der Kultur halten.« *Stuttgarter Nachrichten*

Sonderhefte:
Heft 30/31= Allerneuste Vergangenheit. Walter Benjamins „Passagen-Werk." Großformatig, 36 Seiten, 8.- DM. Heft 47/49= Ein romantischen Rowdy. Hinweise auf Leben und Werk des Anarchisten Senna Hoy von Walter Fähnders. Mit drei Texten von Hoy und zwei unveröffentlichten Briefen Else Lasker-Schülers an Pierre Ramus. 56 Seiten, 6.- DM. Heft 60/62= Mauern! Bericht eines Gefangenen über seine Erlebnisse im Modelo-Gefängnis von Barcelona. Erscheint Anfang 1990. 56 Seiten, 6.- DM.

Drei Hefte zum Kennenlernen für 10.- DM (Vorauskasse). Bezug der Zeitschrift über jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Verlegt bei Edition Nautilus
Hassestraße 22 – 2050 Hamburg 80 / BRD

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak. Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans Josef Steinberg und Hermann Weber.

Aus dem Inhalt von H. 4/1990:
DETLEF SIEGFRIED: „Linkssektierer" und „Rechtsopportunisten". Zur politischen Sozialisation regionaler KPD-Führer in Schleswig-Holstein 1945/46; MASAO NISHIKAWA: Rosa Luxemburg in Bremen. Eine Dokumentation; HERMANN WICHERS: Zur Anleitung des Widerstands der KPD. Ein Rundschreiben des ZK-Sekretariats an die Abschnittsleitungen vom 29. Juli 1938.

Aus dem Inhalt von H. 1/1991:
CAROLA SACHSE: Zwangsarbeit jüdischer und nichtjüdischer Frauen und Männer bei der Fa. Siemens 1940 bis 1945; TILLA SIEGEL: Die doppelte Rationalisierung des „Ausländereinsatzes" bei Siemens; DAGMAR REESE: Homo homini lupus — Frauen als Täterinnen?; KARLHEINZ KUBA: Archiv- und Bibliotheksbestände zur Gewerkschaftsgeschichte in der Johannes-Sassenbach-Stiftung; HELMUT TROTNOW: Von Ende keine Spur — die Historiker werden immer noch von Rosa Luxemburg fasziniert.

Jedes Heft enthält ein Verzeichnis laufender Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und einen ausführlichen Rezensionsteil.

Preise:
Einzelheft DM 20,—, Studierende, andere Azubis, ZDLer, Wehrdienstleistende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils plus DM 1,50 für Versandkosten. Jahresabo (4 Hefte) DM 67,—, Studierende, andere Azubis, ZDLer, Wehrdienstleistende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils plus DM 5,— für Versandkosten. Buchhandlungen erhalten 25% Rabatt auf den Abo-Preis von DM 67,—.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:
HISTORISCHE KOMMISSION ZU BERLIN
IWK-Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38, Tel. 030-816 001 0
(Durchwahl 816 001 41), Telefax 030-816 001 34

PERSPEKTIVEN

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALISTISCHE THEORIE

Nr. 8

Gewendete Rechte: ewiggestrig oder visionär

Herrschäftsverhältnisse im Faschismus (Albert Scharenberg), Modernisierung und westeuropäischer Rechtsextremismus (Volker Finthammer/Jörg Neumann), Das Frauenbild der neuen Rechten (Sabine am Orde), Soziale Basis und Ideologie der REP (Franz-Josef Paulus), Multikulturelle Gesellschaft? (Sabine Lingelbach), Erfolgloser Antifaschismus (Niels Lange u.a.)

Außerdem aktuelle Debatten: Die PDS und westliche Linke (Christiane Reymann), Golfkrieg und Friedensbewegung (Claudia Bernds/Niels Petring)

ca. 72 Seiten; 6,- DM

PERSPEKTIVEN

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALISTISCHE THEORIE

Sonderheft 2

Walter Benjamin

Benjamins Begriff der "Moderne" (Albert Scharenberg), Massenkultur bei Benjamin und Adorno (Sabine Kebir), Technologie- und Fortschrittskritik (Michael Löwy), Das Passagen-Werk (Walter Busch), Der Primat des Politischen über die Geschichte (Herbert Claas), Kritik der Postmoderne (Oliver Schmidtke), Sprachphilosophie und Erkenntnistheorie der Frühschriften (Markus Eichel)

ca. 72 Seiten, 6,- DM

Noch erhältlich:

Sonderheft 1: Antonio Gramsci
Dritte Auflage! 68 S.,6 DM

Nr.4: Feminismus-Marxismus
Zweite Auflage! 64 S.,6 DM

Die PERSPEKTIVEN erscheinen als unabhängiges Theorieorgan zur Weiterentwicklung linker Politik in der BRD. Der Umfang beträgt jeweils etwa 70 Seiten. Das Einzelheft kostet im Freiverkauf 6 DM, im Abo 4 DM. Bestellungen bitte an Thorsten Schulten, Weidenhäuser Str. 44, BRD-3550 Marburg.

Heft 1 (12,- DM)

J. Rancier/P. Vaday
Auf dem Weg zur Weltausstellung: Der Arbeiter, seine Frau und die Maschinen

K. Burkhard
Thomas Hodgskins »Travel in the North of Germany« (1820)

A. Brandenburg/J. Materna
Zum Aufbruch in die Fabrikgesellschaft: Arbeitersiedlungen

G. Mergner
Johannes Knief und seine Region, Teil 1

Heft 2/3 (16,- DM)

K. Burkhard
Zwischen Autonomie und Philantropie. Zu den Anfängen der Arbeiterbildung in England

G. Mergner
Johannes Knief und seine Region, Teil 2

D. Rossmann
Statische Repräsentanz: Kommunistische Öffentlichkeit in einer Kleinstadt der Weimarer Republik

Heft 4 (12,- DM)

A. Bergmann
Geburtenrückgang - Gebärstreik. Zur Gebärstreikdebatte 1913 in Berlin

A. Brandenburg/W. Braunschädel/ J. Hausmann/J. Materna
Ruhr-Universität Bochum

D. Vanoli
Die Seidenklöster

G. St. Jones
Die Grenzen proletarischer Theoriebildung in England vor 1850

Heft 5 (12,- DM)

James Wickham
Sozialfaschismus und Spaltung der Arbeiterbewegung: Arbeiter und politische Parteien in Frankfurt 1929/30

Joachim Bruhn
Thesen zum nationalsozialistischen Arbeitsbegriff

Helga Grubitzsch
Mutterschaft und Mutterideologie in der Geschichte der Frauenbewegung

Heft 6 (14,- DM)

Bernd Nitzschke
Die nationalsozialistischen »medizinischen« Experimente

Ulrich Wyrwa
Der Alkoholgenuß der Hamburgischen Unterschichten (1750-1850)

Manfred Liebel
Die Arbeit kann uns gestohlen bleiben! Historische Skizzen zur Arbeitslust bei Jugendlichen

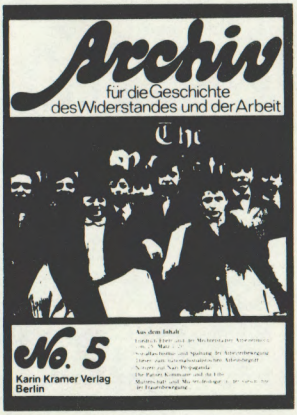
Heft 7 (22,- DM)

Christoph Bartels
Schieferdörfer im Linksrheingebiet

Dieter Gündisch
Arbeiterbewegung und Widerstand in Wetzlar 1933

Beate Fieseler
Intelligencija-Frauen und Arbeiterinnen in städtischen Zirkeln Rußlands, 1870-1900

Petra Weber
Der Assoziationsgedanke d. Anarchisten



Walter L. Bernecker: "Reiner" oder syndikalistischer Anarchismus?
Hans Schafranek/Werner Wögerbauer: Zur Geschichte der Amigos de Durruti
Sabine Behn/Monika Mommertz: Mujeres Libres - anarchistische Frauen in Revolution und Widerstand
Sebastià Gasch: Einige sensationelle Erklärungen von Carl Einstein
Ulrich Linse/Michael Rohrwasser: Der Mann, der nicht B. Traven war. Zur Biographie Robert Bek-grans
Heinz Langerhans: Das Buch der Abschaffungen. Bericht über nachgelassene Aufzeichnungen von Karl Korsch
Andreas Müller: Anarchosyndikalisten und Nationalsozialisten in Mengede in der Frühphase der Weimarer Republik
Manfred Grieger: Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge 1939 - 1945
Willy Buschak: Kellner im Widerstand
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-408-6

208 S., DM 22,-

Hans Schafranek:
Die verdrängte Kooperation von Nationalsozialisten und Linken im illegalen Kampf gegen die Diktatur des "Austrofaschismus"
Ulrich Linse:
Die Schwarzen Scharen - eine antifaschistische Kampforganisation deutscher Anarchisten
Ute Daniel:
Frauen in der Kriegsgesellschaft 1914-1918
Sabine Behn:
Mädchen in der Jugendbewegung
Michael Buckmiller:
Zur Problematik der Sorel-Rezeption in Deutschland
Martin Henkel:
Jürgen Kocka - ein Historiker der Nationalen Identitäts-Stiftung
Peter Kröger:
Die Zweite Reichsgründung zu Worms und ihr Sendbote Bahro
Ulrich Linse:
Robert Bek-gran - ein Nachtrag
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-409-4

168 S., DM 22,-

Reinhart Kößler: Überstunden für die "Aurora". Betriebskomitees in der Petrograder Rüstungsindustrie 1917
Otto Langels: Die Revolutionären Industrieverbände. Gewerkschaftspolitik in der Weimarer Republik zwischen Freien Gewerkschaften und KPD
Hans Schafranek: "Unpersonen": Spanienkämpfer zwischen Verrat und Widerstand in Österreich 1938 - 1944
Willy Buschak: Schwalben der Arbeit - ein Beitrag zur Geschichte der Bäckereiarbeiter und des Anarchismus in Argentinien
Gernot Volger: Max Hoelz - Kämpfer, Rebell, Revolutionär
Joachim Bruhn: Abschaffung des Staates. Thesen zum Verhältnis von anarchistischer und marxistischer Staatskritik
Bodo Schulze: Autonomia - Vom Neoleninismus zur Lebensphilosophie
Raniero Panzieri: Sieben Thesen zur Frage der Arbeiterkontrolle
Rezensionen und Hinweise

ISBN 3-88663-410-8

224 S., DM 22,-

Die Organisation der Communistenpartei ist aufgelöst, der Communismus selber ist theoretisch veraltet, und man thut vielleicht der Gesellschaft den besten Gefallen, wenn man über die Thorheiten des Communismus lächelt und die Sünden der Communisten ignorirt oder vergißt.

Edgar Bauer, London 14. December 1852

DM 26,–